This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

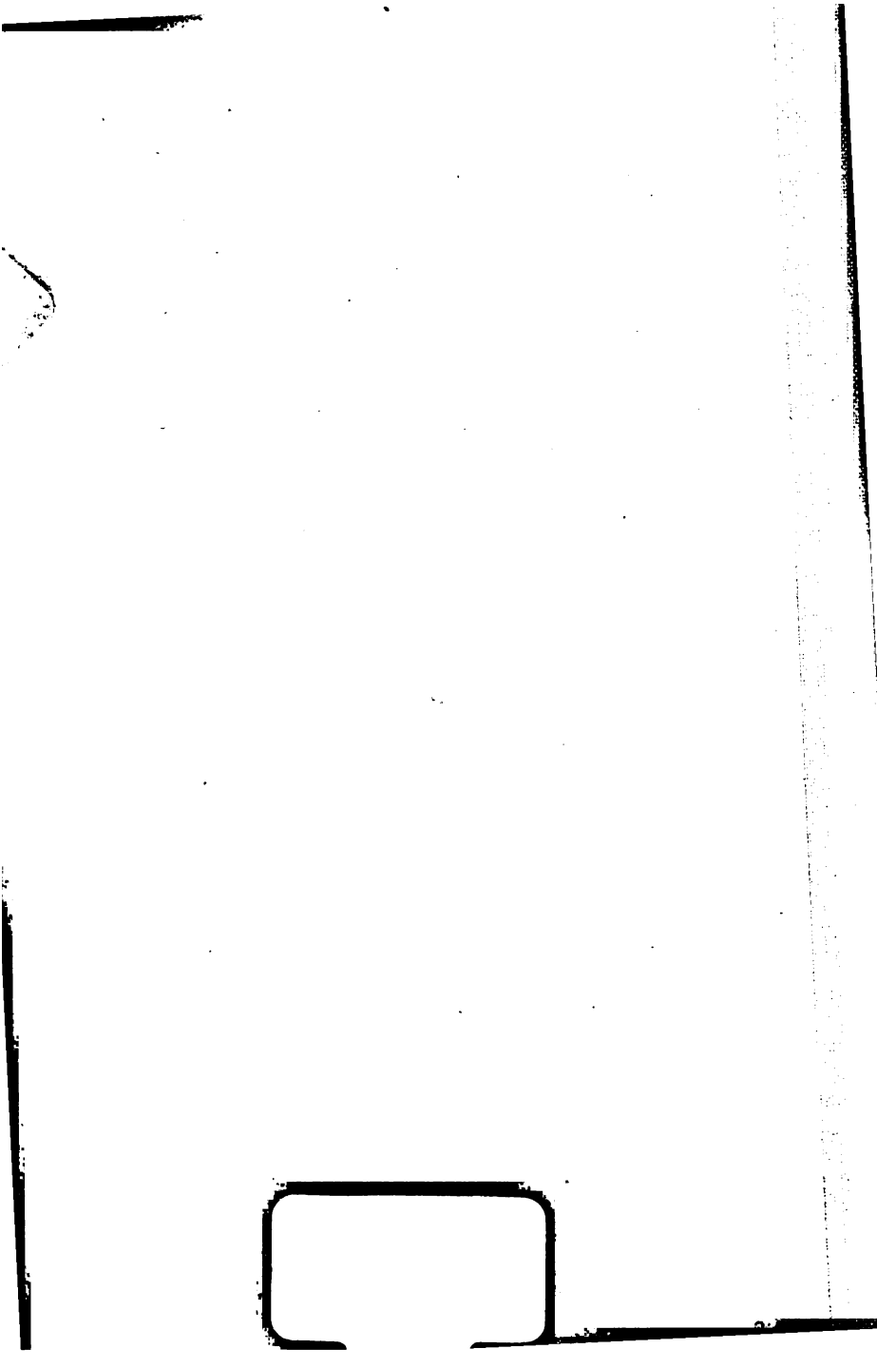
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07575045 9



Sylveſter von Geyer

Von demſelben Verfaſſer erſchien im gleichen Verlage:

Von der Lebensſtraße und andere Gedichte.
Freilichtbilder. Skizzen und Novellen.
Die Sünde. Geſchichte eines Offiziers.
Drohnen. Moderner Roman.
Vom Tode. Novellen.
Unter uns Junggeſellen. Freie Geſchichten.
Unſer Regiment. Ein Reiterbild.
Die ſieben Gernopp. Eine luſtige Geſchichte.
Leidenſchaften. Männliche weibliche ſächliche Geſchichten.
Oſſit: Ilſe.
Maria da Caza. Roman.

Sylveſter von Geyer

Ein Menſchenleben

Roman

von

Georg Freiherrn von Ompteda

Erſter Band

Zweite Auflage

Berlin W
F. Fontane & Co.
1897

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
634406 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1932 L

Alle Rechte
vor allem das der Übersetzung
vorbehalten.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Meinen Eltern

in Liebe und Verehrung

zu eigen

99Y439

Vorwort.

Ein Menſchenleben mit all ſeinen Irrtümern und Niederlagen, ein Menſchenleben mit ſeinen Höhepunkten und Siegen ſuche ich hier aufzurollen, von der Geburt bis zum Tode. Es iſt mir darum zu thun geweſen, das Werden eines Menſchen zu zeigen, ein in beſcheidenen Grenzen ſich entwickelndes, kurzes Daſein. Und ich habe dazu in eine typiſche Schicht unſeres deutſchen Volkes gegriffen, der wir Tüchtiges und Großes verdanken, die mitgeholfen hat, uns zu dem zu machen, was wir heute in der Welt ſind.

Es iſt das Holz, aus dem unſere Helden der Befreiungskriege geſchnitten ſind, aus dem die Leute wuchſen, die durch Blut und Eiſen das Reich einten, die einen Moltke hervorgebracht haben, als höchſten, unerreichten Vertreter. Es iſt der deutſche Armeeadel.

Vom ſogenannten Schwertadel, dem das Wörtlein „von" gegeben ward, als ein Glied der Familie eine hohe Stelle im Heer erreichte, iſt er wohl zu unterſcheiden.

Ihr kennt ſie, dieſe „Geyers", die ſeit Geſchlechtern in der Armee gedient, deren Stern aufging mit ihrem Herrſcherhauſe und noch leuchtet mit ihm. Wer einmal

die Geſchichte oder die Pſychologie des deutſchen Offiziers ſchreiben wird, der muß ihnen einen breiten Raum geben in ſeiner Darſtellung.

Seit Geſchlechtern dienen ſie in der Armee: der Sohn folgt, nach einem Naturgeſetz, dem Berufe des Vaters. Nur einzelne, wenige Glieder werden dem Waffenhandwerke untreu und fallen damit ſozuſagen aus dem Rahmen der übrigen. Aber auch dieſen bleibt immer noch „der Ahnherr, der ſich regt im Blute", den ſie nicht überwinden können, und würden ſie noch ſo weit aus der Bahn geſchleudert.

Dieſe „Geyers" ſind ein eigenes Element im Staate geworden, ſie ſtellen den Stamm dar, aus dem das Offizierskorps ſeine beſte Kraft zieht. Sie haben ihre Namen in die Tafeln der Geſchichte gegraben, ſie beſitzen eine Überlieferung, die ihnen den Weg weiſt, die ihnen den Säbel in die Wiege legt.

In dieſen Familien gilt nur eines: der Dienſt Seiner Majeſtät. Er iſt allen in's Blut übergegangen, er bildet das ganze Intereſſe, er iſt für ſie die Luft, die ihnen zum atmen nötig iſt. Die Männer thun den Rock des Königs an ſchon als Knaben, die Mädchen erblicken ihre Zukunft an der Seite eines Offiziers, die Frauen erziehen ihre Söhne für den Beruf, der ihnen einzig möglich ſcheint.

Zu einer Kriegerkaſte ſind ſie geworden.

Wie überall, wo Kaſtenweſen herrſcht, greift unter ihnen in gewiſſem Maße eine Verknöcherung um ſich, eine Verengung des Horizontes, ein Nicht-begreifen-können anderer Kreiſe und fremder Lebensthätigkeit. Meiſt bleibt es bei Gleichgültigkeit und Teilnahmloſigkeit ſtehen, bei einzelnen artet es aus in Hochmut und Beſſerdünken.

Aber dieſer Hochmut iſt nicht ernſt zu nehmen, wie faſt immer im Leben. Aus gewollter Beſchränkung ergiebt ſich leicht Beſchränktheit.

Und die Klugen dieſer „Geyers", die mit dem Marſchallſtabe im Torniſter, ſind weitherzig, alles begreifend, für alles Intereſſe zeigend, mit offenen Augen begabt, um zu ſehen und zu verſtehen, was rings vorgeht in der Welt. Ihnen iſt die Vergangenheit ihrer Familie kein Grund, um ſich beſſer zu dünken, als andere, aber auch kein unnützes Gepäck auf der Lebensreiſe, ſondern die Verpflichtung, der Sporn zu eiſerner Thätigkeit, zu höchſten Zielen.

Arm ſind ſie faſt alle, zu erwerben haben ſie meiſt nicht verſtanden. Was ſie hatten, zehrte der Kriegsdienſt, geſchlechterlang hintereinander geübt, auf, denn Sold und Ruhegehälter reichten nicht hin — bei ſtarker Familie, der das Zweikinderſyſtem unbekannt iſt — um Reichtümer zu ſammeln. Und auch durch Heirat ſcheinen ſie in den meiſten Fällen keine Glücksgüter erwerben zu ſollen, als widerſpräche es der Überlieferung.

Unter dieſen „Geyers" iſt die „Kommißheirat", die mit knapper Not das nötige Einkommen aufbringt, das der Staat für den verheirateten Offizier verlangt, anſcheinend die Regel. Sie wählen in weitaus den meiſten Fällen, wie es immer ſein ſollte, ihre Lebensgefährtin aus Neigung. Bei ihnen hat die Liebe noch ihren Wert.

Ihre Lebensverhältniſſe und Bedürfniſſe ſind einfach, ſie ſind es im Vaterhauſe geweſen und ſie bleiben es. Die erhöhten Anſprüche der Zeit treten zwar an ſie heran, winken vielleicht begehrlich aus der Ferne, aber entgleiten ihnen meiſt unter den Händen, die ſie ſchüchtern darnach ausgeſtreckt. Dann wird jenen jungen „Geyers", die ein

paar Augenblicke gemeint, einen anderen Flug zu nehmen, doch wieder der Weg gewieſen, den ihre Väter und Vaters-väter geſchritten.

Sie, die in Standespflichten den äußeren Schein zu wahren haben zu Ehren ihres Rockes, müſſen wahrlich oft härter den Kampf um's Daſein kämpfen, als mancher Sohn der misera plebs.

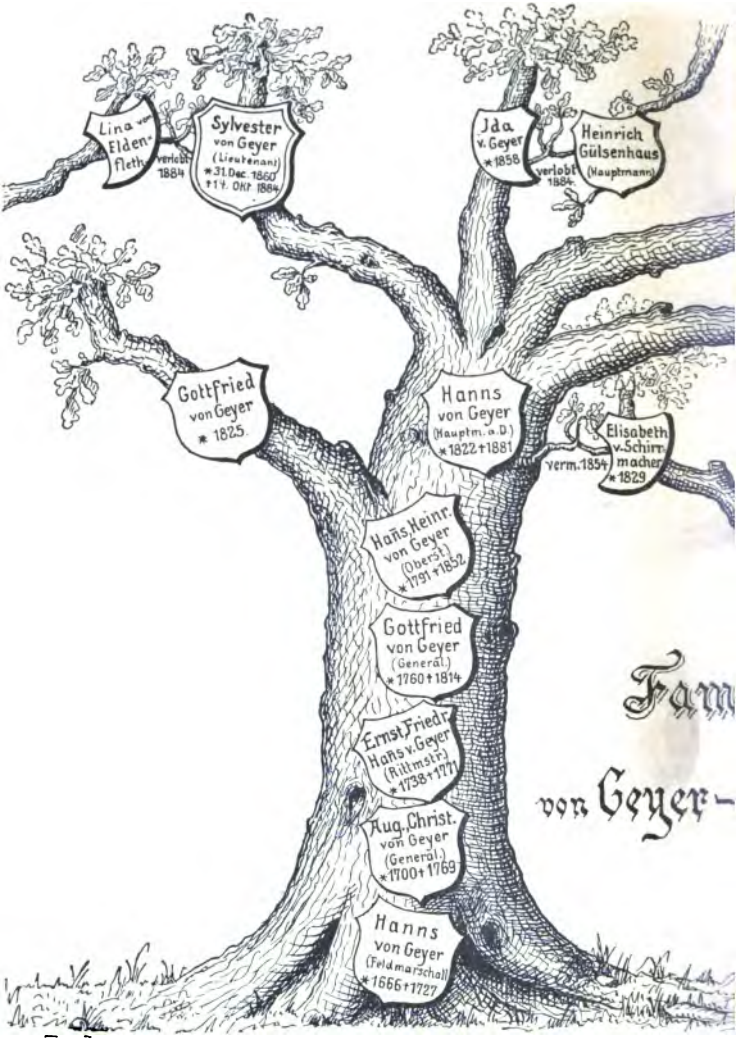
Aber ihnen erſteht kein Prophet!

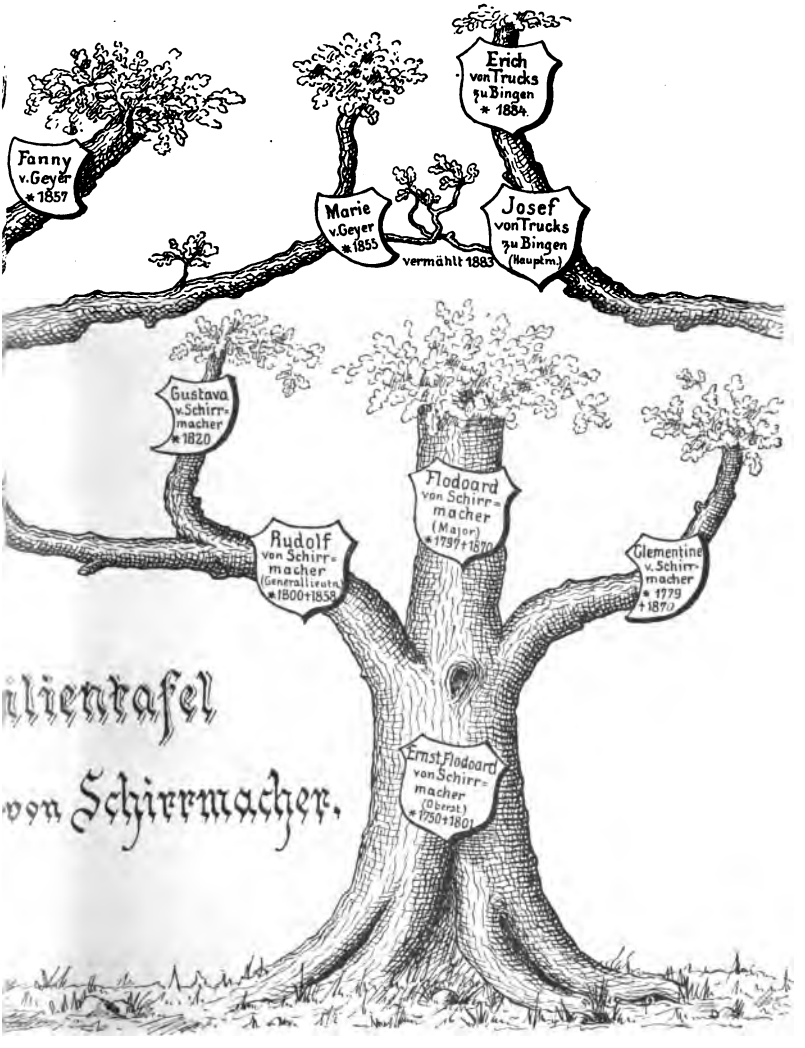
Und es iſt gut ſo, denn wie ſie ſind, dieſe „Geyers", dienen ſie ehrlich ihrer Zeit und ihrem Volke. Vielleicht werden ſie einmal in der Zukunft ihre Daſeinsberechtigung verlieren, aber heute noch gelten die Worte Kaiſer Wilhelms des Erſten, die er der Verordnung über die Ehrengerichte der Offiziere vorangeſtellt:

„Je mehr anderwärts Luxus und Wohlleben um ſich greifen, um ſo ernſter tritt an den Offiziersſtand die Pflicht heran, nie zu vergeſſen, daß es nicht materielle Güter ſind, welche ihm die hochgeehrte Stellung im Staate und in der Geſellſchaft erworben haben und erhalten werden. Nicht nur, daß die kriegeriſche Thätigkeit des Offiziers durch eine verweichlichende Lebensweiſe beeinträchtigt werden könnte, ſondern völlige Erſchütterung des Grundes und Bodens, worauf der Offiziersſtand ſteht, iſt die Gefahr, welche das Streben nach Gewinn und Wohlleben mit ſich bringen würde."

Dresden, am 1. Oktober 1896.

Georg Freiherr von Ompteda.


Lina von Elden-fleth
verlobt 1884
Sylvester von Geyer (Lieutenant) *31. Dec. 1860 †19. Okt 1884
Ida v. Geyer *1858
verlobt 1884
Heinrich Gülsenhaus (Hauptmann)
Gottfried von Geyer * 1825
Hanns von Geyer (Hauptm. a. D.) *1822 †1881
verm. 1854
Elisabeth v. Schirr-macher *1829
Hans Heinr. von Geyer (Oberst) *1791 †1852
Gottfried von Geyer (General) *1760 †1814
Ernst Friedr. Hans v. Geyer (Rittmstr.) *1738 †1771
Aug. Christ. von Geyer (General) *1700 †1769
Hanns von Geyer (Feldmarschall) *1666 †1727
Fam
von Geyer-


Erich
von Trucks
zu Bingen
* 1884
Fanny
v. Geyer
* 1857
Marie
v. Geyer
* 1855
vermählt 1883
Josef
von Trucks
zu Bingen
(Hauptm.)
Gustava
v. Schirr-
macher
* 1820
Flodoard
von Schirr-
macher
(Major)
* 1797 † 1870
Rudolf
von Schirr-
macher
(Generallieutn.)
* 1800 † 1858
Clementine
v. Schirr-
macher
* 1779
† 187?
Ernst Flodoard
von Schirr-
macher
(Oberst)
* 1750 † 1801
ilientafel
von Schirrmacher.

1.

Am 31. Dezember 1860, kurz vor Beginn des neuen Jahres, wurde dem Königlich Sächsischen Hauptmann a. D. Hanns von Geyer ein Sohn geboren.

Das Kind war groß und kräftig und schrie sofort. Der Vater sah es freudig an, war dies doch ein Zeichen von Leben und Gesundheit. Aber er betrachtete es bald mit wehmütigen Blicken, denn der Knabe gab einen hungrigen Esser mehr am Tisch, auf den die Eltern nicht viel zu setzen hatten. Doch der kleine Kerl schaute schon so menschlich aus, daß der Hauptmann an ihm dennoch seine Freude empfand.

Er stellte sich an die Wiege, in der früher bereits drei Geschwister des Neugeborenen gelegen, lüftete ein wenig die Tücher, die seinen Sohn vorsorglich umgaben und musterte ihn lange. Dabei entschwand ihm allmählich die ganze bange Stimmung, in der er seit dem Morgen des Tages gewesen, weil sich dieses Mal die Geburt ganz ungewöhnlich schwer angelassen hatte. Aber des Hauptmanns Gesicht verfinsterte sich von neuem, als er an die Zukunft dachte und sich im Fluge überlegte, was er seinem Kinde in der Welt werde bieten können. Und dem weichen Manne rann eine Thräne vom Auge halb aus Rührung und Dankbarkeit, halb aus Kummer und

Sorge, und tropfte nieder gerade auf die Schläfe des Knaben.

Eine Thräne war das erſte, was er im Leben empfing.

Dann ließ die Mutter ſich ihn geben, die trotz Schwäche und Schmerzen nur an ihr Kind dachte, und drückte einen langen Kuß auf die Stirn des kleinen Schläfers, während draußen die Glocken das neue Jahr mit feierlichem Klange einläuteten.

Am anderen Morgen ſagte der Hauptmann zu ſeiner älteſten Tochter, dem blonden Mariechen, die noch nicht fünf Jahre zählte:

— In der Nacht haben euch die lieben Englein ein Brüderchen gebracht!

Die Kleine klatſchte in die Hände:

— Iſt er ſchon danz droß?

Der Vater meinte, das Brüderchen ſei noch ganz klein und fügte hinzu, als es Mariechen zu ſehen verlangte, es ſei ſo klein noch, daß ſie erſt ein bißchen warten müſſe, bis es gewachſen wäre. Damit beruhigte ſich das Kind und ging, nachdem ihr der Vater die Thürklinke geöffnet, bis zu der ſie noch nicht heraufſlangen konnte, ins Kinderzimmer, um die Neuigkeit den Geſchwiſtern mitzuteilen, ſo gut ſie es verſtehen mochten, denn die Zweitälteſte, Fanny, zählte erſt drei, die Jüngſte, Ida, zwei Jahre.

Der Arzt hatte für die Wöchnerin unbedingte Ruhe anbefohlen, nur ihre Schweſter Tante Guſtel, die unverheiratet war und mit im Hauſe lebte, hatte Zutritt. Sie war die Pflegerin und ſie mußte alles beſorgen für die Kranke, denn die Dienſtboten: Emilie die Köchin und Emma das Stubenmädchen, hatten ohnedies vollauf zu thun.

In den erſten Tagen nach der Geburt kamen die wenigen Verwandten, die Geyers in Dresden beſaßen, um das Kindchen zu ſehen. Das Wurm ſchlief aber faſt immer bis auf die kurze Zeit, wo es zu ſeiner Mutter gebracht wurde, die es ſelbſt nähren wollte. So hatte niemand einen rechten Eindruck von ihm, bis auf Onkel Gottfried, den einzigen Bruder des Hauptmanns, der erſchrocken rief, als das Kind für einen Augenblick die Lider aufſchlug:

— Um Gottes Willen der Bengel ſchielt ja, Hanns!

Der Hauptmann trat ängſtlich an den Kleinen heran, um ſich ſelbſt zu überzeugen, doch Tante Guſtel erklärte, daß Mariechen, Fanny und Ida alle drei geſchielt hätten und nun die herzigſten Augen beſäßen, die man ſich denken könne.

Dann gingen die Brüder in des Hauptmanns Zimmer, wo ſchon die anderen Dresdener Verwandten verſammelt waren: Major a. D. von Schirrmacher, der Onkel der Wöchnerin, und ſeine Schweſter Tante Clementine, trotz ihrer einundachtzig Jahre noch beweglich und friſch wie ein junges Mädchen.

Man ſetzte ſich und der Hauptmann ließ Kaffee kommen. Er bewirtete gern, obwohl ihm ſeine Frau regelmäßig darüber Vorwürfe machte, weil ſie ſich beſtrebte, jede Ausgabe zu vermeiden, die nicht durchaus notwendig war. Aber heute lag ſie ja drüben und wußte nichts davon, und heute wo die Verwandten zum erſtenmal nach der Geburt ſeines Sohnes da waren, hätte er es geradezu für unpaſſend erachtet, ihnen nichts vorzuſetzen.

Nun wurde auf das eifrigſte das große Ereignis der

Ankunft eines neuen Weltbürgers durchgeſprochen und die alte Tante Clementine wollte ſofort wiſſen, wie der Knabe heißen ſollte. Aber der Major ſagte geheimnisvoll wichtigthuend:

— Vor der Taufe darf man nie nach dem Namen fragen!

Etwas verprellt ſchwieg Tante Clementine, doch ganz konnte ſie ihre Neugierde nicht bezähmen und fragte deshalb den Hauptmann:

— Habt ihr denn ſchon einen Namen gefunden?

Der Vater ſchüttelte den Kopf. Er wollte ſich darüber äußern, doch Onkel Schirrmacher, der ſehr abergläubiſch war, rief mit ſeiner rauhen, gaumigen Stimme:

— Wenn ihr dem Jungen Unglück bringen wollt, ſo redet nur ja darüber .....

Nun ſchwiegen alle. Nach einer Weile meinte Onkel Gottfried, des Hauptmanns Bruder, indem er tief ſeufzte:

— Viel Glück erwartet den Bengel im Leben doch nicht!

Der Hauptmann kniff die Lippen aufeinander. Im Inneren gab er ſeinem Bruder recht. Doch der Major ereiferte ſich:

— Was iſt denn das nun wieder für eine Redensart! Warum ſoll denn der Junge nicht mal glücklich werden? Schockſchwerebrett noch mal, warum denn nicht?

Gottfried von Geyer zuckte die Achſeln:

— Weil er mit allerlei Vorurteilen auf die Welt gekommen iſt. Ja ... ja ... ſchon gekommen iſt, denn die ſtecken in ſeinen Eltern ..... Die kleine Krabbe iſt heute ſchon der Herr von Geyer — aber zu beißen

wird er nicht viel haben .... und als Herr von Geyer wird er erzogen werden — und wird immer noch nichts haben ..... und dann wird er Offizier .... weil .... nun mal ſeit hundertundfünfzig Jahren alle Geyers Offiziere geweſen ſind, bis auf mich ..... natürlich ....

Die anderen beiden wollten ihn unterbrechen, doch er ſprach haſtig weiter:

— Alle ſind ſie Offiziere geweſen ..... und er wird's auch werden ..... Geld machen kann man aber als Leutnant nicht ..... wirtſchaftlich unproduktive Leute ..... tiver Stand .. iſt das, und ....

Weiter kam er nicht, denn der Major fiel ihm ins Wort und ſtellte ſeinen Standpunkt feſt, daß im Leben Geld für einen Offizier keine Rolle zu ſpielen habe, und die Ehre genüge. Wenn das Kind ſpäter einmal dem Beiſpiel ſeiner Väter folge und den Rock Seiner Majeſtät anziehe, ſo ſei es ganz gleichgültig, ob es Vermögen habe oder nicht. Dann ſagte der alte Soldat noch etwas von materialiſtiſcher Weltanſchauung und Luxus, der in den Adelskreiſen eingeriſſen wäre, bis ſeine Erklärungen in einem Stottern und Brummen erſtarben.

Gottfried von Geyer ließ ihn ruhig ausreden. Es war immer die gleiche Geſchichte. Für Leute vom Schlage des Majors blieb er doch aus der Art geſchlagen, er, der erſte Geyer, ſeit hundertundfünfzig Jahren, der nicht Offizier geworden war. Sie konnten ſich niemals verſtehen. Früher war es ihm mit ſeinem Bruder ebenſo gegangen. Aber ſeitdem dieſer den Abſchied bekommen — aus heiterem Himmel ohne jede Veranlaſſung, wie er ſelbſt verbittert meinte, in Wirklichkeit jedoch, weil

er, der weiche, gutmütige Mann nicht die Gabe beſaß, Disziplin zu halten — ſeitdem verſtanden ſich die Brüder beſſer.

Und als Major von Schirrmacher nach ein paar Minuten mit Tante Clementine ging und Gottfried und Hanns von Geyer allein waren, ſchritt der Hauptmann auf ſeinen Bruder zu, ſchlug ihm auf die Schulter und rief:

— Eins will ich Dir übrigens nur ſagen, Gottfried: der Junge wird nicht Soldat!

2.

Der Kleine, wie er vor der Taufe noch im Hauſe hieß, wurde täglich runder und dicker, obwohl er die Flaſche bekam, da ſeine Mutter keine Nahrung mehr hatte, und ſie keine Amme bezahlen konnten. Er ſchaute aus ſeinen blauen Augen fröhlich in die Welt hinein, als gäbe es gar keinen Jammer und kein Elend.

Da die Eltern drei Töchter beſaßen, ſo hatten ſie nicht auf einen Knaben gezählt, ſondern feſt angenommen, es müßte wieder ein Mädchen ſein. Sie wollten es Clementine nennen und Tante Clementine zu Gevatter bitten. Als es nun aber ein Junge war, fehlte der Name. Sie ſannen hin und her, doch nichts gefiel ihnen.

Pate ſtehen ſollten Gottfried von Geyer und Major von Schirrmacher, als Bruder vom Vater der jungen Mutter. Dann wären beide Familien vertreten geweſen. Aber von den Vornamen der beiden wollte der Haupt-

mann für ſeinen Sohn nichts wiſſen. Inbetreff des Gottfried ſtimmte ihm ſeine Frau bei, aber Flodoard, wie der Major hieß, fand ſie hübſch und paſſend:

— Es iſt ein alter Familienname, Hanns, das mußt Du nicht vergeſſen!

Und er entgegnete:

— Gottfried iſt auch ein Geyerſcher Familienname. Trotzdem iſt er ſcheußlich!

Sie gab nach, bat nur ihren Mann, ihr die Wahl zu überlaſſen. Er war einverſtanden und ſie kamen überein, die Mutter ſollte am Tauftage erſt, den von ihr gewählten Namen nennen.

Um die Koſten einer Taufe im Hauſe zu ſparen, war beſchloſſen worden, daß Tante Guſtel das Kind in die nahe Annenkirche tragen ſollte, der Vater, der Major und Onkel Gottfried würden ihr das Geleit geben. Nach der heiligen Handlung ſollte ſich dann die Taufgeſellſchaft zum Eſſen vereinigen.

Die Mutter mußte es ſich verſagen, mit in die Kirche zu gehen. Der Arzt hatte es ihr ſtrengſtens verboten. Sie meinte, es ſei nicht notwendig, den Geiſtlichen einzuladen, aber der Hauptmann beſtand darauf:

— Das iſt in unſeren Kreiſen einmal ſo Sitte und ich finde, wir können keinesfalls davon abgehen, Liesbeth! Wenn es uns auch mehr koſtet: zu gewiſſen Dingen iſt man nun einmal verpflichtet. Die Taufe eines Sohnes iſt etwas, was nicht alle Tage geſchieht, und wir dürfen nicht vergeſſen, daß, da Gottfried nicht verheiratet iſt, auf unſeres Sohnes Augen wahrſcheinlich einmal ganz allein der Name Geyer geſtellt bleibt, der nun ſchon an die ſiebenhundert Jahre alt iſt. Falls Du mir nicht etwa

noch einen Sohn ſchenkſt — was Gott verhüten möge, denn wir ſind ſo ſchon knapp.

Nun blieb es dabei, der Geiſtliche wurde eingeladen, und zum großen Schrecken der Mutter beſtellte der Hauptmann noch dazu einen Lohndiener für den Tag. Sie wagte nichts zu ſagen, denn ſie wußte, wie unglücklich ihr Mann ſo ſchon ohne Diener war, weil er den Burſchen ſeine ganze Dienſtzeit hindurch gewohnt geweſen.

Am Morgen des Tauftages ſagte die Mutter, indem ſie ihrem Gatten den Kleinen brachte, der ſie freundlich anlächelte:

— Hanns, unſer Kind ſoll Sylveſter heißen!

Zuerſt war der Hauptmann erſchrocken, der Name erſchien ihm zu ungewöhnlich. Keiner in der Familie hatte bisher ſo geheißen. Aber ſchließlich ſöhnte er ſich mit Sylveſter aus:

— Es hat was nicht gewöhnliches! Sylveſter klingt zwar eigentlich ein bißchen katholiſch, aber es iſt nicht der Name aller Welt. Wer heißt ſo? . . Es hat doch was . . . Apartes . . . .

Und als Tante Guſtel den Jungen auf den Arm nahm, um ihn zur Kirche zu tragen, ſagte der Hauptmann zu ihr, ſie ſolle mal aufpaſſen welch ſchönen Namen das Kind erhalten werde.

Das Taufkleid war dasſelbe in dem Mariechen, Fanny und Ida einſt geſteckt hatten: weiß mit einem Spitzenſaum und ſeidenen Schleifchen. Kein Menſch befand ſich in der Kirche — in die ſie vom Hauſe auf der Ammonſtraße in ein paar Minuten gegangen waren — nur der Kirchendiener war da und der Geiſtliche.

Der Kleine verhielt ſich ganz ruhig. Er ſchlief während Tante Guſtel mit ihm zum Altar ſchritt, neben der Onkel Gottfried und der Major gingen. Der Hauptmann folgte mit Mariechen an der Hand. Als Älteſte hatte ſie die Erlaubnis erhalten, mit zu kommen.

Die alte Tante Clementine war bei der Mutter geblieben. Sie hatte gehuſtet in den letzten Tagen und ſcheute trotz ihrer ſonſtigen Rüſtigkeit bei ihrem hohen Alter die Kälte der Kirche in dieſen Februartagen.

Während der ganzen Taufe blieb das Kind ruhig, nur nachdem es den Namen bekommen und der Geiſtliche mit ein paar Waſſertropfen ſeine Stirn netzte, ſtieß es einen leiſen Ton aus.

Als die Geſellſchaft die Kirche verließ, ſchlief Sylveſter feſt im Arm der Tante Guſtel.

Auf dem Nachhauſewege machte der Major ſeinem Ärger über den Namen Luſt:

— Ich kann nicht finden, daß der Name, den ihr gewählt habt, geeignet iſt dem Kinde Glück zu bringen.

Onkel Gottfried meinte boshaft:

— Flodoard würde den Vorteil gehabt haben, daß der Bengel in der Schule deswegen genau ſo geſchunden werden würde, wie ich früher mit meinem Gottfried.

Major von Schirrmacher höhnte:

— Sylveſter? Glauben Sie lieber Gottfried über Sylveſter werden die Rangen nicht auch herfallen? Hoho! Und wenn erſt ſein Geburtstag kommt, am Sylveſter! Hoho, paſſen Sie mal auf, wie ſie ihn da hänſeln werden.

Onkel Gottfried lachte:

— Pardon, lieber Major. Am Sylveſter ſind die Schulen geſchloſſen, da ſind noch Weihnachtsferien!

Der Major brummte in ſeiner gewöhnlichen Art und das Geſpräch brach ab, nachdem Tante Guſtel noch ſchüchtern dem Streit der Herren hinzufügt:

— Sylveſter iſt doch ganz hübſch, da er am Sylveſter nun mal geboren iſt.

Als man zu Hauſe ankam, ließ ſich die Mutter genau alles erzählen. Sie war ſehr bewegt, als ſie hörte, daß Konſiſtorialrat Danneberg darauf hingewieſen, wie Gott es gerade ſo gefügt habe, daß der Knabe noch im alten Jahre zur Welt gekommen, als ſchönſter Erſatz für das Schwere, das ihnen achtzehnhundertundſechzig gebracht, nämlich die Verabſchiedung des Hauptmanns.

Onkel Gottfried fand im Gegenteil dieſe Anſpielung eine Taktloſigkeit des Geiſtlichen, und der Major bekämpfte augenblicklich dieſe Anſicht, indem er ſie mit Gottfrieds bekanntlich etwas freien Anſchauungen erklärte.

Das Eintreffen des Konſiſtorialrates endete die Unterhaltung. Noch ein kurzes Verweilen im Salon, dann ging es zu Tiſch. Die beiden Eltern, die beiden Paten, die beiden Tanten und der Geiſtliche waren die Teilnehmer.

Die Mutter hatte ein ſchwarzſeidenes Kleid angezogen — ſie beſaß kein helles — und ſich ein paar Roſen angeſteckt. Dazu trug ſie eine Schnur von echten Perlen, den einzigen Schmuck, den die Familie noch aus der Vergangenheit beſaß, bis auf ein einfaches, goldenes, breites Armband mit einem Brillanten darauf, ein Andenken ihrer verſtorbenen Mutter.

Der Hauptmann war zum erſten Mal in ſeinem

Leben im Frack, den er sich zu dieser Gelegenheit hatte anfertigen lassen. Er mußte doch einmal einen haben, nun da er verabschiedet war. Dazu hatte er die drei Orden angethan, die er sich während seiner Dienstzeit erworben.

Die alte Tante Clementine trug zur Feier des Tages eine neue, weiße Spitzenhaube und Tante Gustel eine große „Coiffure" aus rotem Sammet mit in die Höhe stehenden Federn. Dazu hatte sie sich ein Seidenkleid hervorgesucht, das sie regelmäßig bei allen Familienfesten und feierlichen Gelegenheiten schon seit vielen Jahren anzulegen pflegte. Für dieses Mal war es unverändert geblieben, weil sie es vor zwei Jahren zur Taufe der kleinen Ida hatte auffrischen lassen.

Das Diner verlief sehr feierlich. Die Eltern saßen einander gegenüber. Rechts von der Mutter hatte Konsistorialrat Danneberg Platz genommen, ein freundlicher alter Herr mit langen, grauen Locken, der einst schon den Hauptmann und seinen Bruder konfirmiert hatte. Er war sehr gesprächig, aber in angenehmer Weise und bezauberte vor allem Tante Gustel links vom Hausherrn, gerade ihm gegenüber.

Das alte Mädchen hing an seinen Lippen, da sie allsonntäglich in die Kirche ging, und sich nun glücklich fühlte, einmal wieder den aus nächster Nähe zu sehen und zu hören, der sie so oft schon erschüttert und getröstet hatte, wenn er von der Kanzel herab drohende oder verheißende Worte sprach.

Onkel Gottfried verhielt sich still, er ließ den Geistlichen reden und nickte nur ab und zu, schüttelte den Kopf oder machte ein gespanntes Gesicht um seine Aufmerksam-

keit zu bekunden. Und der Major links von ſeiner Nichte erzählte auf der anderen Seite des Tiſches ſeine alten Geſchichten aus der langen Friedenszeit nach den Befreiungskriegen, wo man Schlangenlinien in den Chauſſeegräben ritt, um die Dreſſur des Pferdes zu beweiſen. Eine Kunſt für die ſonſt Onkel Gottfried nur immer ein verächtliches Achſelzucken hatte, obwohl er ſelbſt nie auf einem Pferd geſeſſen und eine Schwadron leichte Reiter kommandiert wie Major von Schirrmacher.

Die Mutter hörte nur wenig auf ihn, da ſie ſich mehr an Konſiſtorialrat Danneberg wandte, und der Hauptmann war ſeit der Suppe ſchon völlig teilnahmlos geworden: er brütete über ſeiner Rede, die er beim Braten halten wollte. So lauſchte nur Tante Clementine dem Major mit ihrem lieben, freundlichen, gelben Runzelgeſicht. Und ſie kannte des alten Friedensſoldaten Geſchichten längſt auswendig.

Als der Rehrücken erſchien, klopfte der Hauptmann an ſein Glas. Die Tiſchgeſellſchaft ſchwieg und er erhob ſich mit einem Ruck, ſtützte beide Hände auf den Tiſch und ſenkte den Kopf, wartend bis auch wirklich alles ſtill war. Dann ſagte er gedehnt und gemütlich, ſodaß ſeine Sprechweiſe in nichts den ehemaligen Soldaten verriet:

— Wir ſind heute hier verſammelt, um ein ſchönes Feſt zu feiern. Die Taufe unſeres erſten Kindes ..... ich meine Sohnes. Für uns bedeutet ein Sohn etwas Beſonderes, denn wenn er nicht gekommen wäre, ſo hätte der Fall eintreten können, daß eine der älteſten ſächſiſchen Familien erliſcht, eine der wenigen noch exiſtierenden Familien, die die Anfänge unſeres verehrten, erlauchten, angeſtammten Fürſtenhauſes mit erlebt hat. Dieſer Fall

iſt nun nicht eingetreten. Ein junges Reis am alten Stamme iſt entſproſſen. Und deſſen freuen wir uns. Ja des freuen wir uns. Möge das Kindlein, das wir heute getauft haben ſeiner Familie Ehre machen, ſeinem Könige und ſeinem Lande nützlich ſein, ſeine Pflicht thun, die ihm auferlegt werden wird .... wie es bis heute bei uns gehalten worden iſt immer und von allen. Meine Damen und Herren ich bitte Sie mit mir anzuſtoßen auf das Wohl des jüngſten Sproſſen unſerer Familie: Sylveſter von Geyer lebe hoch!

Das Hoch verklang und es entſtand ein Augenblick Pauſe, denn der Lohndiener war mit dem Champagner nicht ſchnell genug bei der Hand geweſen, den der Hauptmann gab, um ſeine Frau damit zu überraſchen. Niemand, auch der Redner ſelbſt nicht, hatte etwas zu trinken.

Als endlich die Sektflaſche erſchien, machte die Mutter ein vorwurfsvolles Geſicht und als die Gläſer aneinander klirrten, der Hauptmann aufſtand, und um den Tiſch herum ging mit ſeiner Frau anzuſtoßen, ſagte ſie halblaut zu ihm:

— Hanns das wäre doch auch nicht nötig geweſen!

Er überhörte es in ſeiner Freude unter den lärmenden Proſtrufen des Majors. Und er war ſo gerührt, daß er ſeinem Bruder Gottfried einen Kuß gab und ihm zuraunte:

— Du, nicht wahr, den Jungen erziehen wir zuſammen. Ich gebe ihm meinen Teil mit auf den Weg und Du ..... kannſt ihm von Deinen Anſichten wiſſen laſſen, obwohl ſie nicht ganz zu unſerer Familie paſſen .... aber damit mir der Sylveſter nicht einſeitig wird ....

Denn in einzelnem magſt Du nicht ganz unrecht haben. . . . Du biſt ja viel klüger als ich . . . das ſehe ich auch ein Gottfried!

Onkel Gottfried ließ ſein Glas an das des Bruders klingen:

— Hanns, der Bengel ſoll auf mich zählen, wenn ich auch nie Leutnant oder Referendar geweſen bin, ſondern nur freie Richtung, wie ihr das nennt.

Konſiſtorialrat Danneberg, der eigentlich den Täufling hätte feiern wollen, ſprach dann über die Frauen im allgemeinen, wodurch Tante Guſtel ganz verlegen ward, da ſie meinte, er wolle die Damen hoch leben laſſen; aber mit einer kühnen Wendung ging er auf das Beſondere über und trank auf die Geſundheit der Mutter.

Nun weinte Tante Guſtel vor Rührung ein paar Thränchen.

Bald ſtand man auf; die Mutter ging dann zu Bett, da ihr der Arzt nur erlaubt hatte, zum Diner zu erſcheinen und ſie ſich ein wenig angegriffen fühlte.

Die Herren gingen in das Zimmer des Hauptmanns, um eine Cigarre zu rauchen und die alte Tante Clementine zu den Kindern. Der Geiſtliche empfahl ſich ſehr bald. Er hatte noch Amtsgeſchäfte. Die drei anderen blieben allein, und natürlich war von Sylveſter die Rede.

— Ich möchte nur erleben, daß er erwachſen iſt! — meinte der Major eingedenk der dreiundſechzig Jahre, die er zählte.

Onkel Gottfried ſprach:

— Natürlich werden Sie das erleben, jedenfalls eher wie ich, denn ich habe das beſtimmte Gefühl, daß ich nicht ſehr alt werde!

Darüber ward der Hauptmann böſe:

— Immer redeſt Du ſo, Gottfried. Du biſt doch ganz geſund, warum ſollſt Du nicht alt werden?

Gottfried zuckte die Achſeln. Der Major hatte gar nicht darauf gehört, ſondern ſetzte ſeinen Gedankengang fort:

— Die erſte Reitſtunde möchte ich ihm doch noch geben, denn zur Kavallerie muß der Junge auf jeden Fall. Leichter Reiter das wäre ſo was .....

Aber der Hauptmann ſagte trübſelig:

— Onkel, Du vergißt nur, daß dazu Geld gehört! Und das werde ich ihm leider kaum geben können.

— Ach was, das ſind nur euere übertriebenen Anſchauungen heutzutage. Zu meiner Zeit war das ganz anders. Ich kriegte von meinem Vater zwanzig Thaler Zulage jährlich. Jährlich ſage ich Dir ....

Der Hauptmann nickte:

— Zu Deiner Zeit! Aber heute giebt es kaum ein Kavallerieregiment, das nicht monatlich mehr verlangte.

Trocken warf Onkel Gottfried dazwiſchen:

— Übrigens denke ich, ſoll er gar nicht Soldat werden? Wenn Hanns vernünftig iſt und ſeinen Sohn lieb hat, erzieht er ihn zu einem produktiven Berufe. Es wird Zeit, daß unſere Familie aufhört auszugeben, was die Ahnen angeſammelt haben, und daß ſie anfängt, wieder ſelbſt zu erwerben.

Der Major war ſtarr. Er ſuchte nach Worten, endlich polterte er, wirr durcheinander etwas von bei ſich ſelbſt anfangen und lächerliche Anſichten. Onkel Gottfried antwortete, bei ſich ſelbſt habe er nicht anfangen können, weil er von Anfang an nicht darnach erzogen worden ſei, und weil er zu ſpät erſt das Rechte erkannt habe,

aber eben darum wolle er ſeinen Neffen davor bewahren, ſpäter einmal dieſelben Dummheiten zu machen, denn aus den Fehlern der einen Generation müſſe die folgende lernen.

Der Major war erregt geworden. Er, der alles nur vom Standpunkte des Untergebenen oder Vorgeſetzten beurteilte, fand die Redeweiſe des ſo viel jüngeren Gottfried reſpektlos. Darum fragte er höhniſch:

— Und was ſoll denn der Junge nach Ihrer Theorie werden? Wohl gar nichts, wie Sie ſelbſt?

Gottfried errötete. Jede Anſpielung darauf, daß er ſelbſt in fortwährendem Träumen und Zögern in den vielſeitigſten Intereſſen und Neigungen ſich zerſplittert hatte und gar nichts geworden war, kränkte ihn und er antwortete heftig, weil er wußte, daß es auf den Major wie eine Beleidigung wirken würde:

— Kaufmann ſoll er werden!

Das war auch dem Hauptmann zu viel.

— Gottfried! Damit unſer Name dann auf dem Ladenſchilde ſteht?

Und der Major, der einen roten Kopf bekommen hatte, rief:

— Bomben und Granaten, iſt das möglich! Das ſind ja ... ſind ja ... ſind ja ... ganz unerhörte Anſichten!

Sie hatten alle drei ſo geſchrieen, daß Tante Guſtel ganz ängſtlich herbeigelaufen kam und fragte, was paſſiert ſei. Von keinem konnte ſie eine Antwort bekommen und zog ſich deshalb verlegen wieder zurück. Kurz darauf erſchien auch Tante Clementine mit dem kleinen Mariechen, um ſich zu erkundigen, worüber ſie ſo gelacht hätten,

denn der Lärm war bis hinter in die Kinderstube gedrungen. Auch sie bekam keine Erklärung. Aber der Major versprach es ihr auf dem Heimwege zu sagen und darauf hin gingen die beiden. Nur Tante Clementine gab Gottfried die Hand.

Als die Brüder allein waren, sprach der Hauptmann:

— Ich habe Dir gesagt, mein Sohn soll nicht Soldat werden, weil ich selbst genug die Bitternisse dieser Laufbahn dieses Jahr erfahren habe, aber eins ist gewiß: er darf auch nicht einen Beruf ergreifen, der ihn ganz aus seinem Stande wirft und für seinen Namen nicht paßt.

Gottfried zuckte die Achseln, doch als er nach ein paar Minuten gleichfalls Abschied nahm, meinte er, nun ruhiger geworden und nicht mehr im Ärger, in dem sich doch im Blut der Ahnherr regte:

— Suche für ihn einen Beruf, später mal, der beides verbindet. Einen Beruf, in dem er erwerben und doch Edelmann bleiben kann. Man braucht ja die Tradition nicht ganz über Bord zu werfen!

Drüben aber ließ sich die Mutter vor dem Einschlafen noch einmal ihren Sohn geben, strich ihm das dünne, blonde Flaumhaar am Köpfchen und sagte, während sie ihn auf die Stirn küßte, zu Tante Gustel:

— Mir ist es, als ob mein kleiner Sylvester noch mal zu was ganz Besonderem in der Welt bestimmt wäre!

3.

Das Kind entwickelte ſich zuſehends. Alle acht Tage wurde es gewogen und immer hatte es mehr als man erwarten durfte zugenommen. Die Augen traten klarer hervor, ſeine großen, blauen Augen, ein Erbteil der Mutter. Das Geſicht formte ſich und begann Ausdruck zu bekommen. Sylveſter fing an, die Menſchen, die um ihn herumſtanden, zu erkennen und auf die Stimme deſſen zu lauſchen, der gerade ſprach. Er ſchrie ſelten, nur ab und zu ein bißchen vor dem Einſchlafen, wenn er müde war.

Die im Haus bemerkten weniger die Fortſchritte, weil ſie ihn täglich ſahen, aber Tante Clementine, ſtellte jedesmal, wenn ſie kam, einen Fortſchritt feſt und Onkel Gottfried, der mit dem Major trotz des erregten Geſpräches nach der Taufe Frieden geſchloſſen hatte, meinte, wenn er den kleinen Sylveſter im Arm hielt und ihn das Kind anlächelte und dabei mit den Händen ſchlug:

— Es iſt ein liebenswürdiges, kleines Tierchen!

Tante Guſtel kümmerte ſich vor allem um die drei Mädchen. Die Mutter dagegen verſorgte ihren Sohn ganz allein. Sie gab ihm zu trinken, ſie wuſch und badete ihn, ſie zog ihn aus und an, legte ihn trocken und fuhr ihn ſelbſt im kleinen Korbwagen auf dem Bürgerſteig der Ammonſtraße auf und ab.

Frau von Geyer war ehedem eine Schönheit geweſen und ſah immer noch hübſch aus mit ihrer ſchlanken Figur, dem geſunden, friſchen Teint, ihren blauen Augen und dem dichten, blonden Haar, aber der Kummer hatte ihr doch ſchon manche Furche gegraben, obwohl ſie erſt einunddreißig Jahre zählte.

Die damalige Eliſabeth von Schirrmacher hatte zwar als ſie in Dresden die Bälle beſucht, viele eifrige Tänzer, Bewunderer und Anbeter gehabt, aber ernſt gemeint hatte es niemand mit ihr, denn man kannte die zerrütteten finanziellen Verhältniſſe ihres Vaters, der Witwer war, und trotzdem er nur ſeine Generalspenſion bezog und ſonſt bloß Schulden hatte, ein Haus machte. So war die Tochter fünfundzwanzig geworden, ohne einen Mann zu finden, bis endlich Hanns von Geyer gekommen war, der zwar ein kleines Vermögen beſaß, aber ſonſt nur ſeinen Gehalt als Hauptmann zweiter Klaſſe, wozu er eben aufgerückt. Nur dadurch hatten ſie ſich heiraten können.

Durch die plötzliche Verabſchiedung im vergangenen Jahr, waren ihre Einnahmen weſentlich geſunken. Und dieſe Verabſchiedung ſelbſt drückte auf den Hauptmann. Nun war er ohne Beſchäftigung, dabei in der beſten Kraft ſeines Lebens. Er ſuchte wohl nach einem neuen Berufe, aber wirklich ernſt war es ihm nicht damit, denn überall und immer, wenn ſich ihm eine Gelegenheit bot, trat ſein Standesvorurteil dazwiſchen, und da es pekuniär gerade ſo ging, wenn ſie ſich auch einſchränken mußten, griff er niemals zu.

Und der Major beſtärkte ihn darin. Doch auch er konnte ihnen mit Geld nicht aushelfen, denn er und Tante Clementine hatten den größten Teil ihres Vermögens verloren, indem ſie die Schulden des Generals, ihres Bruders, bezahlt, der vor zwei Jahren geſtorben war. Onkel Gottfried aber beſaß nur das gleiche, kleine Kapital wie ſein Bruder und erwarb nichts dazu. Er half wohl hier und da nach, doch — ein ſchlechter Rechner — hatte er oft ſelbſt Not, auszukommen.

Eines Tages, im Sommer, als der kleine Sylveſter eben unter viel Weinen und ein wenig Geſchrei ſein erſtes Zähnchen bekommen hatte, brachte ihn die Mutter in das Zimmer des Vaters, um die Stelle am Zahnfleiſch fühlen zu laſſen.

Der Hauptmann ſaß unthätig am Fenſter und ſah auf die Straße hinaus. Er hatte die Rangliſte vor ſich liegen. Seit ſeiner Verabſchiedung kümmerte er ſich in Verbitterung um nichts Militäriſches mehr. Sogar aus ſeinem Zimmer war alles entfernt, was an die Vergangenheit erinnern konnte: die Bilder, Säbel, ſein Tſchako, ſeine Reitpeitſche und die Bücher, die er während ſeiner Dienſtzeit gebraucht. Nie wieder hatte er einen Blick in die Rangliſte gethan, in der er doch ſonſt ſo oft die Avancementsausſichten berechnet.

Heute nun zum erſten Male lag die Rangliſte da.

Die Mutter ſetzte ſich mit dem kleinen Sylveſter neben ihren Mann:

— Hanns, gehſt Du denn nicht mal aus? Wirklich es wäre Deiner Geſundheit zuträglicher, als hier immerfort in der Stube zu ſitzen. Denke doch nur, der Unterſchied gegen früher, wo Du den ganzen Tag in der freien Luft geweſen biſt!

Der Hauptmann wurde nicht ungebärdig wie ſonſt wohl, ſondern nahm ſeine Frau bei der Hand und ſah dem kleinen Sylveſter ins Geſicht: Er ſann nach und die Mutter ſchwieg dazu, ſie kannte die Energieloſigkeit, die ihren Mann jetzt gefangen hielt, ſeitdem er „a. D.“ war. Früher hatte ſie ſich darin geäußert, daß er im Dienſte immer am unrechten Fleck ſcharf vorgegangen war, um mit einem plötzlichen Entſchluſſe den Leuten zu

zeigen, daß er energiſch ſein könne. Dann aber wiederum hatte er alles laufen laſſen wie es lief, hatte zwar oft gedroht mit den ſchärfſten Strafen, aber ſchließlich doch nicht geſtraft, ſodaß ihm die Kompagnie auf der Naſe herumtanzte. Er hatte ſie gut übernommen gehabt, bis ſie von Beſichtigung zu Beſichtigung ſchlechter geworden war. Schließlich geſchah es eines Tages, daß ihm ein Unteroffizier vor der Front den Gehorſam verweigerte. Der Mann entging ſeiner Strafe nicht, aber die Vorgeſetzten erkannten, daß dieſer Ungehorſam nur die Folge war der Handhabung des Dienſtes, wie ſie bei Hauptmann von Geyers Kompagnie herrſchte.

Kurz darauf wurde ihm die dienſtliche Mitteilung gemacht, daß er jetzt ſchon auf eine ſpätere Beförderung zum Stabsoffizier nicht zu rechnen habe, und damit war ſein Leben verpfuſcht: zu etwas anderem ſchien er nicht brauchbar zu ſein.

Die Mutter nahm den kleinen Sylveſter und ſetzte ihn ſeinem Vater auf den Schoß. Das Kind reckte die Händchen und faßte nach dem blonden Vollbarte des Hauptmanns. Es begann die Haare zu zauſen. Er aber hatte wieder einen ſeiner Momente, in denen er Mut und Thatkraft bekam. Er ſah ſeinem Sohn lange in die Augen und ſagte, als ſpräche er zu ſich ſelbſt:

— Seitdem wir einen Sohn haben, iſt mein Daſein nicht mehr ganz leer. Was ſoll ein Hauptmann außer Dienſten auf dieſer Welt nützen? Aber nun ſehe ich doch ein Ziel vor mir! Ich will an der Entwicklung und Erziehung unſeres kleinen Sylveſter arbeiten. Das iſt nun mein Beruf.

Doch die ganze folgende Zeit war der Hauptmann

noch zur Unthätigkeit verurteilt, denn mit dem Kinde konnte er nur ſpielen, aber ſich nicht ernſtlich beſchäftigen.

Der kleine Sylveſter bekam Zahn um Zahn, lernte im Sommer kriechen auf einer Decke, die ihm die Mutter auf den Boden gelegt, und im Herbſt ſprach er ganz deutlich: Papa!

Zu Weihnachten hatte er bei der Beſcherung ſchon ſein kleines Tiſchchen für ſich, wie die anderen Geſchwiſter, die längſt mit am Tiſch eſſen durften, während er noch davon ausgeſchloſſen blieb. Er bekam einen Gummimann, der quietſchte, wenn man ihn drückte und eine kleine Klapper.

Zu ſeinem Geburtstage aber, am 31. Dezember 1861, erhielt er einen ſilbernen Becher als Patengeſchenk von Onkel Gottfried und Meſſer, Löffel und Gabel, gezeichnet S. v. G., vom Major. Dieſe Gegenſtände durfte er im Februar, an dem Tage in Gebrauch nehmen, als er zum erſtenmale mit bei Tiſch erſchien.

Fanny, die vier Jahre zählte, mußte ihm ihr kleines Stühlchen abgeben, denn neue wurden nicht angeſchafft und zwei gab es blos. Die Schweſter bekam dafür einen Stuhl mit zwei Kiſſen für den Anfang. Mariechen — ſchon ſechs Jahre alt — überließ ihre Kiſſen der Jüngeren.

In dieſem Winter that der kleine Sylveſter die erſten Schritte an der Hand der Mutter. Als er zum erſtenmal von einem Arm in den anderen durch die Stube gegangen war, ſchenkte ihm der Major ein kleines, bemaltes Holzpferdchen.

Das veranlaßte Onkel Gottfried zu ſagen:

— Zum Zeichen deſſen, daß der arme Sylveſter niemals ein lebendiges beſitzen wird!

Doch das Holzpferdchen ward des Kindes liebstes Spielzeug. Mit ihm, das mit der Zeit Schwanz und Ohren eingebüßt hatte und grau und schmutzig geworden war, konnte sich Sylvester stundenlang allein vergnügen.

Er war immer artig, immer zufrieden, wuchs und ward groß. Ganz dichtes Haar hatte er schon und seine blauen Augen schienen mit jedem Tage strahlender zu werden. Der Liebling aller war er geworden. Die drei kleinen Schwestern spielten mit dem Bruder. Ida ließ er sogar sein Pferdchen streicheln. Fanny kam jeden Abend vor dem Schlafengehen an sein Bettchen in dem alle älteren Geschwister der Reihe nach gelegen und küßte dem kleinen Sylvester die dicken Füßchen ab vor lauter Zärtlichkeit. Mariechen aber that schon Wachtdienste und mußte den Bruder beaufsichtigen, wenn Tante Gustel oder die Mutter einmal hinausgegangen waren, weil es im Haus oder in der Küche zu thun gab.

Aber der Knabe wollte nicht sprechen lernen. Er war schon zwei Jahr alt geworden und immer noch brachte er nicht viel mehr heraus als sein „Papa“ und „Mama“.

Das beunruhigte die Eltern.

Der Hauptmann gab sich alle erdenkliche Mühe mit Sylvester. Immerfort sprach er ihm Worte und Silben vor, ohne daß der Kleine den Versuch gemacht hätte sie zu wiederholen.

Tante Gustel kam plötzlich auf eine Vermutung:

— Wenn er nur nicht taubstumm ist!

Der Sicherheit halber wurden Versuche angestellt, obwohl man ja wußte daß Sylvester hörte. Als das Kind ganz ruhig in seinem Bettchen lag und am Daumen

lutſchte, den Kopf der Wand zugedreht, öffnete die Mutter leiſe die Thür und ſchlich ſich auf den Zehen heran.

Sie blieb ſtehen. Sylveſter gab kleine Töne von ſich:

— Gli . . . gli . . . gli . . .

Nun machte die Mutter ganz leiſe: „Pſt“!

Er ſchwieg, aber auf das zweite „Pſt“ drehte er ſich herum, erblickte die Mutter und gluckſte förmlich vor Vergnügen.

Sie aber ſchloß ihn in die Arme und herzte und küßte ihn gerührt, während ſie immerfort rief:

— Nicht wahr mein Kindli Du biſt geſund! Du biſt ja geſund! Du bleibſt geſund.

Und ein paar Monate darauf, ſprach Sylveſter ſchon kleine Sätzchen.

4.

Nun begann der Hauptmann ſich um ſeinen Sohn zu kümmern. Es gab immer eine Menge Buchſtaben, die Sylveſter nicht ganz richtig ausſprach und Worte, die er verdrehte. Sein Vater verbeſſerte ihn jedesmal. Aber es dauerte lange bis der Kleine begriff.

Einmal war Onkel Gottfried dabei, wie der Vater den Sohn vorhatte. Es dauerte ein wenig lange und Sylveſter wurde immer unaufmerkſamer und zerſtreuter. Endlich ging es gar nicht mehr, ſodaß ihn der Hauptmann zu Bett ſchickte.

— Du übertreibſt, Hanns! Das Wurm iſt doch noch viel zu klein dazu! — warnte Onkel Gottfried. Doch

der Hauptmann ward böſe und ereiferte ſich. Ein Kind könne nicht zeitig genug ernſtlich angefaßt werden, um etwas zu lernen.

Der Bruder blieb bei ſeiner Meinung:

— Es kommt ganz von ſelbſt. Sylveſter iſt doch nicht bös. Er iſt nur noch zu klein, um längere Zeit hindurch mit ſeinen kleinen Gedanken bei der Sache bleiben zu können. Schlechter Wille iſt das nicht. Und paß mal auf, Du verprellſt ihn womöglich noch ganz!

Da brauſte der Hauptmann auf:

— Was verſtehſt Du denn von Kindern? Du haſt doch keine?

— Ich mache mir einfach auch meine Gedanken darüber, wie über alles in der Welt.

— Na ich auch und da machen wir uns eben verſchiedene Gedanken!

— Als Pate habe ich ein Recht, mich um Sylveſter zu kümmern!

— Aber kein Recht, ſeinen Vater belehren zu wollen!

Onkel Gottfried zuckte die Achſeln und ſchwieg. Die Geſchäftigkeit ſeines Bruders, der jetzt nur noch den Kopf voll Erziehungspläne hatte, machte ihm Spaß. Nur fürchtete er, ſo möchte der Hauptmann ſich dem Kinde unangenehm machen und es ſich ſchließlich womöglich ganz entfremden.

Sehr bald trat das auch ein.

Sylveſter war nun ſchon über vier Jahre alt und ein großer, ſtarker Junge mit dicken Backen und langem Blondhaar. Sein Geſicht war nicht eigentlich hübſch, doch die mächtigen, blauen Augen gaben ihm einen lieben, herzigen Ausdruck. Bisher hatte er Kleider getragen —

die der Schweſtern, aus denen jene herausgewachſen waren — nun ſollte er zum erſten Male Hoſen bekommen.

Das war für die Mutter und Tante Guſtel ein großes Ereignis, und die beiden überlegten ſich, zu welchem Tage es von ſtatten gehen ſollte. Am 7. Mai war des Hauptmanns Geburtstag. Um Ausgaben zu vermeiden, hatte er ſich ausgemacht, daß er niemals mehr geſchenkt erhalten ſollte, als ein paar Handſchuhe, die ihm ſeine Frau ſchon ſeit Jahren gab und die immer bis zum nächſten Geburtstage reichen mußten.

Die Mutter wollte nun ihren Mann überraſchen und hatte ſich ausgedacht, den kleinen Sylveſter an dieſem Tage zum erſtenmal in Höschen erſcheinen zu laſſen.

Im Kinderzimmer wurde die Toilette gemacht, während der Major, Tante Clementine und Onkel Gottfried im Salon blieben, und ſich mit dem Hauptmann unterhielten. Sie waren glückwünſchen gekommen und er hatte ſie mit ſeiner alten, freigebigen Ader ſofort zu Tiſch eingeladen, zum großen Schrecken der Mutter, die fürchtete, das Eſſen möchte nicht ausreichen.

Während ſie in der Küche war, um noch ſchnell zu dem einen Gericht — Rindfleiſch — das nach der Suppe auf den Tiſch kam, als Vorſpeiſe Rührei mit Schinken zu beſtellen, mußte ſich Tante Guſtel ganz allein um Sylveſter kümmern. Mariechen konnte ihr nicht helfen, da ſie — die ſchon längſt in die Schule ging — den beiden kleinen Schweſtern ihre Geburtstagsgedichte überhörte.

Sylveſter wollte ſein Kleidchen anziehen, doch Tante Guſtel ſteckte ihm ein Bein durch das Höschen. Aber der Knabe zog es ſofort wieder zurück:

— Ich will nicht! — meinte er kurz und bündig.

Tante Guſtel konnte nicht ſtreng mit den Kindern ſein, und nun gar über Sylveſter hatte ſie keine Gewalt. Sie ſchmeichelte ihm, doch er ſah die Tante mißtrauiſch an:

— Warum ſoll ich .... Tante ....?

Sie glaubte ihn dadurch überreden zu können, daß ſie ihm erklärte, er müſſe dem Vater zum Geburtstage das Gedicht aufſagen „Vom kleinen Fritz, der artig war", doch das hatte die gegenteilige Wirkung, denn Sylveſter ſträubte ſich plötzlich ganz energiſch, und als Tante Guſtel ihn zwingen wollte, die Hoſe anzuziehen, ſtrampelte er mit den Beinen, ſodaß ſie nicht zum Ziele kam und Mariechen zu Hilfe rufen mußte. Nun wurden ihm gewaltſam ſeine Hoſen angezogen. Dann ſtellten ſie ihn in die Ecke, und Tante Guſtel ſagte:

— Wenn Du dem Vater Dein Gedicht aufſagen willſt, dann darfſt Du kommen!

Sylveſter regte ſich nicht. Er weinte nicht, aber er war in ſeinem Eigenſinn unbeweglich.

Die Mutter kam und fand den Kleinen in der Ecke ſtehen mit dem Geſicht nach der Wand. Sie ging zu ihm, kauerte ſich neben ihren Sohn und begann ihn zu fragen, warum er denn ſein Verſchen nicht aufſagen wolle wie die anderen und warum er ein unartiges, böſes Kind ſei.

Sylveſter blieb verſtockt.

Die Mutter ahnte den Grund. Mit dem Gedicht „Vom kleinen Fritz, der artig war" hatte ihn der Hauptmann am Tage vorher faſt eine Stunde gequält, damit es vor Onkel und Tanten gut gehen ſollte. Das war über die Kraft des Kindes gegangen, nun fürchtete es

ſich, einen Fehler zu machen und von neuem damit gepeinigt zu werden.

Nach einigem Zureden der Mutter wurde aber Sylveſter gefügig, fiel ihr um den Hals und verſprach, artig zu ſein.

— Wenn Du kommſt, iſt es doch gleich etwas ganz anderes. Mir gehorcht er nicht! — ſagte Tante Guſtel halblaut, betrübt zu ihrer Schweſter, und die Mutter nahm, im Innern ihres Herzens beglückt, das Söhnchen bei der Hand und führte es in den Salon.

„Ah", riefen alle, als der kleine Sylveſter erſchien, in ſeinem Matroſenanzug mit großem Umlegekragen, den ihm die Mutter ſelbſt geſchnitten und genäht hatte.

Er als Jüngſter ſollte beginnen.

Die Mutter nahm ihn bei der Hand und führte ihn vor den Hauptmann, der mit Tante Clementine auf dem Sofa ſaß:

— Nun, Sylveſter, fang an!

Er guckte verlegen die alte Dame an, die heute eine beſonders große Haube trug und ihm freundlich zunickte. Da lächelte er. Als ihm Onkel Gottfried nun hinter dem Rücken ſeines Bruders mit einer Händeverſchränkung einen Haſen vormachte, lachte der kleine Kerl, ſtatt ſein Verschen zu ſagen, gerade heraus.

Der Vater machte ſofort ein ernſtes Geſicht, und dieſe Miene ging augenblicklich auf Sylveſter über. Da redete ihm die Mutter Mut ein mit leiſer, einſchmeichelnder Stimme:

— Komm mein Kleining, fang an. Ja. Bitte ... thu' es mir zu Liebe. Wie? ... Alſo ... willſt Du? .. Sylveſter ſei lieb ... nun?

Sylveſter ſchwieg. Die ernſten Züge des Vaters flößten ihm Angſt ein. Gerade ſo ſah er aus, wenn ein Wort falſch war oder er nicht weiter wußte. Plötzlich knurrte der Knabe, ſtieß mit dem kleinen Fuß auf den Boden und hielt ſich den Arm vor das Geſicht. Der Hauptmann wurde böſe:

— Sylveſter, Du ſollſt gehorchen!

Wütend rief das Kind:

— Ich will aber nicht!

Da faßte es der Vater rauh beim Arm und in einer augenblicklichen Zornesaufwallung, ohne ſich bemeiſtern zu können, wie früher vor ſeiner Kompagnie, ſchüttelte er den Kleinen, daß er laut und durchdringend ſchrie. Die Mutter wollte ihrem Manne in den Arm fallen, aber dieſer befahl:

— Laß mich, Liesbeth. Ihr ſollt nicht mit eurer Weibernachſicht dazwiſchen kommen. Der Junge muß gehorchen lernen! Das vor allen Dingen!

Dabei rüttelte er Sylveſter noch einmal, ſodaß er brüllte wie am Spieß, und die beſorgte Mutter rief:

— Hanns, Hanns, um Gottes Willen, Du thuſt ihm Schaden!

Der Hauptmann ſtand auf und ließ das Kind los. Nun that ihm wieder ſein Aufbrauſen leid. Aber es war nun einmal geſchehen und der Knabe ſchrie immer noch fort ganz ohne Grund.

Frau von Geyer waren Thränen in die Augen getreten. Sie umfing den kleinen Sylveſter mit beiden Armen, als wollte ſie ihn ſchützen vor ſeinem Vater, und der kleine Kerl, der nun noch mehr Angſt bekam und ſich wirklich einbildete, es ſollte ihm etwas zu Leide geſchehen, brüllte aus voller Lunge.

Der Major hatte mißbilligend zugeſehen, nur als der Vater energiſch geworden war, nickte er und nun ſagte er ihm:

— Sehr richtig. Order parieren, vor allem. Es kann nichts ſchaden, wenn das bei Zeiten hineinkommt.

Die beiden Tanten waren außer ſich. Die alte Dame ſtöhnte fortwährend:

— Ach Gott nee, ach Gott nee!

Und Tante Guſtel, der immer das Herz mit der Vernunft durchging, rief jammernd:

— Das arme Kind!

Das ärgerte den Hauptmann, der doch ein wenig beſchämt war, und er entgegnete nun ſeinerſeits:

— Wenn ihr Frauensleute nur nicht immer auch noch hineinreden wolltet. Was ſoll denn nun das Kind denken, wenn es immerfort auch noch bedauert wird. Ich gebe zwar zu . . . ich gebe zu . . . hm . . ich bin wohl ein bißchen ſchroff geweſen. Aber ich habe nun einmal meine Grundſätze über Kindererziehung . . und . . . und . . .

Weiter konnte er nicht ſprechen. Er war plötzlich weich geworden. Die Geburtstagsfeier, ſeine unglückliche Leidenſchaftlichkeit, und die Geſichter der drei kleinen Mädchen, die ihre Gedichte ganz vergeſſen hatten, dazu die Thränen ſeiner Frau und das immer noch fortdauernde Brüllen des Knaben — alles das ſtimmte ihn mit einem Male ſo bewegt, daß auch ihm die Augen naß wurden. Er wollte ſeine Heftigkeit wieder gut machen und ging auf den kleinen Sylveſter zu, um ihn zu ſtreicheln. Doch ſobald er ſich dem Kinde näherte, fing es mit erneuter Kraft an zu ſchreien. Es wollte ſich vom Vater durchaus nicht berühren laſſen.

Eine Weile gab ſich der Hauptmann Mühe, ſeinen Sohn wieder für ſich zu gewinnen. Schließlich mußte er ihn der Mutter überlaſſen, da alles erfolglos blieb.

Emma trat ein und meldete, es ſei angerichtet.

Die Scene mit dem Kinde mußte ein Ende haben. Noch einen letzten Verſuch machte der Vater Sylveſter wenigſtens zu küſſen ehe er fortgebracht wurde — denn die Kinder ſollten nicht mit eſſen, weil auf den Beſuch der Verwandten zu Tiſch nicht gerechnet war. Sobald er ſich dem Jungen näherte, verkroch er ſich wieder hinter dem Rock der Mutter und fing von neuem an zu ſchreien.

Onkel Gottfried hatte kein Wort geſagt. Er machte im ſtillen ſeine Beobachtungen und ſummte ein Lied vor ſich hin. —

Am Abend, als die Kinder ſchon zu Bett lagen, kam der Hauptmann noch einmal zu Sylveſter, um ihm Gute-Nacht zu ſagen. Der Knabe verkroch ſich ganz ſcheu an die Wand. Und ſie ſchieden ohne Kuß.

Tage lang hielt dieſe Stimmung an. Sie wurde mit der Zeit etwas beſſer, aber Sylveſter behielt auf Wochen hinaus etwas wie Furcht vor dem Vater. Einſilbig ward das ſonſt muntere, lebhafte Kind in ſeiner Gegenwart. Es hatte ſich ihm tief in die Seele gegraben, daß ihm an jenem Geburtstage der erſte körperliche Schmerz bereitet worden war.

Der Hauptmann fand ſich davon ſchmerzlich berührt, aber er ſah ein, daß der Knabe in dieſem Augenblick das Zutrauen zu ihm verloren hatte. Er wollte darum erſt lange Zeit vergehen laſſen, bis er die Erziehung von neuem übernähme. Etwa bis zum erſten Schulunterricht, den er beabſichtigte ſeinem Sohne zu erteilen. Und er über-

ließ ſeiner Frau die Sorge um das Kind mit den Worten:

— Ich ſehe ein, daß ich etwas falſch gemacht habe. Ich ſcheine wirklich keine Anlage zu haben, zur Heranbildung der Menſchen. Bei meiner Kompagnie iſt es mir geſagt worden — obwohl es, das kann ich Dir beſtimmt verſichern, nicht an dem iſt. Aber bei Sylveſter ſcheint es wirklich der Fall zu ſein. Darum will ich Dir alles überlaſſen. Sieh zu, wie Du mit ihm fertig wirſt. Später werden wir ja ſehen!

Die Mutter aber war glücklich darüber, denn nun erſt ſchien es ihr, als ſollte ihr der kleine Sylveſter ganz gehören.

5.

Seitdem kümmerte ſich der Hauptmann nur noch wenig um Sylveſter, und überließ ihn faſt ganz der Mutter. Er hatte eine neue Beſchäftigung gefunden, die ihn ganz in Anſpruch nahm. Onkel Gottfried hatte ihn darauf gebracht. Er begann Stoff zu ſammeln, um eine Familiengeſchichte zu ſchreiben.

Frau von Geyer war glücklich darüber, denn nun hörte wirklich dieſes thatenloſe, gelangweilte Umherirren auf, das ſie ſo oft ſchon gequält hatte.

Sie widmete ſich jetzt ihrem Sohn.

Wenn er ſchlief, betrachtete ſie ihn oft lange und rückte ſich einen Stuhl an ſein Bettchen, um zu träumen. Sie malte ſich dann ſeine Zukunft aus. Sie ſann dar-

über nach, was er wohl werden könnte. Soldat nicht, darüber war ſie ſich auch klar. Er ſollte nicht dasſelbe traurige Schickſal erleiden wie ihr Mann. Davor mußte ſie wenigſtens ihr Kind bewahren. Dabei fielen ihr immer ein paar Äußerungen ihres Schwagers ein, der behauptet hatte: in der Familie Geyer müſſe nun endlich die Fähigkeit erloſchen ſein, dem Könige gute Offiziere zu geben. „Die Raſſe könne ſich zwar verbeſſern“ und „geaicht werden“ auf irgend einen Beruf, wie ſich Onkel Gottfried ausgedrückt hatte, aber wenn die Kraft einmal erſchöpft ſei, die für eine Thätigkeit in einer Familie geſteckt, dann müßten auch neue Bahnen eingeſchlagen werden, um etwas zu leiſten. Ihr Schwager ſchloß dann immer:

— Ein und derſelbe Boden kann nicht hundert Jahre hindurch Weizen tragen, es müſſen auch mal Kartoffeln zwiſchen durch gebaut werden.

Und die Mutter erinnerte ſich, wie ihr Mann das zugegeben und gemeint:

— Der Feldmarſchall von Geyer unter Auguſt dem Starken, das war wohl die beſte militäriſche Leiſtung in unſerer Familie!

Da hatte dann Onkel Gottfried ſpöttiſch hinzugefügt:

— Ja .... und nach der Theorie der auf und abſteigenden Begabungen in den Generationen haben wir unſeren militäriſchen Höhepunkt ſchon eine gute Weile überſchritten, denn Auguſt der Starke iſt ſchon ne ganz tüchtige Ecke her!

Aber was ſollte Sylveſter werden?

Sie blickte ihren Sohn an, der friedlich in ſeinen Kiſſen lag und allerlei übertriebene Mutterhoffnungen umgaukelten ſie. Immer kehrte der Gedanke bei ihr zu-

rück, daß der kleine Sylveſter noch einmal zu etwas ganz beſonderem in der Welt beſtimmt ſei. Warum ſie das dachte, wußte ſie nicht. Das Gefühl gab es ihr ein.

Manchmal machte ſie ſich Vorwürfe darüber, daß ſie den Kleinen vor ihren anderen Kindern bevorzuge und ſie fragte ſich, ob ſie nicht die Mädchen weniger lieb habe, als Sylveſter. Doch ſie fand keine Antwort darauf. Wenn ſie es ſich auch nicht ganz eingeſtand: er war doch ſchließlich der Sohn, den ſie und ihr Mann ſich beide ſo ſehnlichſt gewünſcht hatten, der ſie drei Mal hatte warten laſſen. Und endlich war er der Jüngſte — das Neſthäkchen, und das Kind, das ihr von allen die größten Schmerzen bereitet, als es in die Welt getreten.

Und der kleine Sylveſter liebte ſeine Mutter, wie ſie ihn. Nur von ihr wollte er ſich zu Bett bringen laſſen, nur ſie durfte ihn an- und auskleiden. Wenn er einmal ein Hausmittel verordnet bekam, ſo ſteckte er beim Einnehmen ſeinen Eigenſinn heraus, bis die Mutter kam ihn mit ein paar Worten nur überredete, ſo daß er lachend trank.

Tante Guſtel mochte er auch gern, aber ſie beſaß nicht die geringſte Macht über ihn. Die kleine Fanny, die nun ſchon acht Jahre zählte, ließ Sylveſter ganz bei Seite liegen. Er ſagte ihr Gute-Nacht und gab ihr einen Kuß morgens wenn er aufgeſtanden war, doch ſonſt kümmerte er ſich nicht um ſie, weil ſie „zu alt“ that. Mariechen, die älteſte, die ihn immer bemuttern wollte, küßte er nur auf Befehl der Mutter. Sonſt ſah er in ihr geradezu ſeine Feindin, denn ſie hinterbrachte es regelmäßig wenn, er irgend eine Dummheit begangen hatte.

Einmal war die Mutter mit Tante Guſtel in die Stadt gegangen, um Beſorgungen zu machen, und Sylveſter ſollte unter Mariechens Aufſicht bleiben. Die ältere Schweſter war ſich voll ihrer Würde bewußt und führte ein ſtrenges Regiment. Fanny und Ida fügten ſich auch vollkommen. Sie malten beide an ihren Schulaufgaben herum, während der kleine Sylveſter, der noch nichts Ernſtes zu thun hatte, mit ſeinem geliebten Holzpferdchen in der Stube herumtollte. Es war längſt ſchon einmal aufgefriſcht worden und hatte vor allem ein Brett mit Rollen unter die Füße bekommen, ſodaß es auf dem Boden gezogen werden konnte.

Dazu ſchwang der Kleine ſeine Peitſche, die ihm Onkel Gottfried geſchenkt, mit großem Geſchrei, ſodaß die Schweſtern nicht arbeiten konnten.

Mariechen gebot in überlegenem Tone Ruhe. Sylveſter lachte ſie aus, zog ſein Pferd weiter fort, ſchlug mit der Peitſche, weil ſie nicht knallen wollte, auf die Möbel und rief ſo laut er konnte mit ſeinem ſpitzen Kinderſtimmchen:

— Hüh! Hüh! Willſt Du wohl! Komm! Hüh! Hüh!

Es wurde der Älteſten zu bunt und ſie gebot nochmals Ruhe, mit der Drohung, Sylveſter ſonſt ſein Pferdchen wegnehmen zu wollen.

Da fing er an zu toben, zu kreiſchen, zu lärmen, zu ſchreien, daß auch Fanny und Ida auffuhren.

Mariechen erhob ſich, ging auf Sylveſter zu und griff nach ſeinem Holzpferde. Aber der Knabe wollte ſich von ſeiner Schweſter nichts gefallen laſſen und rief trotzig:

— Mariechen! Du biſt unartig! Laß mich!

Kein Sträuben half, ſie nahm ihm ſein Pferd. Da

überkam Sylveſter eine grenzenloſe Wut und Bitterkeit. Er faßte ſeine Peitſche mit zwei Händen, lief der Schweſter nach und ſchlug ſie.

— Ei! na! Das werde ich aber der Mutter ſagen! Ei! na! — drohte Mariechen.

Sylveſter holte ein zweites Mal aus. Er traf die Schweſter ins Geſicht. Sie hielt ſich das Auge zu und ſagte kein Wort.

Der Knabe blieb ſtehen und ſah nach ihr. Noch immer ſprach ſie nicht, ſondern ſtöhnte nur leiſe.

Die anderen beiden Mädchen ſprangen herzu, und Mariechen ließ ſich auf einen Stuhl fallen, indem ſie nun zu jammern begann:

— Mein Auge! Mein Auge! Es iſt ins Auge gegangen!

Sofort begannen Fanny und Ida zu ſchreien. Fanny lief hinaus, um die Emma, das Dienſtmädchen, zu holen, weil ſie ſich gar keinen Rat wußte. Auf dem Flur begegnete ſie den Hauptmann, der in ſeinem Zimmer geblieben war, um ein paar Urkunden abzuſchreiben, die mit der Familie Geyer in Verbindung ſtanden und die er ſich auf einen Tag von der Königlichen Bibliothek hatte entleihen dürfen.

— Was iſt denn los, Fanny? — fragte er das kleine Mädchen erſchrocken. Die Tochter heulte und es war nichts aus ihr herauszubekommen. So lief der Hauptmann denn ins Kinderzimmer.

Mariechen ſaß im Stuhl und hielt ſich mit dem Taſchentuch das linke Auge zu. Dabei rannen ihr die Thränen herunter und ſie ſchrie was ſie nur konnte. Die kleine Ida weinte mit, und Sylveſter, der die Peitſche

hatte fallen laſſen, ſtand trotzig weit davon in der entgegengeſetzten Ecke.

— Was iſt denn los, zum Donnerwetter noch mal? — fragte der Hauptmann von neuem indem er verſuchte, ſeine Tochter zu tröſten. Mit vieler Mühe brachte er Mariechen dahin, einen Augenblick das Taſchentuch loszulaſſen, ſodaß ſich auf dem Augenlid ein leicht blutender Striemen zeigte. Dabei ſchrie die Verletzte:

— Mein Auge! Huhu! Mein Auge iſt weg! Ich werde blind! Huhu! Ich ſehe ſchon gar nichts mehr! O mein Auge!

Der Vater ahnte, was geſchehen ſei, weil Sylveſter ſich gegen die Wand drehte und abſeits blieb! Und Mariechen klärte ihn ſchluchzend auf, daß der Bruder unartig geweſen und ſie mit der Peitſche ins Auge geſchlagen habe. Da ſtieg dem Hauptmann plötzlich wieder das Blut zu Kopf, er ward dunkelrot, zitterte und ergriff die kleine Peitſche, die noch am Boden lag, dann packte er Sylveſter und ſchrie:

— Du nichtsnutziger Bengel, iſt das wahr? Haſt Du Mariechen ins Auge geſchlagen?

Der Knabe ſah den Vater trotzig an, ohne zu antworten. Auf die wiederholte Frage ſagte er ganz feſt:

— Ja, Vater. Mariechen hat mir mein Pferdchen genommen!

— Und dafür machſt Du Deine Schweſter blind fürs ganze Leben?

Dann nahm er die Peitſche und ſchlug auf das Kind ein. Er hatte es beim Arme gepackt und ließ den Stock — umgedreht — auf Sylveſter niederſauſen.

Fanny und Ida verkrochen ſich voller Schrecken,

Mariechen ſchrie immer weiter, bis Emma eintrat. Erſt dann hörte der Hauptmann mit ſeiner Züchtigung auf.

Sylveſter hatte nicht einen Laut ausgeſtoßen, ohne einen Schmerzensſchrei ließ er die Strafe über ſich ergehen. Als ſein Vater inne hielt, ſtand der kleine Kerl da mit zitternden Knieen und mit einer Lippe, die bebte, als ob ein Puls darin ſchlüge, und dicke Thränen ſtürzten ihm aus den großen, blauen Augen.

Der Ärger des Hauptmanns war verflogen, ſein Zorn verraucht. Er warf die kleine Peitſche fort, deren Pfeife am unteren Stielende abgeſprungen war, und ließ den Knaben los.

Sobald ſich Sylveſter frei ſah, lief er was er konnte davon, bis an Mariechens Bett, das in der Ecke ſtand, warf ſich zu Boden und kroch darunter. Im hinterſten Winkel an der Wand verbarg er ſich. Dann war alles ruhig.

Der Hauptmann achtete zuerſt nicht darauf, ſondern kümmerte ſich um Mariechen, der die Emma ſchon mit einem naſſen Taſchentuche Umſchläge machte. Die Verletzte ſchrie immer noch, obwohl auch das Mädchen feſtgeſtellt, daß ſich am Auge ſelbſt nichts befand und nur das Lid getroffen war. Auf Zureden des Vaters hatte Mariechen verſucht, ſich zu überzeugen, ob ſie links noch ſähe, indem ihr Emma das rechte Auge zuhielt. Sie beteuerte unter erneuten Thränen, es ſei alles ſchwarz.

Da beſchloß der Vater, lieber zum Arzt zu ſchicken und ſchimpfte:

— Als ob man nicht genug Ausgaben hätte, nun koſten einem die dummen Streiche der Range noch hundert Thaler Doktor und Apotheke!

Dann brachte er Mariechen in den Salon hinüber und legte ſie dort auf ein Sofa. Die beiden anderen Schweſtern gingen mit, ſie trugen Waſchbecken, Arnika — die Frau von Geyer immer im Hauſe hielt — und Tücher.

Um Sylveſter kümmerte ſich niemand.

Als die Mutter und Tante Guſtel eine halbe Stunde ſpäter aus der Stadt zurückkamen, war der Arzt, der zufällig in der Nähe zu thun gehabt, ſchon dageweſen. Er hatte feſtgeſtellt, daß das Auge nicht gelitten, und hatte nur Umſchläge bis zum Abend verordnet.

Die Mutter fragte ſofort:

— Wo iſt denn Sylveſter?

Niemand wußte es. Man lief überall herum. Vergebens. Auch im Kinderzimmer ſchien er nicht zu ſein. Die Mutter rief laut:

— Sylveſter! Sylveſter! So antworte doch! Wo biſt Du denn?

Er war nicht zu finden, bis ſich der Hauptmann erinnerte, daß er unter Mariechens Bett gekrochen. Dort lag richtig Sylveſter, unbeweglich, trotz des Befehles des Vaters, hervorzukommen. Auch auf der Mutter Bitten und Tante Guſtels Rufen rührte er ſich nicht. Es blieb alſo nichts anderes übrig, als das Bett abzurücken, um ihn ans Tageslicht zu befördern, doch im Moment, als man die Bettſtelle fortſchob, kroch der Knabe auf allen Vieren unter das daranſtoßende Bett Fannys. Das war ſchmäler und dort bekam ihn der Hauptmann endlich zu packen.

Sylveſter ſtemmte ſich mit Händen und Füßen an, und die Mutter mußte ihm die kleine Fauſt gewaltſam

löſen, mit der er ſich an dem einen eiſernen Fuß des Bettes feſtgehalten hatte.

— Thu' ihm nichts, Hanns, bitte, thue ihm nichts! — flehte ſie, als der Knabe zum Vorſchein kam. Doch der Hauptmann blieb ganz ruhig, er mußte ſogar lachen, als er den Kleinen betrachtete, der von oben bis unten ſchmutzig war. Und ſtatt Sylveſter anzufahren oder zu ſtrafen, ſagte er nur:

— Ein Zeichen, wie gut reine gemacht wird!

Tante Guſtel beeilte ſich, zu antworten:

— Morgen iſt Sonnabend, und wir haben zu wenig Leute, bei dem vielen, was zu thun iſt im Hauſe!

Der Hauptmann brummte etwas von „mache ja gar keinen Vorwurf" und verſchwand in ſeinem Zimmer, um ſeine Arbeit an den Urkunden wieder aufzunehmen. Tante Guſtel ging zu Mariechen, deren Augenumſchläge ſie übernommen hatte.

Die Mutter aber blieb mit Sylveſter allein und nahm den Knaben in ihren Arm, der willenlos alles mit ſich geſchehen ließ. Während ſie ſeinen Anzug ein wenig vom Staube reinigte und mit ihrem Taſchentuch ſeine kleinen, ſchwarzen Händchen abwiſchte, blickte ſie ihn an. Sie erſchrak über den Ausdruck ſtiller Verbiſſenheit, des Leidens, des Trotzes, der Halsſtarrigkeit in dieſem Kindergeſicht eines Fünfjährigen. Und ſie ſagte erſchrocken:

— Was haben ſie denn mit Dir gemacht, mein Liebling?

Das Kind blieb ſtarr. Immer wieder redete ihm die Mutter zu — immer ohne Erfolg. Keine Miene verzog ſich in dem Geſicht Sylveſters. Nun bat und flehte ſie, ihr doch zu antworten. Er blieb ſtumm. Dann fing ſie

kurze Zeit an, ernſt zu werden und zu drohen, zu rügen. Aber ſie bemerkte, daß dadurch nur der Trotz des Knaben wuchs. Schließlich ſchmeichelte ſie, redete zu, liebkoſte, ſtrich die Wangen und das Haar, tätſchelte die kleinen Hände, und da ſchien es ihr, als ob der ſtarre Zug ein wenig nachzulaſſen begönne. Und immer ſetzte ſie ihre Bemühungen fort, indem ſie nicht abließ, das Kind mit lieben Worten zu tröſten und ihm zuzureden, doch endlich wieder gut zu ſein. Sylveſter antwortete nicht. Da führte ihn die Mutter ans Fenſter, daß das Licht ſo recht auf ſein Geſicht fiel, ſetzte ſich und nahm ihn ganz nahe zu ſich in den Arm. Dann ſprach ſie weich:

— Liebſt Du mich denn nicht, Kleining?

Er ſchwieg. Wieder fragte ſie:

— Liebſt Du mich nicht?

Er konnte ſich noch nicht zur Antwort überwinden. Doch ſie verlor nicht die Geduld und wiederholte ihm wohl hundertmal:

— Antworte doch! Bitte! Bitte! Ja?

Da druckſte das Kind, als ob es ſprechen wollte, und die Mutter ließ nicht nach:

— Antworte. Sei gut! Liebſt Du nicht Deine Mutter?

Trotzig ſagte da Sylveſter:

— Aber ich will nicht, daß man mich ſchlägt!

Um die Gelegenheit, wo er weich zu werden ſchien, nicht vorübergehen zu laſſen, ſchüttelte ſie den Kopf und ſprach:

— Ich habe Dich doch nicht geſchlagen! Da kannſt Du mirs doch ſagen! Liebſt Du mich denn nicht?

Einen Augenblick zögerte er noch, dann brachen ihm die langzurückgehaltenen Thränen aus den Augen und er fiel seiner Mutter um den Hals.

6.

Sylveſter vergaß die körperliche Züchtigung durch den Vater lange Zeit nicht. In ſeiner Gegenwart behielt er nun vollends etwas Scheues. Nur zur Mutter hatte er volles Vertrauen und zu Onkel Gottfried. Doch dieſer zeigte ſich wenig bei ſeinem Bruder.

Die Stürme des Jahres 1866 hatten die Familie in zwei Lager geſpalten und die ganze ſchwüle, politiſche Stimmung vorher ſich geltend gemacht. Onkel Gottfried billigte nicht das Vorgehen Preußens, aber er hielt die Ereigniſſe für eine Notwendigkeit, um zu geſunderen Zuſtänden zu gelangen und als die preußiſchen Truppen am 13. Juni Dresden beſetzten, wurde der Bruch zwiſchen den Brüdern vollkommen.

Der Hauptmann hatte ohne Berechtigung ſeinen Bruder des „Preußentums“ geziehen und der Major ſich ganz auf ſeine Seite geſtellt. Onkel Gottfried lachte über dieſe Beſchuldigung, aber die beiden ehemaligen Soldaten redeten ſich gegenſeitig dermaßen in die Wut hinein, daß Gottfried von Geyer es für geraten hielt, fern zu bleiben.

Zuerſt, als die ſächſiſchen Truppen nach Böhmen abmarſchierten, hatte der Hauptmann die Abſicht gehabt, ſofort ſeine Kräfte zur Verfügung zu ſtellen und ſich

zum Wiedereintritt zu melden. Aber die Ereigniſſe ſchritten ſo ſchnell vorwärts, daß ihm gar keine Zeit dazu geblieben wäre, auch wenn er wirklich Ernſt gemacht hätte. Doch die militäriſche Vergangenheit war wieder erwacht.

Mit wachſender Teilnahme las er der Familie die Nachrichten vom Kriegsſchauplatz vor. Der kleine Sylveſter, dem die Mutter ſelbſt Leſen und Schreiben lehrte, hörte zu in ihren Arm geſchmiegt, wie der Vater die Namen nannte und auf der Karte verfolgend erklärte, wo dieſes und jenes läge. Wenn dann irgend jemand genannt wurde, den der Hauptmann in ſeiner Offizierszeit gekannt hatte, ein Kamerad von damals, oder ein Vorgeſetzter, oder auch nur die Bezeichnung eines Regiments, dann folgten lange, ausführliche Erklärungen über jenen Menſchen, über ſeine Kenntniſſe, ſeine Fehler, perſönliche Erlebniſſe mit ihm aus früherem Zuſammenſein.

Und einmal hatte ſich des Hauptmanns altes Regiment, bei Königgrätz den Rückzug deckend, ganz beſonders ausgezeichnet. Da jubelte der Vater laut auf, als ſei all ſein Groll vorüber und er noch Hauptmann wie einſt vor ſeiner Kompagnie. Er reichte Sylveſter die Zeitung hin und der Knabe mußte mit Hilfe der Mutter herausbuchſtabieren:

— Vier—tes—In—fan—te—rie—re—gi—ment!

— Das iſt mein altes Regiment! — erklärte ſtolz der Vater. Sylveſter ſah ihn groß an. Er, der nie von der Armee hatte ſprechen hören, verband damit keinen beſtimmten Begriff, und die Mutter erklärte ihm:

— Wo Vater Hauptmann geweſen iſt, ſo viele Jahre!

Immer noch verſtand das Kind nicht. Da fragte

der Hauptmann plötzlich nach seinen alten Uniformsachen und ruhte nicht eher, bis Tante Gustel Tschako, Schärpe und Säbel herbeigeholt hatte, die er früher getragen.

Neugierig gingen die Gegenstände von Hand zu Hand. Zuerst kamen die kleinen Mädchen an die Reihe zu betrachten, zum Schluß Sylvester. Er sah lange Zeit den Tschako an, dessen Beschläge die Mutter schnell noch mit einem Tuche etwas blank gerieben, dann spielte er mit den Quasten der Schärpe undnahm den Säbel in die Hand.

— Laß nicht fallen, Sylvester! — warnte die Mutter. Doch die kleinen Fäuste waren kräftig genug, die Waffe tragen zu können. Mariechen hatte einmal über das andere gerufen:

— Gott wie schön!

Und Fanny:

— Wie das glänzt!

Und die Jüngste, Ida, während sie in die Hände klatschte:

— Hat Papa das alles angehabt?

Nur Sylvester schwieg. Er legte die Stirn in ernste Falten und hielt noch immer den Säbel, dessen Spitze er auf dem Fußboden ruhen ließ. Er fand nicht gleich Worte, wenn ihm etwas neu war. Die anderen sahen den kleinen Mann lachend an, wie er mit der Waffe mitten in der Stube stand. Als Sylvester es merkte, ließ er die Klinge fallen, und ging scheu sich umsehend, verlegen auf die Mutter zu. Er fragte sie ganz leise ins Ohr:

— Warum hat Vater keinen Säbel mehr?

Sie antwortete, daß er das nicht fragen solle jetzt. Später würde sie es ihm erklären.

Am Nachmittage hing der Hauptmann ſeine alten Uniformſtücke über dem Schreibtiſch an der Wand auf, mit den Worten zur Mutter und zu Tante Guſtel:

— Die Kinder ſollen mal ſpäter nicht denken, ihr Vater brauche es zu verbergen, daß er Offizier geweſen iſt. Es iſt doch ganz hübſch ſo eine Erinnerung, denn ſchließlich bin ich doch gern Soldat geweſen und wenn ich nicht leider Vorgeſetzte gehabt hätte, die mir ohne allen Grund nun mal das Genick brechen wollten, ſo hätte ich mit meiner Kompagnie meine Sache ſicher ebenſo gut gemacht wie ein anderer . . . . . oder vielmehr mit meinem Bataillon, denn ich müßte Major ſein, wenn ich weiter gedient hätte . . . . . .

Sylveſter war währenddeſſen im kleinen Garten, den ſie am Hauſe hatten und ſpielte ganz allein. Mit den Schweſtern mochte er nicht zuſammen ſein, denn deren Puppen fing er ſchon an zu verachten und ſie wollten immer alles angeben und befehlen. Einen Jungen aber kannte er nicht, mit dem er ſich hätte unterhalten können.

Er war überhaupt am liebſten allein und dabei langweilte er ſich nicht. An der Gartenmauer befand ſich eine Aufſchüttung mit einer Laube, in der eine Bank ſtand. Das hieß „der Berg“. Von dort aus konnte man auf die Ammonſtraße ſehen, und wenn man ſich über die Mauer bog, ſogar hinunter bis an den Plauenſchen Schlag.

Der Berg war Sylveſters Lieblingsaufenthalt. Dort konnte er ſtundenlang bleiben, bis ihn die Mutter zum Eſſen rief oder zur Arbeit, das heißt um unter ihrer Anleitung zu ſchreiben und zu leſen und ſeit kurzem ſogar ein wenig zu rechnen. Dort auf der Bank machte

er kleine Sandhaufen mit einer Holzform, und malte auf jeden Buchſtaben nach dem Alphabet, bis er am Z angekommen war, worauf er unter großem Geſchrei mit ſeiner Peitſche den Sand herabfegte.

Sein Holzpferdchen liebte er nicht mehr, ſeitdem er von Onkel Gottfried ein großes Wiegenpferd bekommen, auf dem er wirklich reiten konnte und eine neue Peitſche.

Wenn er auf ſeinem Pferde ſaß, und Wagen und Reiter kamen vorbei, oder gar einmal eine Schwadron aus der nahen Garde-Reiter-Kaſerne in der Reitbahnſtraße, dann war er glückſelig, und wiegte ſich, daß ſein Holztier faſt umkippte.

Dann träumte er, er ſei ein Reitersmann und ſäße auf einem ſchönen, ſtolzen Renner. Sein Pferdchen wurde ihm dazu. Er ſaß dann ab, wiſchte es und bürſtete ihm die ſpärliche Mähne mit einer alten Wichsbürſte, die er der Emma weggenommen hatte und die er regelmäßig im Graſe auf dem Berge verſteckte, weun er ins Haus zurückmußte. Und damit ſein Roß nicht Hunger litte, rupfte er Grasbüſchel aus, die er mit ſamt der Erde, die noch daran hing, dem Tier vors Maul hielt.

Geheimnisvoll erzählte er dann abends der Mutter beim Schlafengehen, ſein Pferd habe ſchlecht oder gut gefreſſen. Das hatte er dem Major abgelauſcht, der ſich jedesmal darnach zu erkundigen pflegte, wenn er kam.

Und wiederum einmal geſtand er ſchüchtern der Mutter:

— Ich will Reiter werden, wie die blauen, die vorbeikommen!

Sie nickte und verſprach Sylveſter, daß er ſpäter zu

dem Regiment kommen ſollte. Im ſtillen aber ward ſie traurig darüber, denn ſie wußte ja, daß ihrem Sohne dieſe Laufbahn verſchloſſen blieb, weil ſie kein Geld hatten.

Die Geldſorge begann im Leben der Familie eine immer größere Rolle zu ſpielen. Ernſtlich war erwogen worden, auf welche Art und Weiſe die Ausgaben beſchränkt werden könnten, oder die Einnahmen geſteigert. Die Mutter hatte vorgeſchlagen, eine andere Wohnung zu nehmen, die billiger geweſen wäre. Sie bewohnten nur den erſten Stock der Villa auf der Ammonſtraße, der aus einer Küche, einer Mädchenkammer und ſechs Zimmern beſtand. Das waren: ein Salon, das Zimmer des Hauptmanns, das Eßzimmer, das ſogenannte Kinderzimmer, in dem Tante Guſtel mit den drei kleinen Mädchen ſchlief, das Schlafzimmer der Gatten und Sylveſters Zimmer, in dem er lernte, ſpielte und ruhte.

Der Hauptmann behauptete, es ſei nicht möglich, mit weniger auszukommen, und ſo mußte es dabei ſein Bewenden haben.

Die Mutter ſuchte am Wirtſchaftsgelde zu ſparen, doch das war an und für ſich ſchon ſehr knapp bemeſſen. Der Major und Tante Clementine kamen noch dazu öfters zu Tiſch, während ſeit dem Feldzuge 1866 Onkel Gottfried nicht mehr erſchien.

Die Mutter wünſchte die Beſuche der beiden alten Geſchwiſter ihres Vaters — ſoweit ſie zum Eſſen dablieben — eingeſchränkt zu ſehen, aber ſie fand in dieſer Idee bei ihrem Manne den entſchiedenſten Widerſtand:

— Das geht einfach nicht, Liesbeth — wir haben doch auch gewiſſe Verpflichtungen, und nebenbei — ich

kann das wohl ſagen, ohne pietätlos zu ſein — wir beerben ſie doch mal, und dann können wir uns immerhin ſchadlos halten für die paar Thaler, die ſie koſten. Eſſen müſſen wir doch — na alſo — ich meine, da werden wohl ohne Not noch zwei mehr mit ſatt werden.

Das betraf aber nicht nur den Major und Tante Clementine, ſondern auch andere Gäſte hier und da, denn ſeitdem der Hauptmann ſich mehr und mehr mit ſeinem Geſchick auszuſöhnen begonnen, hatte er angefangen, wie es gerade der Zufall gab, auch ſeine alten Regimentskameraden wiederzuſehen.

Das vierte Infanterieregiment ſtand in der Provinz, und gerade deshalb kamen die Offiziere öfters einmal nach Dresden, wenn ſie Urlaub hatten, oder ab und zu wurde auch wohl einer verſetzt zu einem der Dresdener Regimenter, oder endlich, nahm den Abſchied und zog ſich nach Neuſtadt jenſeits oder Blaſewitz diesſeits der Elbe zurück. Die traf dann der Hauptmann wohl einmal zufällig auf der Straße und die Begegnung endete mit einer Einladung.

Die Mutter erſchrak, ſobald ein neuer Gaſt erſchien, aber ſie fing an, ſich vor den Auseinanderſetzungen zu fürchten, die ſie bei einer Ermahnung mit ihrem Manne hatte. Und da ſie ſah, daß ihre leiſen Vorſtellungen nichts fruchteten, ſo ſchwieg ſie endlich völlig.

Mariechen, Fanny und Ida gingen längſt in die Schule, was wiederum eine Menge Koſten verurſachte, und nun kam endlich der Zeitpunkt, wo daran gedacht werden mußte, Sylveſter den Schweſtern folgen zu laſſen, denn der Knabe begann dem Unterricht der Mutter zu entwachſen.

Als es Frau von Geyer ihrem Manne ſagte, brauſte er auf:

— Nun ſoll ich auch noch Schulgeld bezahlen? Und die Bücher! Es iſt unglaublich, was die Würmer alles koſten. Jeden Monat verbraucht Sylveſter ein Paar Stiefel, alle acht Tage ſtößt er ſich an den Knieen die Hoſen durch! Es iſt unglaublich!

Beſcheiden antwortete die Mutter:

— Hanns, unſer kleiner Sylveſter trägt Meſſingkappen ſeit langem, ſo häßlich es auch iſt, und die Hoſen flicke ich ihm ganz allein. Ich will ja gern alles thun, nur habe ich ſelbſt nicht genug gelernt, um ihn weiter zu unterrichten.

Der Hauptmann entſchuldigte ſich, daß er nicht den Unterricht übernehmen könne, weil er nicht dazu veranlagt ſei, und außerdem fürchte, heftig zu werden. Vor allem aber würde es ihm zu viel Zeit fortnehmen von ſeiner Arbeit an der Familiengeſchichte.

Frau von Geyer konnte ſich eines verſtohlenen Lächelns nicht erwehren, denn ſie wußte genau, daß ihr Mann ſeit Monaten keine Zeile mehr geſchrieben hatte, ſondern nur noch Chroniken las, unter dem Vorwande, Material zu ſammeln. Aber ſie wußte ebenſo, daß er ſelbſt feſt daran glaubte, er habe ſehr viel zu thun.

So war es denn entſchieden: Sylveſter ſollte zu Oſtern in die Schule kommen. Auf ſeinem Berg, wo er eben mit Pferd, Peitſche und Sandhaufen ſpielte, beſuchte ihn die Mutter, ihm das große Ereignis mitzuteilen. Er lief ihr ſchon von weitem entgegen, weil er glaubte, ſie wolle ihn zur Rechenſtunde holen, und war ganz erſtaunt, als ſie ihn bei der Hand nahm und ihn zur Bank auf den Berg führte.

— Ich habe Dir was zu ſagen, Sylveſter!

Dabei wiſchte ſie ihm ſeinen abgetragenen Anzug ab mit den großen Flicken auf den Knieen, die ganz voll Sand waren, weil er gekniet hatte, um Häufchen zu machen. Sylveſter ſah ſie erſtaunt an und die Mutter fuhr fort:

— Du biſt nun groß genug. Du ſollſt zu Oſtern in die Schule kommen!

Der Knabe ſchwieg, und als ſie es ihm wiederholte, blickte er ſie mit den blauen Augen ernſt an und ſagte:

— Ja, Mama.

Das war alles. Die Mutter ſchenkte ihm für heute die Rechenſtunde und er ſpielte ruhig weiter, als ſei nichts geſchehen. Aber es ging ihm doch im Kopf herum, und er ließ ſich von Ida nach dem Eſſen erzählen, wie es eigentlich in der Schule ſei. Als die Schweſter ihm ein wenig übertrieben berichtet, wie ſchwierig es wäre, wie man arbeiten müſſe und ſich anſtrengen, antwortete er nur:

— Das iſt in der Mädchenſchule, aber ich gehe in die Jungenſchule.

Und darauf malte er ſich aus, mit ſeinem gewöhnlichen Hang zu träumen, wie es wohl dort ſein würde. Eines machte ihm jetzt ſchon Sorge: der Ranzen. Die Schweſtern beſaßen Ledertaſchen, die ſie in der Hand trugen, und wie es Sylveſters Schickſal als Jüngſter einmal war, ſollte die eine abgebrauchte Taſche auf ihn vererbt werden.

Das wollte er nicht! Sein Ehrgeiz ging nach einem Ranzen mit Fell überzogen und mit zwei Riemen, über der Schulter zu tragen. So hatte er es bei den Jungen geſehen, die an der Ammonſtraße vorbeikamen, und ſo mußte er es auch haben.

Doch die Mutter mochte nichts davon hören, weil sie möglichst sparen wollte, damit ihr Liebling in anderen Dingen nicht Not litte. Aber Sylvester quälte und quälte bis sie weich ward. Sie dachte daran, die anderen Knaben könnten ihn etwa hänseln wegen seiner schlechten Schultasche, und da kratzte sie das Geld zusammen, wo sie es vermochte, versagte sich einen neuen Bezug ihres Regenschirms und legte zum Geburtstage einen schönen, neuen Ranzen auf den Tisch Sylvesters.

7.

Endlich war der Tag gekommen, an dem Sylvester in die Schule gehen sollte. Sein Vater hatte ihn auf dem Progymnasium des Professors Heilmann angemeldet. Es lag auf der Waisenhausstraße, nicht allzu entfernt für den Knaben, sodaß der Schulweg höchstens eine Viertelstunde betrug.

Das erste Mal brachte ihn der Hauptmann selbst hin. Auf dem Wege durch die Plauensche Gasse — es war bald acht Uhr morgens — begegneten ihnen eine Menge Knaben mit Schultaschen, Ranzen und Büchern, die, wie es schien, dem gleichen Ziele zustrebten. Der Vater führte Sylvester an der Hand. Er trug den neuen Ranzen, das Geburtstagsgeschenk der Mutter, stolz auf dem Rücken, dazu einen Anzug, den er erst vor vierzehn Tagen bekommen, und eine Matrosenmütze mit langen Bändern

Eigentlich wollte die Mutter selbst ihren Liebling geleiten, doch der Hauptmann hatte ihr vorgestellt, daß sie

ihn dadurch nur als Mutterſöhnchen ſeinen Mitſchülern gegenüber lächerlich machen würde, und mit ſchwerem Herzen hatte ſie von Sylveſter Abſchied genommen, als gälte es einer langen Trennung.

Kurz vor der Schule ließ der Hauptmann ſeinen Sohn los:

— Ich bringe Dich nur noch die Treppe hinauf, Sylveſter, bis an die Klaſſe. Merke Dir gut den Namen: IB. Nach IB biſt Du gekommen!

Sylveſter hatte auf dem ganzen Wege kein Wort geſprochen, auch jetzt nickte er nur.

Das Gebäude war groß, grau geſtrichen und ſah wie eine Kaſerne aus. Die mächtigen Flügelthüren der Thoreinfahrt ſtanden offen und der Portier, ein langer Bärtiger mit dunkelblauer Mütze und Bewegungen wie ein Schloßkaſtellan, lehnte am Eingang.

— Wo iſt IB? — fragte der Hauptmann.

Der Bärtige antwortete im höflichſten Sächſiſch, das faſt lächerlich bei ſeinem martialiſchen Äußern klang:

— Sie meenen wahrſcheinlich Brogimnaſium. IB Hintergebeite. Eene Treppe, mei beſter Herre!

Sie ſchritten durch den Thorweg. Ein geräumiger Hof lag vor ihnen, von allen Seiten mit Ziegelmauern umgeben und mit feſtgetretener Erde bedeckt. Das Hintergebäude war ſofort zu erkennen: ein Anbau, nur ein Stock hoch. Ihm gegenüber befanden ſich die Turngeräte: Reck, Barren, ein Klettergerüſt mit Leitern und Stangen.

Sylveſter verlangſamte den Schritt. Er ſah alles mit großen, erſtaunten Augen an. In dieſem Augenblick erklang eine Glocke hell und lange. Der Hauptmann

blickte nach ſeiner Uhr und entdeckte zugleich an der Hauptfront des Hintergebäudes ein Zifferblatt, das fünf Minuten vor acht Uhr wies. Er zeigte es ſeinem Sohn:

— Siehſt Du da ... da kannſt Du immer ſehen, ob Du pünktlich biſt. Alſo merke Dir ... wie es ſcheint, wird ſchon fünf Minuten vor Beginn einmal geläutet ....

Sylveſter nickte bedächtig und träumeriſch. Dann gingen ſie über den Hof, in dem ſchon eine Anzahl Knaben ſich haſchend, ſchreiend herumtollten oder an den Turngeräten beſchäftigt waren, und ſtiegen die Treppe hinan. Der Weg war nicht zu verfehlen, denn in überſichtlicher Weiſe fand ſich überall angeſchlagen:

Endlich ſtanden ſie vor dem Klaſſenzimmer. Auf dem Gang, der dahin führte und der halb dunkel war, nur durch die Milchglasſcheiben der Thür Licht empfangend, fanden ſich Haken an der Wand angebracht, für die Kleider. Der Hauptmann nahm Sylveſter die Mütze ab und hing ſie dort auf, dann ſagte er:

— So, nun geh hinein ins Zimmer. Du wirſt ſchon irgendwo einen Platz finden. Setze Dich und warte ruhig ab, bis der Herr Lehrer kommt. Du brauchſt mit niemand zu ſprechen. Nur wenn Dich einer anredet, dann antworte. Und nun gieb mir noch einen Kuß und dann Gott befohlen. Wenn die Schule aus iſt, erwarte ich Dich vor dem Hauſe.

Der Vater beugte ſich und küßte ſeinen Sohn auf die Wange. Dann ging er ſchnell den Korridor hinab und verſchwand auf der Treppe.

Sylveſter war allein. Zum erſtenmal in ſeinem jungen Leben wirklich allein unter fremden Menſchen. Er blickte dem Vater nach und klammerte ſich an ſeinen Anblick ſolange er noch zu ſehen geweſen war. Dann blieb er im Gange ſtehen und wagte nicht, ſich zu bewegen. Neben ihm hingen hin und wieder ein paar Knaben ihre Mützen an die Haken oder die Ueberzieher, die ſie trotz des lauen Frühjahrwetters trugen. Ein Paar kam vorüber Arm in Arm eingehängt, die Köpfe zueinander geneigt, um ſich wahrſcheinlich wichtige Erlebniſſe aus den Oſterferien zu erzählen. Sie lachten und tuſchelten miteinander. Dann trat ein Knabe aus der Thür der Klaſſe, der ihn zu muſtern ſchien, und in demſelben Augenblick erhob ſich Lärm auf der Treppe. Erregte Stimmen erklangen als ob zwei ſich ſchimpften. Es wurde Sylveſter unheimlich, und mit ſchnellem Entſchluß ging er graden Wegs in das Schulzimmer, aus dem Lachen und Geſchrei tönte. Der Raum war nicht ſehr groß, ſodaß ihn vier grüngeſtrichene Bänke mit Pulten davor, und ein ſehr hohes Katheder, über dem eine ſchwarze Tafel hing, ausfüllten. Alle Bänke waren beſetzt mit Knaben, etwa von der gleichen Größe und vom ſelben Alter wie Sylveſter.

Da die anderen Jungen ſich drängten und ſtießen und für ihn kein Platz übrig zu ſein ſchien, blieb er in der Nähe der Thür ſtehen mit dem Ranzen auf dem Rücken.

Niemand achtete auf ihn und dennoch begann leiſe ein Gefühl der Furcht in Sylveſter aufzuſteigen. Es war ihm alles ſo fremd, daß er im erſten Augenblick den

Wunſch hatte, umzukehren, aber er ſchämte ſich und fürchtete ſich vor dem Empfang des Vaters zu Haus. Und plötzlich dachte er an die Mutter, die ihm noch vor dem Fortgehen geſagt hatte, er ſolle keine Angſt haben, das ginge jedem anderen Jungen genau ſo, und er möchte nur immer glauben, daß die anderen noch viel mehr Angſt hätten, wie er.

Da trat ein dicker Bengel zu ihm mit pausbäckigem Geſicht und großem, weißen Umſchlagekragen, der ihm faſt bis auf die Schultern reichte, und fragte:

— Wie heißt Du?

Der Ton war Sylveſter ſo ungewohnt und unangenehm, daß er zuerſt keine Antwort geben wollte, aber der Frager machte ein freundliches Geſicht und nahm ihn bei der Hand:

— Du mußt mir ſagen. Ich muß es wiſſen. Ich bin ja der Klaſſenerſte, weißt Du.

Sylveſter antwortete beſcheiden:

— Sylveſter von Geyer.

Der Dicke nahm einen Zettel zur Hand und ſuchte:

— Geyer . . . Geyer . . . Geyer . . . da richtig . . . alſo hier . . hier her.

Dabei wies er ihm auf der unterſten Bank, faſt unter dem Katheder, einen Platz an. Die Knaben, die dort ſaßen, wollten nicht zurücken, aber der Dicke ſchaffte ſchnell Rat. Er ging auf einen langaufgeſchoſſenen, mageren Jungen los, der faſt wie zwölf Jahre ausſah und ſich dort niedergelaſſen hatte, wo Sylveſter ſitzen ſollte:

— Hier kommt Geyer hin! Drücke Dich! — rief er dem Großen zu, und als dieſer nicht augenblicklich weichen wollte, nahm der Dicke ein Buch, das auf der

er kleine Sandhaufen mit einer Holzform, und malte auf jeden Buchſtaben nach dem Alphabet, bis er am Z angekommen war, worauf er unter großem Geſchrei mit ſeiner Peitſche den Sand herabfegte.

Sein Holzpferdchen liebte er nicht mehr, ſeitdem er von Onkel Gottfried ein großes Wiegenpferd bekommen, auf dem er wirklich reiten konnte und eine neue Peitſche.

Wenn er auf ſeinem Pferde ſaß, und Wagen und Reiter kamen vorbei, oder gar einmal eine Schwadron aus der nahen Garde-Reiter-Kaſerne in der Reitbahnſtraße, dann war er glückſelig, und wiegte ſich, daß ſein Holztier faſt umkippte.

Dann träumte er, er ſei ein Reitersmann und ſäße auf einem ſchönen, ſtolzen Renner. Sein Pferdchen wurde ihm dazu. Er ſaß dann ab, wiſchte es und bürſtete ihm die ſpärliche Mähne mit einer alten Wichsbürſte, die er der Emma weggenommen hatte und die er regelmäßig im Graſe auf dem Berge verſteckte, wenn er ins Haus zurückmußte. Und damit ſein Roß nicht Hunger litte, rupfte er Grasbüſchel aus, die er mit ſamt der Erde, die noch daran hing, dem Tier vors Maul hielt.

Geheimnisvoll erzählte er dann abends der Mutter beim Schlafengehen, ſein Pferd habe ſchlecht oder gut gefreſſen. Das hatte er dem Major abgelauſcht, der ſich jedesmal darnach zu erkundigen pflegte, wenn er kam.

Und wiederum einmal geſtand er ſchüchtern der Mutter:

— Ich will Reiter werden, wie die blauen, die vorbeikommen!

Sie nickte und verſprach Sylveſter, daß er ſpäter zu

dem Regiment kommen ſollte. Im ſtillen aber ward ſie traurig darüber, denn ſie wußte ja, daß ihrem Sohne dieſe Laufbahn verſchloſſen blieb, weil ſie kein Geld hatten.

Die Geldſorge begann im Leben der Familie eine immer größere Rolle zu ſpielen. Ernſtlich war erwogen worden, auf welche Art und Weiſe die Ausgaben beſchränkt werden könnten, oder die Einnahmen geſteigert. Die Mutter hatte vorgeſchlagen, eine andere Wohnung zu nehmen, die billiger geweſen wäre. Sie bewohnten nur den erſten Stock der Villa auf der Ammonſtraße, der aus einer Küche, einer Mädchenkammer und ſechs Zimmern beſtand. Das waren: ein Salon, das Zimmer des Hauptmanns, das Eßzimmer, das ſogenannte Kinderzimmer, in dem Tante Guſtel mit den drei kleinen Mädchen ſchlief, das Schlafzimmer der Gatten und Sylveſters Zimmer, in dem er lernte, ſpielte und ruhte.

Der Hauptmann behauptete, es ſei nicht möglich, mit weniger auszukommen, und ſo mußte es dabei ſein Bewenden haben.

Die Mutter ſuchte am Wirtſchaftsgelde zu ſparen, doch das war an und für ſich ſchon ſehr knapp bemeſſen. Der Major und Tante Clementine kamen noch dazu öfters zu Tiſch, während ſeit dem Feldzuge 1866 Onkel Gottfried nicht mehr erſchien.

Die Mutter wünſchte die Beſuche der beiden alten Geſchwiſter ihres Vaters — ſoweit ſie zum Eſſen dablieben — eingeſchränkt zu ſehen, aber ſie fand in dieſer Idee bei ihrem Manne den entſchiedenſten Widerſtand:

— Das geht einfach nicht, Liesbeth — wir haben doch auch gewiſſe Verpflichtungen, und nebenbei — ich

kann das wohl ſagen, ohne pietätlos zu ſein — wir beerben ſie doch mal, und dann können wir uns immerhin ſchadlos halten für die paar Thaler, die ſie koſten. Eſſen müſſen wir doch — na alſo — ich meine, da werden wohl ohne Not noch zwei mehr mit ſatt werden.

Das betraf aber nicht nur den Major und Tante Clementine, ſondern auch andere Gäſte hier und da, denn ſeitdem der Hauptmann ſich mehr und mehr mit ſeinem Geſchick auszuſöhnen begonnen, hatte er angefangen, wie es gerade der Zufall gab, auch ſeine alten Regimentskameraden wiederzuſehen.

Das vierte Infanterieregiment ſtand in der Provinz, und gerade deshalb kamen die Offiziere öfters einmal nach Dresden, wenn ſie Urlaub hatten, oder ab und zu wurde auch wohl einer verſetzt zu einem der Dresdener Regimenter, oder endlich, nahm den Abſchied und zog ſich nach Neuſtadt jenſeits oder Blaſewitz diesſeits der Elbe zurück. Die traf dann der Hauptmann wohl einmal zufällig auf der Straße und die Begegnung endete mit einer Einladung.

Die Mutter erſchrak, ſobald ein neuer Gaſt erſchien, aber ſie fing an, ſich vor den Auseinanderſetzungen zu fürchten, die ſie bei einer Ermahnung mit ihrem Manne hatte. Und da ſie ſah, daß ihre leiſen Vorſtellungen nichts fruchteten, ſo ſchwieg ſie endlich völlig.

Mariechen, Fanny und Ida gingen längſt in die Schule, was wiederum eine Menge Koſten verurſachte, und nun kam endlich der Zeitpunkt, wo daran gedacht werden mußte, Sylveſter den Schweſtern folgen zu laſſen, denn der Knabe begann dem Unterricht der Mutter zu entwachſen.

Als es Frau von Geyer ihrem Manne ſagte, brauſte er auf:

— Nun ſoll ich auch noch Schulgeld bezahlen? Und die Bücher! Es iſt unglaublich, was die Würmer alles koſten. Jeden Monat verbraucht Sylveſter ein Paar Stiefel, alle acht Tage ſtößt er ſich an den Knieen die Hoſen durch! Es iſt unglaublich!

Beſcheiden antwortete die Mutter:

— Hanns, unſer kleiner Sylveſter trägt Meſſingkappen ſeit langem, ſo häßlich es auch iſt, und die Hoſen flicke ich ihm ganz allein. Ich will ja gern alles thun, nur habe ich ſelbſt nicht genug gelernt, um ihn weiter zu unterrichten.

Der Hauptmann entſchuldigte ſich, daß er nicht den Unterricht übernehmen könne, weil er nicht dazu veranlagt ſei, und außerdem fürchte, heftig zu werden. Vor allem aber würde es ihm zu viel Zeit fortnehmen von ſeiner Arbeit an der Familiengeſchichte.

Frau von Geyer konnte ſich eines verſtohlenen Lächelns nicht erwehren, denn ſie wußte genau, daß ihr Mann ſeit Monaten keine Zeile mehr geſchrieben hatte, ſondern nur noch Chroniken las, unter dem Vorwande, Material zu ſammeln. Aber ſie wußte ebenſo, daß er ſelbſt feſt daran glaubte, er habe ſehr viel zu thun.

So war es denn entſchieden: Sylveſter ſollte zu Oſtern in die Schule kommen. Auf ſeinem Berg, wo er eben mit Pferd, Peitſche und Sandhaufen ſpielte, beſuchte ihn die Mutter, ihm das große Ereignis mitzuteilen. Er lief ihr ſchon von weitem entgegen, weil er glaubte, ſie wolle ihn zur Rechenſtunde holen, und war ganz erſtaunt, als ſie ihn bei der Hand nahm und ihn zur Bank auf den Berg führte.

Endlich trat der Lehrer Brückner ein und gebot sein gewohntes:

— Ruhe!

In der höchsten Stimmlage sagte er darauf:

— Die nächsten beiden Stunden fallen aus .... Ruhe ..... der Stundenplan hat sich verschoben .... Ihr nehmt jetzt ganz ruhig Eure Bücher und geht nach Haus. Aber daß ich keinen Lärm auf dem Korridor höre. — Fort!

Trotz der Mahnung erhob sich zuerst ein Freudengeschrei, dann trat auf allgemeines „Pst" Ruhe ein und die Knaben gingen verhältnismäßig still ihrer Wege. Ganz zuletzt Sylvester, der lange Zeit gebraucht hatte, um sein Schreibpapier, Federn, Hefte, Bleistifte in den Ranzen zu packen. Blos Gabler war noch da. Er hatte als Erster noch zu thun gehabt. Als Sylvester seine Mütze vom Haken nahm, fragte ihn der Dicke:

— Wo wohnt Ihr?

— Ammonstraße einundsiebenzig — antwortete schüchtern Sylvester, und der andere entgegnete:

— Da haben wir fast denselben Weg! Du, Geyer! Ich muß auf die Chemnitzerstraße.

Und sie gingen zusammen, denn der Hauptmann kam erst in zwei Stunden, um Sylvester abzuholen. Gabler schwatzte die ganze Zeit. Er erzählte immerfort Schulgeschichten, von den Spießen, von den Mitschülern, vom Portier, von der besten Art, abzuschreiben, was er spicken nannte und meinte am Schluß:

— Du, Geyer, Du gefällst mir! Wir wollen gut zusammen sein!

Er brachte Sylvester, obgleich das einen Umweg für

ihn bedeutete, bis an das Geyerſche Haus. Mit einem Lineal, das er in der Hand hielt, fuhr er dabei an den Gartenzäunen hin, daß es klapperte, warf ein paar Steine nach einer Katze und ſchüttelte alle Bäume an der Straße, zu ſehen, ob Maikäfer darauf ſäßen. Am Thor ſagten ſie ſich Lebewohl und Sylveſter lief ins Haus, was er nur konnte. Der kleine Kerl hatte Herzklopfen vor Aufregung.

Die Mutter, die ihn kommen geſehen, öffnete ihm die Thür. Mit einem:

— Mein Gott, Sylveſter! Schon da? — empfing ſie ihn, und mit einem Kuſſe, als wären ſie ſeit Jahren getrennt geweſen. Als dann Tante Guſtel herbeigeſtürzt kam und fragte:

— Wie war es denn? — fand Sylveſter keine Antwort. Er war zu voll noch von Eindrücken.

Bei Tiſch, endlich wußte er etwas zu ſagen. Er legte die Stirn in ernſte Falten und ſprach wichtig, mit einem tiefen Seufzer:

— Die Schule iſt ſchwer, Mutter!

8.

Nach einiger Zeit ging Sylveſter allein in ſeine Schule, als ſei er es nie anders gewohnt geweſen. Zurück kam er faſt immer mit dem dicken Gabler.

Als er den Eltern erzählte, mit wem er den Weg teilte, war die Mutter ſehr zufrieden, weil er nun wenigſtens Begleitung hatte. Der Hauptmann dagegen erkundigte ſich nach Gablers Eltern:

— Es iſt durchaus nicht einerlei, mit wem der Junge verkehrt. Die erſten Eindrücke im Leben ſind die bleibenden, und ich möchte nicht, daß unſer Kind ſchlechte Manieren annimmt, die dann nicht wieder auszurotten ſind!

Und als er in Erfahrung brachte, daß Herr Gabler Beſitzer war des großen Konfektionsgeſchäftes „Gabler und Heinicke“ am Altmarkt, war er zuerſt nicht ſehr erbaut. Er mochte Kaufleute nicht und dachte ſich Herrn Gabler unwillkürlich hinter dem Ladentiſch ſtehend, um Shirting zu verkaufen, die Elle zwei gute Groſchen. Doch als er durch einen Zufall erfuhr, daß Herr Gabler im Kirchenvorſtand der Annenparochie ſaß, war er ſchon milder geſtimmt, und als ihm nun Konſiſtorialrat Danneberg, den er darum fragte, den Kaufmann als einen ſehr gebildeten, vornehmdenkenden, liebenswürdigen Herren ſchilderte, mit großem Vermögen und ſtreng konſervativer Geſinnung, gab der Hauptmann den Verkehr zu.

Er geſtattete ſogar, daß Sylveſter einmal Sonntags einer Einladung zu Gablers Folge leiſten durfte.

Das war für den Knaben ein großes Ereignis. Sylveſter wollte durchaus einen breiten Umſchlagekragen dazu haben, wie ihn der dicke Gabler immer trug. Er fand das ſehr ſchön, nur müſſe er immer friſch ſein. Die Mutter hatte große Mühe, es ihm auszureden, denn es hätte nur neue Wäſche erfordert, und als der Sohn ihr nun gar erzählte, auf Gablers ſchönen Kragen ſeien öfters Tintenflecke gekommen, war ſie außer ſich in dem Gedanken der fortwährenden Neuanſchaffungen.

Sylveſter ſagte mit Nachdruck:

— Gabler bekommt immer einen neuen Kragen geſchenkt, ſobald einer ſchlecht iſt!

Die Mutter antwortete:

— Ja, aber wir können das nicht. Das kostet zu viel Geld!

Er blickte sie fragend an:

— Zu viel Geld?

— Ja, Sylvester, wir haben nicht so viel Geld, Vater und ich, und wir müssen uns deshalb in acht nehmen mit solchen Ausgaben!

Immer noch begriff der Knabe nicht, bis die Mutter erklärte:

— Wir sind arm!

Sylvester sann nach. Armut hatte er noch nie von der Nähe erblickt, aber das Wort übte eine große Wirkung auf ihn aus, denn von armen Leuten hatte er nur immer mitleidig sprechen hören. „Arme Leute" hieß die Familie, die — Frau und zwei Kinder — jeden Dienstag in die Küche kam, um sich ein paar Schnitten Brot und eine warme Suppe zu holen. Der „Verein zur Armenpflege" schickte sie reihum, und die Mutter hatte sie für einen Wochentag übernommen.

Während Sylvester den neuen Anzug anlegte, den er zum Frühjahr bekommen, dachte er immer noch an das Wort der Mutter: „Wir sind arm!"

Der Hauptmann brachte ihn bis an die Villa Gabler auf der Chemnitzerstraße und empfahl ihm noch, ja recht bescheiden zu sein und zu zeigen, daß er eine gute Erziehung genossen. Sylvester stieg dann langsam allein die Stufen zum Parterre hinan. Aber da tönten Stimmen aus dem Garten. Der dicke Schulkamerad rief:

— Du, Geyer, wir sind im Garten. Komm runter.

Und er fand fast die halbe Klasse versammelt. Gab-

lers Eltern bewillkommneten ihn: eine kleine, hübſche, zarte Frau und ein kleiner, zierlicher Herr, ſodaß man darnach des Sohnes zeitige Wohlbeleibtheit nicht begreifen konnte. Sylveſter machte eine tiefe Verbeugung, wie ſie ihm die Mutter gelehrt hatte, und ſtrich ſich das widerſpenſtige Blondhaar aus der Stirn, das immer nach vorn fiel, obwohl ihm heute mit vieler Mühe ein Scheitel gezogen worden und das Haar zur Feier des Tages mit Stangenpomade feſtgeklebt war.

Auf einem Gartentiſch ſtand Kuchen und Chokolade. Die anderen Knaben waren beim Eſſen, und da ſich nirgends Platz fand, nahm Frau Gabler Sylveſter mit auf die Bank, auf der ſie ſaß.

Er war verlegen. Das Ungewohnte bedrückte ihn, denn er kannte nicht den Verkehr mit fremden Erwachſenen. Als Frau Gabler ihn fragte, wie es ſeinen Eltern ginge, fühlte er, wie ihm das Blut in die Wangen ſtieg, immer und immer ſtärker, und endlich ſtammelte er, purpurn geworden:

— Mutter und Vater gehts gut .....

Seine Wirtin erkundigte ſich weiter, wo ſie wohnten, ob ſie auch einen Garten hätten zum Spielen, ob er noch Geſchwiſter beſäße, und allmählich verſchwand ſeine Verlegenheit und es ſchien ihm, als ob ihm dieſe liebe Frau doch gar nicht mehr ſo fremd wäre. Ja, als die anderen, unter des Dicken Anführung zum Spielen ſich im Garten verſtreut hatten, war er ganz allein noch mit Frau Gabler ſitzen geblieben, und hatte ihr zuthunlich alle Fragen beantwortet, die ſie ſtellte. Schließlich begann er ſogar in ſeiner kindlichen Weiſe von der Mutter zu erzählen, wie gut ſie ſei, wie ſie ihn lieb habe, wie

ſie für ihn ſorge und daß er ihr alles ſagen müßte, was ihm das Herz bedrücke.

Die zarte Frau neben ihm ſprach mit betrübtem Ausdruck:

— Das iſt ſchön, wenn ein Sohn ſo ſeiner Mutter alles erzählt! Du biſt ein lieber Junge! Alle thun das nicht! Du guter Junge!

Dabei ſtrich ſie ihm die Wange ganz leiſe und weich mit dem Rücken der Hand. Da überrieſelte Sylveſter ein unnennbar, wohliges Gefühl, er ſah glücklich die Mutter ſeines Schulkameraden an, dankbar, ſelig und in dieſem Augenblicke ward er ſich erſt mit einem Schlage vollkommen bewußt, was er an ſeiner Mutter beſaß, und es ward ihm plötzlich klar, daß Tante Guſtel, der Vater, Mariechen, Fanny, Ida eigentlich nichts für ihn bedeuteten und nur die Mutter alles für ihn war, ſo lange er denken konnte. Da ſagte er freudeſtrahlend:

— Mutter... ach Mutter... ich habe meine Mutter ſo lieb!

Es kam faſt komiſch heraus, unbeholfen und ſeltſam, aber die Frau neben ihm verſtand den Knaben und ſprach wie im Traum:

— Ich möchte ſie wohl kennen lernen, Deine Mutter!

Dabei ſtand ſie auf, und nun bemerkte Sylveſter erſt, daß ſie ſich auf einen Stock ſtützte und lahm ging. Da tönten Stimmen aus dem hinteren Teil des Gartens:

— Geyer! Wo ſteckſt Du denn! Geyer! Geyer!

Frau Gabler ſagte freundlich:

— So nun geh zu den anderen ſpielen!

Der Bann war gebrochen. Sylveſter war wieder

verlegen geworden. Er errötete plötzlich von neuem und rannte spornstreichs davon.

Hinten auf dem Rasen, der mit Obstbäumen bestanden, war das Spiel schon in vollem Gange. „Kämmerchen vermieten" wurde gespielt, „Dreh Dich nicht um, der Plumpsack geht rum" und „Haschen". Sylvester, der die Spiele noch nicht kannte, blieb zurück gegen die Geschicklichkeit der anderen. Der dicke Gabler that sich vor allem hervor und als Sylvester ein Gesicht machte, das ein wenig Ängstlichkeit und Enttäuschung verriet, fragte ihn sein Schulfreund:

— Du Geyer! Du langweilst Dich wohl? Na warte, wir werden gleich Topfschlagen machen, das ist hübsch, paß mal auf!

Ein leerer Topf wurde umgestülpt auf den Rasen gelegt, dann einem der Knaben die Augen verbunden, der nun mit einem Spazierstocke in der Hand aufs geradewohl zuschlagen mußte. Ging der Schlag daneben, so kam der Nächste an die Reihe, traf er jedoch den Topf, so gehörte ihm der Gegenstand, der darunter versteckt worden war. Auf einem Tisch hatte Herr Gabler die Gewinne ausgelegt: lauter Kleinigkeiten, Bonbons, Bildchen, Bleistifte, Federhalter und dergleichen.

Das erste Mal, als Sylvester die Augen verbunden wurden, konnte er unter der Binde hindurch sehen. Er sagte es und das Taschentuch wurde fester umgelegt. Dabei hörte er, wie sein Klassennachbar Ohnesorge zu einem anderen sprach:

— Geyer ist dumm 's zu sagen!

Aber Sylvester wurde für seine Ehrlichkeit belohnt, traf den Topf und erhielt ein kleines Lederportemonnaie

mit zwei offenen Abteilungen und einer, die durch eine Vorrichtung noch besonders verschlossen werden konnte. Als er den Gewinn in Empfang nahm, war er überglücklich. Er reichte Herrn Gabler, der die Gegenstände selbst verteilte, freudestrahlend die Hand und machte einen tiefen Diener. Während dann das Spiel fortging, sprach er mit niemandem, sondern besah nur das Portemonnaie von allen Seiten, öffnete es und drehte es unausgesetzt zwischen den Fingern.

Die Gaben waren alle verteilt. Zuletzt kam der dicke Gabler, der bis dahin auf Befehl seines Vaters hatte zurückstehen müssen, an die Reihe. Es war kein Zweifel, daß er sehen konnte und er benutzte die Gelegenheit, um auf den Topf so mächtig dreinzuschlagen, daß der Boden krachend herausflog. Unter allgemeinem Freudengeschrei wurden dann die Scherben noch einzeln von den Knaben zertrümmert.

Sylvester beteiligte sich nicht dabei. Er stand abseits, glücklich im Besitz seines Gewinnes, in dessen Betrachtung er versunken war.

Dann gab es oben in der Villa ein kleines Abendessen. Nur die Kinder saßen zu Tisch und Sylvester kam sich, wenn er auch vor lauter Staunen kein Wort sprach, doch sehr stolz vor, zum ersten Mal in seinem Leben allein zu essen wie die Erwachsenen.

Ein Glas Wein war jedem Knaben gestattet. Sylvester trank niemals Wein, weil auf den Tisch zu Haus blos Bier zu kommen pflegte. Zu ganz feierlichen Gelegenheiten nur hatte er ein paar Schluck zu kosten erhalten. Jetzt nippte er an seinem Glase mit ernster Miene. Es schmeckte ihm nicht, aber er that mit, er

meinte, er müſſe trinken, das gehöre einmal ſo dazu. Aber es machte ihm den Eindruck großer Feierlichkeit. Bis auf die Neige leerte er den Wein, der ihm ein ganz klein wenig zu Kopfe ſtieg, und ſeine Stimmung noch mehr hob.

Beim Abſchied klopfte ihm das Herz laut. Er ſah ſich in dem ſchönen Zimmer um. Alles ſtand voll Möbel, an den Wänden hingen lauter Gemälde und die Decken ſchienen ihm ſo hoch, wie er es nie geſehen, viel höher als zu Haus. Er zeigte Frau Gabler mit ſtrahlender Miene ſein neues Portemonnaie und küßte ihr zum Dank die Hand, ehe ſie es hindern konnte. So hatte es ihm die Mutter gelehrt, ſo mußte er es immer bei Tante Clementine thun.

Gablers Mutter wollte einen Scherz machen und ſagte, auf ſeinen Gewinnſt deutend:

— Sieh nur zu, daß immer recht viel Geld drin iſt!

Sylveſter hatte noch nie einen Groſchen in die Hand bekommen. Er erinnerte ſich plötzlich des Wortes der Mutter, als er einen großen Umſchlagekragen begehrt und ſprach etwas altklug und ganz ernſt:

— Wir ſind ſo arm!

Frau Gabler war erſtaunt und lächelte verlegen.

— Aber .... aber .. wie ſo .. nein ....

Der Dicke, der ſich zum Schluß noch mit einem ſeiner Gäſte geprügelt hatte, aber Sieger geblieben war, brachte Sylveſter bis ans Gartenthor und ſagte ihm beim Scheiden, damit es das Dienſtmädchen Emma hören ſollte, die gekommen war zum Abholen:

— Du Geyer, wenn Dir mal eener was thut, ſag' es mir. Ich bin ſtärker wie alle!

Dann ging Sylveſter unter Emmas Regenſchirm nach Haus, denn es fielen ſchwere Gewittertropfen. Er hielt ſein Portemonnaie ängſtlich in der Hand und erzählte gegen ſeine Gewohnheit dem Mädchen den ganzen Weg hindurch von den Herrlichkeiten dieſes Tages.

9.

Seine Erlebniſſe berichtete Sylveſter genau den Eltern. Er war noch den nächſten Tag ganz benommen davon, und ſagte nur immerfort:

— Es war ſo ſchön! Es war ſo ſchön!

Dann zeigte er ihnen das Portemonnaie, das er gewonnen, und es ging von Hand zu Hand. Auch die Schweſtern mußten es beſehen. Alle fanden es ſehr hübſch und Sylveſter freute ſich darüber.

Der Hauptmann war an dieſem Tage beſonders guter Laune. Er hatte ſeinen ehemaligen Kommandeur wieder geſehen, der ihm — wahrſcheinlich nur ihn zu tröſten — mitgeteilt, ſeine Verabſchiedung 1860 ſei höchſt wahrſcheinlich nur dem Übelwollen des Brigadekommandeurs zuzuſchreiben geweſen. Als der Vater nun Sylveſters Portemonnaie in der Hand hielt, zog er ein Fünfgroſchenſtück aus der Taſche und ließ es in die verſchloſſene Mittelabteilung gleiten, mit den Worten:

— Hier, Sylveſter, haſt Du Dein erſtes Taſchengeld. Jeden Monat wirſt Du von jetzt ab fünf Groſchen bekommen, davon mußt Du Dir in der Schule Federn und Bleiſtifte halten. Den Reſt kannſt Du dann

für Dich verwenden. Du ſollſt bei Zeiten lernen mit Geld umzugehen. Wenn es mir in meiner Jugend beigebracht worden wäre, ſo würden wir vielleicht beſſer daran ſein!

Der Knabe war glückſelig. Er wendete das abgegriffene Silberſtück hin und her und ſteckte es jeden Augenblick in eine andere Abteilung des Portemonnaies. Endlich ging er zur Mutter und bat ſie, ihm ſein Geld zu wechſeln, damit es mehr einzelne Stücke wären.

Sie holte aus ihrem Schreibtiſch die Wirtſchaftskaſſe hervor, in der ſich niemals viel befand, weil Bäcker, Fleiſcher und „Kaufmanns"-Rechnung ſie ſchon am erſten jeden Monats faſt leerten und gab Sylveſter fünf einzelne Groſchenſtücke, die er mit viel Hin- und Herüberlegen in ſeinem Portemonnaie verteilte. Dann nahm ſie ihn bei Seite und drückte ihm noch einen Groſchen in die Hand, wobei ſie ihm ſagte:

— Sylveſterchen, Kindli Du brauchſt es aber nicht dem Vater zu ſagen!

Er küßte die Mutter auf beide Wangen, dann lange auf den Mund und ſprang ſingend davon.

In der Schule ging es ihm ſehr gut, bei der Michaelisverſetzung war er Zweiter geworden, worauf die Mutter nicht wenig ſtolz war. Sein Freund Gabler jedoch mußte, obwohl er das Penſum, der Klaſſe wiederholte, den Erſten abgeben. Aber auf dem dritten Platz vermochte er ſich doch noch zu halten, ſodaß Sylveſter und er wenigſtens nebeneinander ſaßen.

Der Klaſſenlehrer Brückner hatte die Eigentümlichkeit, ſich die Namen der Schüler nur ſchwer einprägen zu können, und ſo kam es, daß er einmal Sylveſter aufrufen

wollte — faſt gegen Ende des Jahres — und ihn nur mit der Hand bezeichnen konnte:

— Du da — ja — Du — .. wie heißt Du doch?

Sylveſter fuhr in die Höhe und antwortete zerſtreut:

— Sylveſter, Herr Lehrer!

Ein ſchallendes Gelächter erhob ſich, zwar gebot der kleine Lehrer ſein gewöhnliches:

— Ruhe! — Aber die Knaben fanden den Namen ſo komiſch, daß Sylveſters Vorname ſeit dieſer Zeit an ihm hängen blieb und er in der Klaſſe nie mehr anders als „Sylveſter" genannt wurde.

Das erloſch auch nicht, als er zu Oſtern in die I A aufrückte und zwar ſogar als Primus. Die Verſetzung wurde den Schülern in der großen Aula durch den Direktor Profeſſor Heilmann bekannt gegeben. Der dicke Gabler war dabei ſchon bis zum Achten geſunken. Sylveſter brachte ſein Zeugnis ſelbſt mit nach Haus in einem verſchloſſenen Brief, mit der Adreſſe des Vaters. Die einzelnen Cenſuren kannte er nicht, nur ſeinen Platz in der Klaſſe. Schon auf dem Flur hatte er der Mutter in aller Eile zuflüſtern können:

— Ich bin Erſter!

Dem Hauptmann, der gerade am Schreibtiſch ſaß und ſeine Abrechnung vorhatte, bei der ein Fehler im Zuſammenzählen ihn nervös machte, ſagte nur, als der Knabe ihm das Zeugnis übergab:

— Du ſiehſt doch, daß ich beſchäftigt bin!

Lautlos ſchlich Sylveſter wieder hinaus. Aber ſeine gute Laune ließ er ſich nicht verderben, ſondern warf ſeinen Ranzen mit lautem Freudenſchrei in die Ecke, ſodaß die Schweſtern, die unter Tante Guſtels Aufſicht

ſtickten, ihn zur Ruhe verwieſen. Doch auch dadurch ſchwand ſeine Fröhlichkeit nicht, ſondern er lief in den Garten hinab, in dem — da Oſtern ſehr ſpät gefallen war — ſchon der Frühling erwachte.

Ihm war ſo froh, ſo leicht zu Sinn. Er fühlte ſich glücklich.

Die erſten, jungen Blätter an den Bäumen hatten ſich aufgethan, ſchon fingen hier und da Blumenknospen an ſich zu erſchließen. Ein Duft von Werden, von Blühen durchzog den kleinen Garten, und auf Sylveſters Berg ſchien ſchräg über das Dach des Hauſes, hell und freundlich die Sonne. Er ſetzte ſich in den warmen Strahlen auf die Bank und dachte daran, daß er doch nun Erſter in der Klaſſe geworden war. Das ſchien ihm das höchſt begehrenswerte, das beſte, was er erlangen konnte.

In ſeinem Kinderherzen war nur Sonne.

Lange Zeit blieb er auf dem Berg ſitzen. Er freute ſich, daß er im nächſten Jahre die Hefte der anderen einſammeln und für die Klaſſe mit dem Lehrer verkehren würde. Und in dem Gedanken fühlte er ſich gehoben, zuverſichtlicher, kräftiger, faſt übermütig. Er lachte und ſang manchmal laut auf in ſeiner Freude über die glücklichen Ferien, die mit dem heutigen Tage begonnen hatten.

Da tönte die Stimme des Vaters durch den Garten:

— Sylveſter! Sylveſter!

Und zugleich kam Mariechen aus dem Haus. Sie, die nun ſchon vierzehn Jahre zählte, groß und ſehr entwickelt war, liebte es noch mehr als früher, die Geſchwiſter zu bemuttern. Dem Bruder rief ſie in befehlendem Tone entgegen:

— Sylveſter, Du ſollſt augenblicklich zu Papa heraufkommen. Aber augenblicklich!

Das ärgerte den Knaben, und da ſie ihn noch nicht geſehen hatte, ſchlich er ſich leiſe durch die dichten Büſche, an einzelnen Stellen auf allen Vieren an der Gartenmauer hin. Unbemerkt gelang es Sylveſter, hinter dem Rücken der Schweſter ins Haus zu kommen, aber als er um die Ecke huſchte, blieb er plötzlich mit der Hoſe an einem vorſtehenden Nagel des Weinſpalieres hängen und riß ſich ein großes Dreieck glatt aus dem Stoff.

Er wußte, wie der Vater auf Schonung der Kleider hielt, und nun mußte er gerade in dieſem Zuſtande zu ihm. Einen Augenblick dachte er daran, ſchnell in ſeine Stube zu huſchen, um einen anderen Anzug anzuziehen. Die Mutter hätte ihn nicht verraten. Aber wiederum klang die Stimme des Hauptmanns:

— Sylveſter, kommſt Du nicht? Wo ſteckſt Du denn?

Sylveſter faßte Mut und trat in das Zimmer des Vaters. Der Hauptmann ſaß am Schreibtiſch und hatte das Schulzeugnis in der Hand. Er nickte mit dem Kopfe, während er es noch einmal überflog. Neben ihm ſtand die Mutter und blickte ihm über die Schulter. Schüchtern und mit ſchlechtem Gewiſſen wegen der zerriſſenen Hoſe näherte ſich der Knabe, und ſein Vater, der eben etwas Anerkennendes über die Cenſuren ſagen wollte, bemerkte es ſofort:

— Was iſt denn das? Deine Hoſe iſt ja wieder mal zerriſſen? Wie haſt Du denn das fertig gekriegt? Nun iſt natürlich der ganze, neue Anzug wieder mal hin, denn da iſt ja ordentlich ein Dreieck herausgefetzt. Du

ſcheinſt Dir einzubilden, daß Du nur ſo immerfort jeden Tag neue Sachen bekommen kannſt, aber das muß ich Dir ein für allemal ſagen: wir ſind keine Millionäre, die das Geld nur ſo zum Fenſter hinausſchmeißen können. Ich kann Dich nicht zeitig genug darauf aufmerkſam machen, daß Du ſparſam mit Deinen Sachen umgehen mußt.....

In der Erregung, die den Hauptmann jedesmal befiel, ſobald es ſich um in Ausſicht ſtehende Ausgaben handelte, vergaß er ganz das gute Zeugnis und fand kein Wort der Anerkennung für Sylveſters Leiſtungen. Das einzige, was er erwähnte, war eine Bemerkung des Klaſſenlehrers, unter den Cenſuren: ein Tropfen Wermut über alle die Einſen, die oben auf dem Papier prangten. Dem Lehrer, dem es wider die Natur ging, jemals ein uneingeſchränktes Lob zu zollen, hatte geſchrieben:

„Hat zwar als Erſter verſetzt werden können, wird ſich aber im nächſten Jahre ſehr zuſammen nehmen müſſen, um ſeinen Platz zu behaupten.“

Brückner.

Und der Hauptmann ſagte:

— Siehſt Du, Sylveſter, in dieſen Worten drückt ſich wahrſcheinlich, das, ich möchte ſagen, Unzuverläſſige in Deinem Weſen aus, wodurch ſolche Geſchichten paſſieren, daß Du ohne irgend welchen Grund einen Anzug verdirbſt, der ſchweres Geld gekoſtet hat.

Damit war Sylveſter entlaſſen. Die Mutter ſandte ihm noch einen bittenden, liebevollen Blick nach, der ihn ermahnen ſollte, ja nicht die Worte des Vaters zu traurig hinzunehmen, aber der Knabe ſah es nicht mehr. Mit

unendlicher Bitterkeit in seinem kleinen Herzen und mit einem Gefühl, als sollte er weinen, schlich er sich in sein Zimmer und schob den Riegel vor.

Aber er fand keine Thränen. Lange saß er am Tisch und grübelte über die Worte des Vaters. Sein Erfolg in der Klasse, über den er sich doch gefreut, erschien ihm nun plötzlich so vollkommen gleichgültig, daß er allmählich, je länger er darüber sann, desto unmutiger, verbissener ward. Über sein Verhältnis zum Vater hatte er noch niemals nachgedacht. Er sah in ihm nur die Gewalt, die von Anfang an über ihn gesetzt gewesen, die er immer gefühlt, die es geben mußte. Mit einem Male nun schmerzte ihn die fehlende Anerkennung so, daß er begann, den Maßstab der Kritik anzulegen. Für einen Augenblick war es ihm, als müsse er den Vater hassen. Dann schämte er sich dieses Gefühls, daß ihm als Sünde erschien, und mahnend erinnerte er sich des Gebotes: „Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren", das er so oft in der Schule hergesagt hatte.

Gegen seinen Vater behielt er nun keinen Groll mehr, aber er redete sich ein, die Schule sei ihm jetzt ganz gleichgültig. Er nahm sich vor, im nächsten Jahre überhaupt sich keine Mühe mehr geben zu wollen. „Es nützt ja doch nichts", wie er im Trotz zu sich sprach. Während er noch eingeschlossen war, kam die Mutter zu ihm. Sie pochte vergebens. Endlich öffnete er.

— Warum riegelst Du denn zu, Sylvester? — sagte sie bekümmert.

Er antwortete nicht, sodaß die Mutter ein zweites Mal fragte, und da fiel er ihr plötzlich um den Hals und gestand ihr trotzig:

— Mir iſt alles egal, Mutter! Alles egal!

Sie war erſtaunt. Sie verſtand ihren Liebling nicht. Dieſer Ausbruch ſchreckte ſie ein wenig. Darum nahm ſie ihn bei der Hand und führte ihn in den Garten auf ſeinen geliebten Berg. Dort fragte ſie ihn mit weicher, teilnehmender Stimme nach ſeinen Cenſuren, ſagte ihm, wie ſtolz ſie auf die vielen Einſen ſei, die er mit nach Hauſe gebracht, wie es ihrem Mutterherzen wohlgethan, daß ihr kleiner Sylveſter als Erſter verſetzt worden wäre. Dazu küßte ſie ihn und ſtrich ihm das dichte, blonde Haar.

Als ſie am dritten Finger und am Daumen der rechten Hand Tintenreſte vom Schreiben in der Schule gewahrte, nahm ſie ihr Taſchentuch, benetzte es mit der Zunge und verſuchte die Flecken durch Reiben zu entfernen. Sylveſter, der ſonſt leicht ungebärdig wurde, hielt ganz ſtill.

Dann holte die Mutter aus der Taſche Nadel und Zwirn, und hieß den Sohn ruhig vor ſich ſtehen bleiben, ihm das Loch an der Hoſe zu flicken. Die Zeichnung des Stoffes verdeckte ſo gut den Riß, daß man, als ſie ihr Werk vollendet hatte, die Stelle nicht mehr ſah. Da ergriff ſie Sylveſters Hand und führte ihn hinauf zum Vater.

Der Hauptmann wollte zuerſt wegen der Störung ein böſes Geſicht machen, denn er arbeitete an der Familiengeſchichte, aber die Mutter ließ es gar nicht dazu kommen, ſondern zeigte ihm lachend den Sohn:

— Sieht man noch irgend etwas? Welches Bein iſt es, Hanns?

Er ging auf den Scherz ein, riet und traf richtig das falſche. Und darüber lachten ſie alle, auch Sylveſter.

Nun ward Tante Guſtel gerufen, und auch ſie vermochte die Naht nicht herauszufinden. Mariechen und Fanny rieten gleichfalls nicht richtig, und erſt die kleine, elfjährige Ida bezeichnete die Stelle, aber nur durch Zufall. Dafür gab ſie dem Bruder einen Kuß, damit er nicht böſe ſein ſollte.

Da nahm plötzlich der Hauptmann Sylveſters Cenſuren vom Schreibtiſch und las ſie Tante Guſtel ſowie den drei kleinen Mädchen mit lauter Stimme vor, indem er vor jeder Eins, um den Eindruck zu verſtärken, eine Pauſe machte. Über das einzige „b“ im Rechnen ging er flüchtig weg und verſchwieg die Schlußbemerkung des Klaſſenlehrers vollkommen. Dann ſagte er in ſeiner gewöhnlichen, immer etwas weitſchweifigen Art und Weiſe:

— Mit vollkommener Abſicht habe ich euch allen Sylveſters erſte Monatscenſuren vorgeleſen, um euch zu zeigen, daß euer Bruder ein braves Kerlchen iſt, das uns noch, ſo Gott will, viele Freude machen wird. Du, Mariechen, ſollſt Dir etwas zu Nutze ziehen, daß Sylveſter, wenn er auch der Jüngſte iſt, doch ſchon ſein Teil leiſtet. Du, Fanny, magſt ſehen, wie Eltern ſich über gute Cenſuren freuen. Vielleicht giebſt Du Dir Mühe, daß Deine Cenſur das nächſte Mal noch beſſer iſt, obwohl ich damit nicht geſagt haben will, daß ſie ſchlecht geweſen wäre .....

Darauf machte er eine Pauſe. Eigentlich wollte er Ida auch eine beſondere Lehre geben, aber der Faden war ihm ausgegangen. Deshalb küßte er ſeine Kinder reihum und ſie verließen das Zimmer, die Mädchen um ihre Puppen zu holen, Sylveſter um ſeine Hefte und Schulbücher zu ordnen, auf die er in dieſem Augenblick wieder beſondere Wichtigkeit legte.

Am Abend vor dem Einſchlafen kam die Mutter wie gewöhnlich an Sylveſters Bett, um ihm den Gutenachtkuß zu geben. Und dieſes Mal brauchte der Knabe nicht wie ſonſt zum Beten ermahnt zu werden. Ganz von ſelbſt ſagte er zur Mutter:

— Ich will beten!

Dann faltete er die kleinen Finger, an denen immer noch Tintenſpuren geblieben waren, und ſagte langſam:

— „Ach lieber Gott ich bitte Dich
Ein gutes Kind laß werden mich.“

Das „Amen“ vergaß er wie jeden Abend. Die Mutter fügte einhelfend hinzu:

— Amen!

— Amen! — wiederholte Sylveſter mit tiefem Seufzer.

10.

Dennoch blieb Sylveſter nicht Erſter im nächſten Jahre, denn ein Sitzengebliebener nahm den erſten Platz ein. Aber er machte ſich nicht viel daraus, weil der neue Klaſſenlehrer nicht ſehr angenehm und den Primus für jeden Lärm in der Klaſſe, für jede Unordnung zur Verantwortung zog.

Sylveſter hatte nun wieder viel zu Hauſe zu erzählen: alles war neu und die I A beſaß eine gewiſſe Bedeutung als oberſte Klaſſe des Progymnaſiums.

Gabler war noch immer Sylveſters beſter Freund.

Er war ſehr gewachſen und galt ohne Zweifel als „der Stärkſte“. So hatte ſich auch bisher niemand an Sylveſter herangewagt, weil alle des Dicken Hülfe fürchteten. Als nun aber nach den Pfingſtferien eines Tages Gabler fehlte, der ſich beim Turnen den Fuß verſprungen, wie er angegeben, der in Wirklichkeit jedoch von einem „feindlichen Kreuzſchüler“ einen Stein an den Knöchel geworfen erhalten, da glaubte Ohneſorge die Zeit gekommen, mit Sylveſter für allerlei Abrechnung zu halten.

Er fand vor allem, daß Sylveſter ihm nicht oft genug die häuslichen Aufgaben während der Zwiſchenpauſen zum ſpicken überließ.

In der Freiſtunde nach dem Religionsunterricht trat auf dem Hof bei den Turngeräten der noch immer ſchmutzig gekleidete und verwahrloſte Ohneſorge an den Gegner heran:

— Du ſcheinſt mir ſehr „ſpießig“ zu ſein!

Sylveſter fragte warum, indem er furchtlos vor dem anderen ſtehen blieb. Dieſer ſagte:

— Gut, wenn Dus nicht biſt, gieb mir die Rechenaufgaben für morgen zum ſpicken.

Da ärgerte ſich Sylveſter über die Drohung:

— Freiwillig ja, aber nicht, weil Du ſagſt, ich bin ſpießig.

— Du biſts aber doch!

— Nimms zurück!

— Nein, ich nehms nicht zurück!

Eine Anzahl Klaſſengenoſſen hatten ſich um die beiden geſammelt. Als Ohneſorge ein zweites Mal erklärte, es keinesfalls zurücknehmen zu wollen, trat Sylveſter, wie er es bei den anderen Knaben geſehen, an ihn heran und

ſtieß ihn von der Seite leicht mit der Achſel. Sofort antwortete der andere auf die gleiche Art, jedoch etwas ſtärker. Und den dritten Stoß gab Sylveſter, Schulter gegen Schulter, dieſes Mal ſo ſtark, daß ſein Gegner ins Wanken kam. Doch jener nahm einen Anlauf und rempelte nun Sylveſter gegen eine der Kletterſtangen.

Nun beherrſchte ſich Sylveſter nicht länger: er ſtürzte ſich auf Ohneſorge und packte ihn bei den Haaren. Der andere verſuchte dasſelbe, glitt jedoch ab und traf ins Geſicht. Dann faßten ſie ſich und rangen miteinander, während die rundumſtehenden Knaben hetzten:

— Immer feſte! Immer feſte!

Und ſofort bildeten ſich zwei Parteien. Die meiſten waren für Sylveſter, was man an den Rufen:

— Sylveſter feſte! Nicht nachlaſſen! So iſt's recht! Sylveſter! Sylveſter! — erkennen konnte. Aber eine Anzahl derer, die der dicke Gabler ſchlecht zu behandeln pflegte, ſtand doch auf Ohneſorges Seite.

Als die Knaben noch miteinander rangen, tönte plötzlich die Glocke. Keiner der Kämpfenden hörte etwas davon. Nur einige der Vernünftigeren riefen es ihnen zu und ſuchten ſie zu trennen, aber:

— Nicht helfen! — klang wieder dazwiſchen.

Der Schulhof hatte ſich ſchon faſt geleert, nur ein paar ſtanden noch da, dem Kampfe zuzuſehen. In einzelnen Klaſſen im Hauptgebäude, war es ſchon ſtill geworden: ein Zeichen, daß der Unterricht begonnen. Sylveſter gewahrte es nicht. Er fühlte, daß er dem Gegner nicht gewachſen ſei. Er wußte, daß er unterliegen mußte. Einen Vorteil nach dem anderen errang Ohneſorge. Die Püffe und Griffe des Feindes blieben gleich ſtark,

während er gewahrte, daß seine Hand zu erlahmen begann. Noch wehrte er sich, so gut er konnte, doch plötzlich fühlte er sich wie betäubt und fiel hin. Ohneſorge hatte ihn mit der Faust ins Gesicht geschlagen.

Sylveſter blutete sofort sehr stark aus der Nase, sodaß ihm die rote Flut nur so über den Mund lief. Die paar anderen, die noch bei den Kämpfern geblieben waren, sprangen zu und führten den Überwundenen an den Brunnen, um ihn mit einigen eingetauchten Taschentüchern zu waschen. Dabei tröſteten ſie ihn, damit, daß er sich „riesig gut“ gehalten. Und der kleine Taylor, der beim Klassenlehrer in Pension war, weil seine Eltern in Manchester lebten, gab ihm die Versicherung, er werde noch einmal sehr gut boxen lernen, es fehle ihm nur an der nötigen Übung und Unterweisung.

Sylveſter hörte nicht auf die Worte. Die Erbitterung schnürte ihm die Kehle zusammen. Er schämte sich aus tiefſter Seele. Der Gedanke, in die Klasse zurückzukehren, war ihm unerträglich, weil er meinte, die übrigen müßten ihn nun alle höhniſch ansehen, da er doch unterlegen war. Und vor Wut fing er an zu weinen.

— Pfui, Sylveſter flennt! Du biſt doch kein Mädel! — sagte da einer der Kameraden, der nicht verstand, warum ihm die Thränen herabliefen.

Mit zitternder Unterlippe stotterte Sylveſter:

— Ich bin kein Mädel! Wo iſt Ohneſorge. Wir wollen gleich wieder anfangen.

Aber Ohneſorge war längſt in der Klasse, und die anderen Knaben stürmten davon. Sylveſter wusch sich noch einmal den Mund, dann folgte er ihnen bis in den Korridor, wo die Mützen hingen. Er lauschte, es war

alles ſtill, nur in der Klaſſe hörte man die kräftige Stimme des Lehrers diktieren.

Noch niemals hatte Sylveſter ſeine Pflicht verſäumt, noch nie war er zu ſpät gekommen. Nun fürchtete er ſich einzutreten. Das Herz klopfte ihm. Der Lehrer wäre ihm nicht ſo ſchlimm geweſen, aber die Blicke der Mitſchüler meinte er nicht ertragen zu können. Wenn er gefragt wurde, warum er fortgeblieben, ſo durfte er den wahren Grund nicht angeben. Klatſchen konnte er nicht, und vor einer Ausflucht slüge fürchtete er ſich.

Zögernd ſtand er noch vor der Klaſſenthür, als er plötzlich drinnen Lärm vernahm, es klang wie Aufſtehen, als ob ſich Schritte dem Korridor näherten, und ſofort riß Sylveſter ſeine Mütze vom Nagel und ſtürmte die Treppe hinab. Da war es ihm, als ob die Stufen herauf ihm jemand entgegen käme. Er ſtutzte, wußte ſich nicht zu helfen und da ſich auf dem Treppenabſatz die Waſchtoilette befand, ſo huſchte er dort hinein und riegelte hinter ſich zu.

Ein paar lange, angſtvolle Minuten verſtrichen. Es war wieder alles ruhig.

Vom Fenſter aus konnte Sylveſter die Schuluhr ſehen, die ſchon beinahe dreiviertel zeigte. Er faßte einen Entſchluß, ſetzte ſich ſeine kleine Matroſenmütze feſt auf den Kopf, rannte ſpornſtreichs über den Hof und ohne daß der Portier ihn geſehen, zum Thore hinaus. Er hatte nur den einen Gedanken, der ihn forttrieb, jetzt nicht vor ſeine Mitſchüler zu treten. Am liebſten würde er ſich irgendwo verſteckt haben, um ſich auszuweinen, denn immer noch war er den Thränen nahe.

Ohne, daß er es eigentlich ſelbſt gewahr wurde,

langte er zu Hause an. Der Hauptmann war ausgegangen. Die Mutter empfing ihn sehr erstaunt:

— Wo hast Du denn Deinen Ranzen gelassen, Sylvesterchen? Ist denn die Schule schon aus?

Er vermied ihren Blick. Sie sah ihm ins Gesicht und gewahrte nun seinen roten Kopf mit der roten Nase. Erschrocken kauerte sie sich hin und schloß ihn in die Arme:

— Bist Du krank, mein Liebling? Sage mir, bist Du krank?

Er begann zu weinen, daß sein ganzer Körper bebte und auf der Mutter unausgesetztes Fragen, gab er endlich zu, er sei krank. Da führte sie ihn in sein Zimmer und brachte ihn zu Bett. Und er ließ alles ruhig mit sich geschehen. Sie hatte von ihm wissen wollen, wo er Schmerzen habe, doch Sylvester antwortete nicht. Da er aber einen heißen Kopf hatte, so machte sie ihm kühlende Umschläge.

Auf ihre Frage, ob er gefallen, nickte er endlich, denn auch der Mutter gegenüber wollte er den wahren Grund nicht zugeben in der Befürchtung zu klatschen.

Als der Hauptmann nach Haus kam, wurde ihm von Mariechen das große Ereignis stark übertrieben, mitgeteilt. Der Sicherheit halber wollte er den Arzt gefragt haben:

— Es kostet zwar wiederum Geld den Doktor holen zu lassen, aber die Gesundheit geht allem vor und außerdem fragt es sich, ob es nicht billiger ist, gleich mit einem Besuche die Sache abzumachen, als sparen wollen und dann womöglich den Doktor Monate im Haus haben, weil man zuerst die Kosten für ein Mal gescheut hat.

Der Arzt, auf dessen Fragen Sylvester durchaus nicht antworten wollte, verordnete Arnikaumschläge und einen

Tag Betthüten. Dem Hauptmann ſagte er nichts, aber der Mutter flüſterte er ins Ohr, ehe er ging, und dabei lachte verſchmitzt der alte Menſchenkenner:

— Gefallen iſt der Junge nicht. Dreſche hat er gekriegt, aber eklige, meine verehrteſte Frau Hauptmann!

Doch die Mutter hütete ihr Geheimnis.

Sylveſter wurde allein gelaſſen. Er wälzte ſich in ſeinem Bett umher und fühlte ſich entſetzlich unglücklich. Es war alles ſo plötzlich über ihn hereingebrochen, daß er es kaum verſtand. Vor ein paar Stunden noch Muſterſchüler, der Beſte der Klaſſe, hatte er nun von Ohneſorge — gerade von Ohneſorge — Prügel bekommen, hatte die Stunden geſchwänzt und die Eltern, den Doktor, alle belogen.

Nun lag er in ſeinem Bett und mußte weiter ſo thun, als ob er krank wäre, während ihm doch gar nichts mehr fehlte, und je länger er allein war, deſto mehr wurmte es ihn, daß er die Mutter hinterging. Als ſie nachmittags in ſein verdunkeltes Zimmer trat, um wieder Umſchläge zu machen, hielt es ihn nicht länger: er nahm der Mutter Hand und küßte ſie ſtumm. Sie verſtand, ſtreichelte ihm das Haar, und er fand endlich die Worte:

— Mutter, nicht böſe ſein! Verzeihſt Du mir? Bitte! Bitte! Bitte!

Sie küßte Sylveſter zum Zeichen, daß ſie ihm vergeben, aber dem Vater ſagten beide nichts davon. Sylveſter büßte dadurch genug, daß er bei dem warmen, ſchönen Sommerwetter zu Bett bleiben mußte.

Als er am nächſten Tage wieder in die Schule ging, hatte ihm der Hauptmann einen Entſchuldigungszettel mitgegeben, auf dem ſtand, daß er gefallen ſei. Da Syl-

veſters Mitſchüler dem Lehrer aber zufällig als Grund für ſein Fehlen dasſelbe erzählt, ſo wurde nichts Beſonderes darin gefunden und alles ging im gewohnten Geleiſe.

Sylveſter hatte ſich vor den Fragen der anderen gefürchtet, doch niemand kümmerte ſich um ihn, und in der erſten Zwiſchenpauſe näherte ſich ihm Ohneſorge:

— Ich dachte, Du würdeſt klatſchen, Geyer! Ich habe ſo 'ne dreieckige Marke von Egypten! Weißt Du, die iſt ſelten .....

Aber Sylveſter, der keine Briefmarkenſammlung beſaß, meinte nur, wobei er ſich ſehr ſtolz und großartig vorkam:

— Du, Ohneſorge, ich mag Briefmarken nicht.

Als dann ein paar Tage darauf der dicke Gabler wieder erſchien und von der Prügelei hörte, bot er ſofort ſeine Dienſte an:

— Du, Sylveſter, ich bin viel ſtärker wie Ohneſorge ....

Aber Sylveſter dankte, und damit meinte er mit ſeinem Feinde endgültig abgerechnet zu haben.

11.

Das Jahr bis zur Sexta, dem endlichen, heißerſehnten Eintritt in das Gymnaſium, verſtrich Sylveſter ſehr langſam. Er war zu Michaelis wiederum Erſter geworden, ohne ſich ſonderlich angeſtrengt zu haben, denn er faßte ſchnell auf und lernte ſehr leicht. Zwar hatte der neue Klaſſenlehrer gemeint, das wolle nicht viel bedeuten, weil die

Klasse ausnahmsweise schlecht sei, aber mehr wie Primus werden konnte er nicht, das sah der Hauptmann ein.

Gabler hatte sich etwa in der Mitte der Klasse gehalten. Mit ihm verkehrte Sylvester hauptsächlich. Er war ein paarmal bei seinen Eltern auf der Chemnitzerstraße gewesen zu größeren Festen, wie damals beim Topfschlagen, und der Vater hatte ihm gestattet, daß auch er seinerseits einmal an einem Sonntage den Dicken einladen durfte.

Gabler, der sich bei diesem Mittagessen für sein Alter ziemlich sicher benahm, mißfiel dem Hauptmann sehr. Er hatte sein Besteck aufgehoben mit der Frage:

— Ist das Silber?

Das fand der Vater taktlos, und da er ihn noch dazu immer mit Sie, niemals jedoch mit Herr Hauptmann angeredet, sagte der Hauptmann zu Sylvester:

— Dein Freund scheint recht schlecht erzogen zu sein, und ich würde Dir empfehlen, Sylvester, Dich nicht allzusehr mit ihm einzulassen. Zum Vorteil kann es Dir jedenfalls nicht gereichen, das kannst Du mir glauben. Dem jungen Gabler fehlt eben vollkommen die Kinderstube. Wo soll ers auch schließlich herhaben. Herr Gabler mag ja ein sehr großes Geschäft besitzen und ein vortrefflicher Mann sein, aber diese Leute sind nun eben doch mal aus ganz anderer Extraktion wie unsereins, und das hängt ihnen ewig an .....

Sylvester hörte ruhig zu und die Mutter auch. Sie mochte derartige Ansichten nicht leiden und fand, daß es falsch sei, dem Knaben solche Ideen beizubringen, doch, um die Autorität des Vaters zu wahren, schwieg sie. Sylvester aber, der seinen Freund Gabler nicht preisgeben wollte,

war traurig und beſchloß im Trotz ſeines jungen Herzens, dafür deſto mehr zum Dicken zu halten.

Er dachte an Onkel Gottfried, von dem der Vater ja auch nichts wiſſen zu wollen ſchien und den er doch in guter Erinnerung hatte, obwohl ſein Bild ſehr verblaßt war, da er ihn nun ſchon über drei Jahre nicht mehr geſehen. Von ſelbſt war er nie auf den Gedanken verfallen, den Onkel zu beſuchen. Wie er ſich ſo wieder Onkel Gottfrieds erinnerte, begann er, an ſeinem Vater zu zweifeln, der ja auch ſeinem Freunde Gabler Unrecht that.

Als eines Sonntags, kurz vor Weihnachten, Tante Clementine und der Major zum Eſſen gekommen waren, fragte plötzlich Sylveſter bei Tiſch:

— Was macht eigentlich Onkel Gottfried?

Zuerſt nahm niemand die Frage auf: die Mutter ſah erſchrocken ihren Mann an, und der Major brummte etwas von „enfant terrible“. Mariechen machte: „Pſt“, und Tante Guſtel ſchlug ganz verlegen die Augen nieder. Der Hauptmann aber, dem der Zwieſpalt mit ſeinem einzigen Bruder doch längſt zu Herzen ging, wandte ſich an den Knaben:

— Möchteſt Du ihn denn mal wiederſehen, Sylveſter?

Und Tante Clementine traten plötzlich die Thränen in die Augen und ſie ſagte ganz gerührt, indem ſie nach des Hauptmanns Hand griff:

— Das wäre ſo eine rechte Weihnachtsfreude, mein lieber Hanns, wenn wieder Frieden in der Familie wäre. Friede auf Erden und ... und ... und ...

Plappernd, vorlaut half die kleine Ida der Großtante ein:

— Und den Menſchen ein Wohlgefallen.

— Du! Du! — drohte die Greiſin mit dem Finger und ſagte noch einmal dem Hauptmann, wie glücklich ſie ſein würde, wenn er mit ſeinem Bruder ſich verſöhne, denn ſie ſei nun neunzig Jahre, und könne heute ſterben, eher wie morgen.

Da faßte der Hauptmann einen Entſchluß und ſprach zu Sylveſter:

— Wenn der Weihnachtstag kommt, magſt Du zu Onkel Gottfried gehen und ihn einladen, zu uns zum heiligen Abend zu kommen, denn Du haſt zuerſt an ihn gedacht.

Sylveſter war ſtolz über den Auftrag. Der Tag, wo er zum Onkel gehen ſollte, dünkte ihm der wichtigſte ſeines Lebens. Er freute ſich nicht mehr auf den Beginn der Weihnachtsferien, ſondern nur auf den Morgen, an dem er ſeine Sendung ausführen würde.

Als der Tag kam, zog Sylveſter ſchon beim Aufſtehen ſeinen beſten Anzug an, und um neun Uhr ging er endlich fort.

— Weißt Du auch das Haus? — fragte ihn noch die Mutter. Er kannte es nicht, aber er war groß genug, um die Nummer zu finden, und durch die Pirnaiſche Straße war er oft geſchritten. Ganz ſtolz lief er die Häuſerreihe hinab bis er Nr. 76 entdeckt. Zaghaft trat er in den Flur. Es war ein altes Haus mit Sand-beſtreuter Steintreppe, die er bedächtig klopfenden Herzens hinanſtieg. Endlich, auf dem dritten Abſatz, leuchtete ihm ein weißes, ſchwarzbemaltes Porzellanſchild entgegen mit dem Namen:

G. v. Geyer.

Sylveſter zog mit Mühe an der für ihn etwas hochliegenden Klingel, und da er den Griff fahren ließ, machte

ſie einen fürchterlichen Spektakel. Er hatte Angſt, zu unbeſcheiden aufzutreten, denn die Glocke klang, ſich ausſchwingend, immer weiter.

Plötzlich wurde die Thür geöffnet. Ein großer Mann mit blondem Vollbart erſchien: Onkel Gottfried ſelbſt. Als er den Neffen gewahrte, ſchien er zuerſt erſtaunt zu ſein, dann aber ſtieß er einen Freudenlaut aus mit ſeiner tiefen, etwas ungelenken Stimme, nahm den kleinen Sylveſter bei den Armen und hob ihn ſo hoch, daß er mit dem Kopf faſt an die Gasglocke ſtieß, die auf dem Flur hing.

— Bengel, da biſt Du ja! Na 's wird Zeit, daß Du Dich mal nach Deinem Erbonkel umſiehſt. Erkennſt Du mich denn noch?

— Ja! — meinte Sylveſter, wenn auch ein wenig zögernd, denn er hatte Onkel Gottfried doch etwas anders in der Erinnerung.

Sie traten ein. Der Knabe blieb wie erſtarrt in Bewunderung ſtehen und ſchaute ſich um. Es ſah ſo ganz anders hier aus, wie daheim. Bei den Eltern war alles rechtwinkelig an die Wände geſtellt; außer den Möbeln gab es faſt keinen Gegenſtand, denn der Vater pflegte alles einzuſchließen, was nicht unbedingt zur Hand ſein mußte:

— Das ſind nur Staubfänger! — erklärte er immer. Die Mutter aber, deren künſtleriſcher Sinn ſich längſt in den Sorgen der Haushaltung verflüchtigt, billigte das, weil es weniger Arbeit im Hauſe machte.

Und hier von allem das Gegenteil: abſichtlich ſtand alles über Eck, ſchief, in das Zimmer hinein. Bücher, Waffen, Papiere, Stoffe lagen regellos umher. An den

Wänden hingen in bunteſter Unordnung alte Kupfer und Stiche, Zeichnungen von Onkel Gottfrieds eigener Hand, Gewebe und Geflechte, Porzellane und Fayencen, Steingut und Terrakottaſachen. Der Schreibtiſch war mit Büchern und Papieren bedeckt. Mineralien fanden ſich dazwiſchen. Auf einen weit in den Raum vorſpringenden Divan legen Felle gebreitet.

Sylveſter war keines Wortes mächtig, er ſtaunte mit weitgeöffneten Augen dieſe neue Welt an. Onkel Gottfried lachte und ſtreichelte ihm freundlich die Wange:

— Sylveſter, das ſiehſt Du Dir ein andermal genauer an, denn Du wirſt doch wieder mal Deinen Onkel beſuchen? Was? Nun ſage mir mal, wie es zu Hauſe geht. Was macht ihr denn alle? Iſt der Vater denn wohl? Und Mama? Und Tante Guſtel? Die Schweſtern? Na?

Nach dem Major und Tante Clementine fragte er nicht, nur das Zerwürfnis mit dem einzigen Bruder ging ihm zu Herzen.

Sylveſter blickte ſich noch immer um. Endlich platzte er heraus:

— Onkel, weißt Du, heute iſt doch Weihnachten, und die Eltern laſſen Dir ſagen, Du ſollſt heute Abend zur Beſcherung kommen!

— Deshalb. Deshalb alſo biſt Du hier mein Junge!

Dabei gab er ihm einen herzhaften Kuß, daß es nur ſo ſchallte. Es that ihm doch wohl, daß nun eine Verſöhnung ſtattfinden ſollte, und nachdem er ſich erkundigt, um wieviel Uhr er gebeten ſei, erklärte er Sylveſter alle Sehenswürdigkeiten ſeines Zimmers. Es waren viele unechte Stücke da und manches Gerümpel, das nach etwas

aussah und doch im Grunde genommen keinen Wert besaß. Onkel Gottfried mußte mit seinen bescheidenen Mitteln rechnen und konnte nur jedes Jahr dieses oder jenes Bessere seiner Wohnung einfügen, um dafür etwas anderes ins Schlafzimmer zu verbannen oder als letzte Station in den Korridor zu hängen.

Davon merkte Sylvester nichts, sondern meinte in kindlicher Unerfahrenheit lauter Meisterwerke und Wertstücke vor sich zu sehen.

Die Mutter hatte ihm eingeschärft, daß er ja nicht zu lange fortbleiben sollte. Das fiel ihm auf die Seele und er riß sich aus seinen Träumereien und Betrachtungen los. Nur nach einem brannte er noch. Ein Glasschrank im Nebenzimmer war der Gegenstand seiner Neugierde:

— Onkel Gottfried, was ist da drin? — fragte er mit glühenden Wangen und zeigte auf den Schrank. Sie gingen in das Schlafzimmer, und in starrem Staunen stand Sylvester vor den Glasscheiben, hinter denen er eine Anzahl Gypsgesichter gewahrte, alle mit geschlossenen Augen. Ein unbewußtes Grauen überlief den Knaben. Er fragte zögernd:

— Was ist das, Onkel?

— Eigentlich noch nichts für so einen Jungen wie Du. Es sind Totenmasken berühmter Männer. Wenn Du älter bist, siehst Du Dirs mal genauer an und dann erkläre ich es Dir.

— Toten ... Toten ... maske? — lallte nur betroffen Sylvester.

Onkel Gottfried begleitete ihn ein Stück bis nach Haus, aber während des ganzen Weges sprach der Knabe fast nichts. Er konnte den Eindruck des Morgens noch

nicht verarbeiten, und vor allen Dingen ſpukte der geheimnisvolle Schrank in ſeinem Hirn. Auch noch zu Haus in ſeinem Zimmer dachte er unausgeſetzt daran. Er fragte ſich, warum wohl der Onkel gemeint, das ſei eigentlich noch nichts für ihn, und er fühlte ſich ein wenig gekränkt darüber. Er verſtand nicht, warum ihm etwas verborgen ſein müſſe, weil er ſich alt genug vorkam, um ſo etwas gezeigt zu bekommen, da er zu Oſtern doch ſchon das Gymnaſium beſuchen würde. Dabei ward er ſich plötzlich zum erſtenmal bewußt, daß er noch niemals über den Tod nachgedacht hatte. Wie die anderen hatte er ohne Überlegung wiederholt: dieſer oder jener iſt geſtorben, einen Begriff davon hatte er ſich noch nie gemacht.

Nachmittags ſagte der Vater zu den Kindern:

— Ihr ſollt einmal in der Stadt den Chriſtmarkt ſehen. Zieht euch ſchnell an, damit wir zur Beſcherung wieder zurück ſind.

Und weil er das Belehrende nie laſſen konnte, rief er die fröhlich Davongeeilten noch einmal zurück:

— Niemand ſteckt Geld ein, man muß ſich immer dort vor Taſchendieben hüten.

Sylveſter hatte von ſeinem erſparten Taſchengelde etwas mitnehmen wollen, um ein paar Kleinigkeiten für die Schweſtern zu kaufen. Er war ein guter Wirt und beſaß über zwei Mark in ſeinem kleinen Portemonnaie, obwohl er noch immer nicht mehr als ſeine fünfzig Pfennige im Monat bezog. Um nun den Befehl des Vaters zu befolgen, vertraute er der Mutter ſein Geld an. Von ſeinem Portemonnaie mochte er ſich aber nicht trennen, deshalb ſteckte er es leer in die Taſche.

Bald war die Familie unterwegs. Mariechen hatte ſich bei ihrem Vater eingehängt, dann folgte Tante Guſtel mit den beiden anderen Mädchen. Zum Schluß kam die Mutter mit Sylveſter. Sie wollte, daß er ihr die Hand geben ſollte, aber das fand er zu kindlich. Er wünſchte wie ein Erwachſener neben ihr zu gehen.

Der ganze Altmarkt, in der Mitte der Stadt gelegen, war voll Buden, die in Reihen geordnet ſtanden. Ausrufer ſchrieen, Verkäufer liefen unter dem Publikum umher, ihre ſelbſtgefertigten Waren feilzubieten. An den Auslagen der Buden ſchoben ſich die Menſchen bewundernd, abwägend, handelnd vorüber. Da wurden Pfefferkuchen, Stiefeln, Spielwaren, Bücher, Stoffe, Würſte, Hüte, Porzellan- und Steingutſachen, Blechgegenſtände, Handſchuhe, durcheinander verkauft. Die Stimmen ſchwirrten, man ſtieß und ſchob und drängte ſich, feilſchte, lachte, ſchimpfte, rief ſich an, die Muſikinſtrumente klangen durcheinander, Jungen brüllten und pfiffen.

Nun nahm Sylveſter der Mutter Hand.

Voraus ging immer der Vater. Er gab mit dem Regenſchirm, den er wegen des beginnenden Schneegeſtöbers mitgenommen, jedesmal der Kolonne ein Zeichen, ſobald ſie eine Budenreihe verließen. Tante Guſtel folgte aufmerkſam ſeinem Wink, um ihn ja nicht zu verlieren. Die Mutter konnte nicht ſo auf ihn achten, weil ſie zu ſehr mit Sylveſter beſchäftigt war, der unausgeſetzt an die Buden herandrängte, alles ſehen wollte, nach allem fragte, immer ſtehen blieb und ſie hierin und dorthin zog.

Er hatte ihr geſagt, daß er für die Schweſtern etwas kaufen wollte. Sie fand das ganz unnütz, doch er ging

nicht eher davon ab, bis sie sich bereden ließ, ihm drei Gegenstände für je einen Groschen aussuchen zu helfen. An einer Groschenbude machten sie Halt. Der Besitzer bot sich Ihnen sofort an:

— Nu Madame, immer ran. Stick fier Stick eenen Groschen. Meine Dame, Sie finden alles hier. Und billig. Sähre billig. Stick fier Stick een Groschen ohne Aufschlag, auch nich fier die greeßten Puppenstuben.

Als er Sylvester gewahrte, fuhr er in seinem Sächsisch fort:

— Nu mei junges Herrchen suchen Se aus. Stick fier Stick eenen Groschen.

Sylvester fühlte sich geschmeichelt junger Herr genannt zu werden und griff zu. Drei Gegenstände wählte er und die Mutter gab ihm das Geld in die Hand, damit er selbst bezahlen sollte. Doch nur zwei Groschen nahm sie von Sylvesters Vermögen, einen fügte sie aus eigener Tasche hinzu in der Hoffnung, daß er es nicht merken möchte.

Über den Einkauf hatten sie die anderen verloren. Sie fürchteten beide den Zorn des Vaters, der bei derartigen Gelegenheiten es als Zurücksetzung empfand, wenn die ganze Familie nicht auf den Buchstaben seiner Leitung folgte. Eifrig suchten sie nach seinem grauen Filzhut mit der Spielhahnfeder, den sie seit Jahren an ihm kannten, den er auch trotz der Bitten seiner Frau nicht mit einem neuen vertauschen wollte, weil er als alter Militär sich nicht zu kleiden wußte.

Aber obgleich sie die Budenreihen ängstlich auf und ab liefen, konnten sie nichts von den anderen entdecken, und da es spät geworden war und überall auf dem Christ-

markt schon die Lampen und Lichter angezündet worden, so gingen sie nach Haus.

Der Mutter bangte vor dem Empfang. Der Hauptmann war jedoch gar nicht böse. Er lachte sie freundlich an:

— Wir haben uns verloren, aber ich bin der Schuldige, denn denke Dir, wen wir getroffen haben: meinen alten Divisionskameraden aus dem Kadettenhaus: Hollbeck. Ich ... ich ... — und nun wurde er doch seiner Frau gegenüber ein wenig verlegen — ich habe ihn gleich mitgebracht, den guten Kerl. Über zwanzig Jahre haben wir uns nicht gesehen!

Die Mutter bekam einen Schreck: zum ersten Mal, wo Onkel Gottfried wieder mit ihnen zusammentraf, lud er einen Fremden ein! Dazu waren sie heute abend schon zehn Personen, die ein großes Loch in die Wirtschaftskasse rissen und das Eßzimmer war so klein, daß sie kaum würden sitzen können. Aber sie sagte nichts, sondern ging in ihres Mannes Zimmer, wo Herr von Hollbeck wartete.

Sylvester huschte davon und kam sich sehr wichtig vor, seine Weihnachtsgeschenke vorzubereiten, wie die Erwachsenen auch. Er packte die Kleinigkeiten aus, die er auf dem Christmarkt gekauft und überlegte sich, wie er sie verteilen sollte.

Die Puppe sollte die kleine Ida bekommen. Eine Puppe für einen Groschen! Dann gab es noch ein Nadelkissen und eine Schachtel mit Glasperlen zum Einfädeln. Das Kissen fand Sylvester prachtvoll, weil es rot war und eine goldene Einfassung besaß. Doch wie er es genauer betrachtete, bemerkte er, daß an der Seite die Naht aufgeplatzt war und die Sandfüllung schon heraus-

zurieſeln begann. Deshalb beſtimmte er es für Mariechen, weil er die am wenigſten mochte.

Den Eltern hatte er einen Bilderrahmen aus Cigarrendeckelholz geſchnitten und mit Goldpapier ein wenig ungeſchickt beklebt und Tante Guſtel erhielt von ihm einen Pappſtern, auf der einen Seite blau, auf der anderen rot, zum Garn aufwickeln. Der Major und Tante Clementine hatten ſich ein für allemal Geſchenke verbeten, aber Onkel Gottfried? Etwas für ihn arbeiten konnte er nicht mehr, denn es war Zeit hinüber zu gehen. Schon hörte er des Majors polternde Stimme.

Sylveſter überlegte noch einen Augenblick, dann griff er zu einem geſchliffenen Stück Lava, einem Geſchenk Gablers, das wollte er Onkel Gottfried geben. Er lief mit den Sachen zur Mutter, die auf dem Korridor einen Kaſten auspackte, legte die einzelnen Gegenſtände vor ihr hin und nannte den Namen des Empfängers. Nur den Bilderrahmen hatte er in die Taſche geſteckt, um ihn beim Eintreten in die Weihnachtsſtube heimlich auf den Tiſch der Eltern zu ſchieben.

Im Zimmer des Hauptmanns war ſchon alles verſammelt. Sylveſter ſagte dem Onkel Major guten Tag, der ihn mit ſeinem noch bereiften, dicken Schnauzbart auf den Mund küßte, daß der Knabe ganz naß ward, dann ließ er ſich von Tante Clementine abküſſen und plötzlich ſtand er Herrn von Hollbeck, dem Gaſte gegenüber.

Der große, ſtattliche Mann bot ihm freundlich die Hand:

— Guten Tag, Sylveſter! Ja, ich habe ſchon von Dir gehört durch den Vater. Du ſollſt ja ein Mordskerl ſein: immer Erſter in der Klaſſe. Das lobe ich mir.

Ich war immer der Letzte zu meiner Zeit. Dein Vater und ich saßen nebeneinander .....

Dann lachte er fröhlich und strich sich vergnügt den dichten, rötlichen Vollbart, der eine Welle unter dem Kinn zu bilden schien.

Sylvester dachte über die Worte des Fremden nach, während die anderen sich unterhielten. Er hatte wohl herausgehört, daß da sein Vater neben jenem gesessen er der Vorletzte gewesen sein mußte. Und das ging ihm plötzlich im Kopfe herum: Also der Vater war ein Schüler gewesen wie Ohnesorge ...

Der Eintritt Onkel Gottfrieds riß ihn aus seinen Gedanken. Der Knabe fühlte, wie wenig am Platze heute abend und besonders jetzt die Anwesenheit eines Fremden war. Herr von Hollbeck schien in der That gar nicht zu verstehen, was vorging, als die Brüder einander sich gegenüber standen. Zuerst zögerten sie, dann gingen sie aufeinander zu, gaben sich die Hand, umarmten sich und küßten sich zweimal auf beide Wangen.

— Vergieb mir! — sagte der Hauptmann, und Onkel Gottfried sprach:

— Es ist alles wieder in Ordnung, was Hanns?

Noch einmal reichten sie sich die Hand und fast gleichzeitig klang es:

— Reden wir nicht mehr drüber. Abgemacht?

— Gut, alles beim Alten!

Dann begrüßte sich Onkel Gottfried mit dem Major und mit der alten Tante Clementine, der die Thränen in den Augen glänzten und die nur immerfort sagte:

— Gottchen! Gottchen! Daß ich das noch erlebe!

Tante Guſtel hatte beſcheiden hinter den kleinen Mädchen geſtanden. Allen vieren ſagte Onkel Gottfried zugleich guten Tag, aber nur flüchtig, denn er erblickte Sylveſter in ſeiner Ecke. Sofort nahm er den in Beſchlag. Die Anweſenheit des Fremden hatte er überſehen und war im höchſten Grade erſtaunt, als ihn der Hauptmann mit Herrn von Hollbeck bekannt machte. Seine Begrüßung war nur ſehr kurz, ſofort beſchäftigte er ſich wieder mit Sylveſter.

— Haſt Du Mutter ſchon geſehen? — fragte der Knabe.

— Jawohl draußen und ſie hat mir geſagt, daß mein Patchen ein guter, braver Kerl geworden iſt. Und ſogar Primus! Na Kerlchen, das iſt ja ſehr ſchön, aber mir wäreſt Du ebenſo lieb als Klaſſenſchwanz.

Herr von Hollbeck hatte die Worte gehört. Er brummte:

— Ganz meine Anſicht!

Onkel Gottfried ſah auf und weil ihm das offene Geſicht des Fremden gefiel, fügte er hinzu:

— Nicht wahr, die Erſten in der Schule, die Letzten im Leben!

— Aber leider nicht immer umgekehrt, ſonſt müßten wir Generäle geworden ſein!

Dabei blickte Herr von Hollbeck lachend den Hauptmann an. Doch dieſer machte ein ernſtes Geſicht:

— Lieber Hollbeck, warum Du in Öſterreich den Abſchied genommen haſt, weiß ich zwar nicht, aber, das kann ich Dir ſagen, ich bin lediglich am Übelwollen einzelner Vorgeſetzter geſcheitert, ſonſt würde ich unter anderen Umſtänden gewiß mein Regiment heute kommandieren.

Der Hauptmann war noch immer empfindlich in dieſem Punkte und nun wandte er ſich auch gegen ſeinen Bruder:

— Gottfried, ich halte es für ſehr gefährlich und gegen jeden Erziehungsgrundſatz, derartige Dinge vor den Kindern zu reden, daß es keinen Wert hätte, wenn ſie die Erſten wären. Das heißt ja förmlich eine Prämie auf die Faulheit ſetzen.

Onkel Gottfried war mit einer heftigen Antwort bei der Hand, doch er kämpfte es nieder und wandte ſich Tante Clementine zu, die abſeits ſaß, weil ſie die Lampe blendete. Die kleinen Mädchen machten ſchweigend Handarbeiten unter Tante Guſtels Leitung und der Major unterhielt ſich mit Herrn von Hollbeck über öſterreichiſches und ſächſiſches Kavallerie-Exerzierreglement. Der Vater war im Weihnachtszimmer verſchwunden, um der Mutter beim Baumanzünden zu helfen.

Sylveſter ſtand allein.

Ein unbeſtimmtes, glückſeliges Gefühl beherrſchte ihn: die Erwartung. Jeden Augenblick glaubte er, daß die Glocke tönen müſſe, ihn zur Beſcherung zu rufen. Ein paar Mal zuckte er zuſammen, wenn er ein Geräuſch im Nebenzimmer gehört. Er hatte ganz rote Backen bekommen. Er ſah Onkel Gottfried an, der drüben leiſe mit der alten Tante ſprach und er meinte plötzlich wieder bei ihm vor dem wunderſamen Schrank mit den Masken zu ſtehen. Es quälte ihn von neuem, daß „das noch nichts für ihn ſei.“ Er erſchien ſich plötzlich ſo reif und alt, und er fühlte die brennende Begierde, erwachſen und ein Mann zu ſein. Mit einem Mal kam ihm der Wunſch, daß es möglich ſein ſolle das ganze Gymnaſium zu über-

634406 A

ſpringen, vor dem er ein gewiſſes Grauen fühlte, ehe er noch hineingekommen. Neun Jahre! Neun lange Jahre ſollte es dauern. Und während dieſer ganzen Zeit gab es fortwährend den Kampf, ob er auch Erſter bleiben würde, oder ob er ſinken müßte wie Gabler um bald wie Ohneſorge ganz unten zu ſitzen. Und dabei dachte er plötzlich an den Vater und daß Onkel Gottfried gemeint es ſei gleichgültig, ob er Erſter ſei oder nicht, und daß der Vater darüber böſe geworden — weil er ſelbſt wie Ohneſorge unten an geſeſſen hatte . . . . . .

Da klang hell die Glocke . . . . .

Sylveſter fuhr aus ſeinen Träumen auf. Die Thür zum Salon ſtand offen, und der Lichterglanz des Baumes ſtrahlte herein.

Eine unbändige Glückſeligkeit überrann den Knaben. Er hätte aufjubeln, laut aufſchreien mögen vor Glück. Er mußte ſich an den Kopf faſſen in ſeiner Erregung. Heftig pochte ihm das Herz. Was würde er bekommen? Ob ihm wohl Onkel Gottfried auch etwas ſchenkte? Und der Fremde? Und nun wo es endlich ſo weit war, drückte er ſich in ſeine Ecke zurück, um erſt die anderen in das Zimmer gehen zu laſſen.

— Erſt kommt das Neſthäkchen! — ſagte Onkel Gottfried und nahm ihn bei der Hand.

— Sylveſter fängt an! — rief zugleich der Vater, und Sylveſter trat zuerſt in das Weihnachtszimmer.

Er zögerte, weil er nicht wußte zu welchem Tiſch er ſich wenden ſollte. Da ſah er eine große Feſtung ſtehen aus Baumrinde mit Zinnen und Mauern und einer richtigen Zugbrücke, und nun wußte er, daß das für ihn beſtimmt war. Sofort ging er dorthin. Die Feſtung

erhob sich auf hohem Untersatz, der mit Sandpapier bekleidet war, um den Eindruck von Felsen zu machen. Er griff darnach, er ließ die Zugbrücke auf- und niedergehen, und da er daneben einen Kasten mit Bleisoldaten fand, so begann er sofort einzelne Reiter und Infanteristen herauszunehmen und sie auf den Wällen aufzustellen. In einem anderen Kasten fand er eine Anzahl massiver Kanonen, die er ebenfalls aufbaute.

Er war so glücklich, daß er an gar nichts anderes mehr dachte, und er sah nicht einmal die übrigen Geschenke an, die auf seinem Tisch lagen, bis die Mutter leise zu ihm trat:

— Sylvester, bist Du denn zufrieden, Kindli? Freust Du Dich?

Er küßte der Mutter die Hand und als sie sich zu ihm beugte den Mund, während er glückstrahlend sagte:

— Mutter, ich danke Dir für die Festung und die Soldaten! Es ist so schön! Gerade das habe ich mir ja immer gewünscht!

Die Mutter machte ein betrübtes Gesicht:

— Kindli, wir haben Dir Deine Festung gar nicht geschenkt .....

Sylvester wurde stutzig und sagte zögernd:

— Nicht?

Schmerzlich bewegt antwortete sie ihm:

— Wir sind nicht reich genug, um Dir so schöne Sachen zu schenken. Von uns bekommst Du nur nützliche Dinge ..... Gefallen Sie Dir denn nicht?

Dabei hob sie den Ärmel eines Anzuges auf, der über der Lehne eines Stuhles neben dem Tische hing, und zeigte ihm ein paar Handschuhe, dick und schön für

ein Winter. Sylveſter ſah die Kleidungsſtücke an, aber ein unwillkürlicher Blick glitt zur Feſtung hinüber und nicht ganz aufrichtig fiel er der Mutter um den Hals, ihr zu danken.

Nun kam auch der Hauptmann dazu. Auch ihn küßte Sylveſter und diesmal mit beſſerem Gewiſſen, weil er ihm noch ein kleines Packet gezeigt, das ganz verſteckt unter den Soldaten gelegen, auf dem ſtand:

„Ein Cirkusbillet von den Eltern für Sylveſter.“

Das hatte er ſich ſchon ſo lange gewünſcht, weil ihm ſein Freund Gabler ſo oft vom Cirkus erzählt.

— Mutter, ich gehe in den Cirkus! — rief er händeklatſchend einmal über das andere.

Damit war doch noch die Feſtung übertrumpft und die Mutter, der faſt die Thränen in die Augen gekommen als ſie fühlte, daß Sylveſter ihre Geſchenke nicht beſonders beachtete, war glücklich darüber.

Vom Major hatte er die Soldaten erhalten und die Kanonen, von Tante Clementine Coopers „Lederſtrumpf“, „bearbeitet für die reifere Jugend,“ und von Tante Guſtel ein halbes Dutzend Taſchentücher, die ſie ſelbſt geſäumt und geſtickt. Die Feſtung ſtammte natürlichvon Onkel Gottfried.

Sylveſter ſuchte ihn im Zimmer und fand ihn neben dem Chriſtbaum an einem winzigen Tiſchchen, auf dem ein paar Kleinigkeiten ſtanden. In der Mitte lag das geſchliffene Lavaſtück von Gabler, das ſich Sylveſter vom Herzen geriſſen. Der Knabe ſprach:

— Onkel, ich danke Dir tauſendmal für die Feſtung! Tauſendmal! Sie iſt ſo ſchön! Ich bin zu glücklich darüber!

Doch Onkel Gottfried wollte von Dank nichts hören, ſondern meinte, im Gegenteil er habe zu danken für den ſchönen Stein, den er ſeiner Raritätenſammlung einverleiben wolle.

— Aber Du mußt mir auch Deine Geſchenke zeigen, Sylveſter!

Und voll Stolz zog ihn der Knabe an den Tiſch, jedes einzelne Stück mit dem Finger weiſend und den Geber nennend. Dabei fanden ſich noch drei kleine Arbeiten der Schweſtern, denen er ſofort dankte. Dabei küßte er ſogar Mariechen, was nur einmal im Jahre nämlich zu Weihnachten zu geſchehen pflegte.

Dann lief Sylveſter von einem Tiſch zum andern und ließ ſich alles zeigen. Auch Herr von Hollbeck hatte ein paar Kleinigkeiten bekommen und da er dem Knaben für ſeine Sparkaſſe drei Thaler ſchenkte, eine Summe, wie ſie Sylveſter noch nie in der Hand gehabt, ſo hatte er bald ſein Herz gewonnen.

Marie und Emma, die Dienſtboten erhielten mit beſchert und zogen ſich nun mit ihren Geſchenken zurück.

Jetzt erſt konnte eine rechte Ausſprache ſtattfinden.

Der Hauptmann ſetzte umſtändlich jedem der Anweſenden auseinander, wo und wie dieſes und jenes Geſchenk gekauft worden, warum er es gewählt und daß es leider nicht hätte beſſer und ſchöner ausfallen können, weil nicht mehr Geld zur Verfügung geweſen. Die Anweſenheit des Herrn von Hollbeck ſchien ihn dabei gar nicht zu ſtören, er ſagte ihm ſogar:

— Lieber Hollbeck, wir ſind ſoviel Jahre getrennt geweſen, daß Du — weil Du nun außerdem noch

in österreichischem Dienst warst, wohl nicht weißt, wie es bei einem Hauptmann a. D. wie ich mit vier Kindern und ohne nennenswertes Vermögen zugeht. Ja, da muß eben der Thaler hundert Groschen haben.

— Onkel Gottfried zuckte die Achseln. Er war wieder einmal mit seinem Bruder nicht einverstanden.

Frau von Geyer schämte sich und sagte halblaut zu ihrem Schwager:

— Da es uns nicht glänzend geht bringt man eben am Weihnachtsabend keine Gäste mit!

— Übrigens thut man das auch nicht als Millionär! — fügte Onkel Gottfried hinzu.

Nun ging es zum Abendessen ins Eßzimmer hinüber. Die Damen wurden geführt und Sylvester war sehr stolz die kleine Schwester Ida zu bekommen. Er paßte genau auf, welchen Arm die anderen gaben, und so machte er es auch. Man saß etwas eng und zwei Stühle aus dem Zimmer der Schwestern waren mit eingestellt worden, weil Geyers blos elf Stühle im Eßzimmer hatten und bei einem das Rohrgeflecht durchgesessen war.

Es gab nur eine Eierspeise und dann kaltes Fleisch mit Kartoffelsalat. Der Hauptmann stocherte einen Augenblick im Salat umher:

— Um Himmelswillen, Liesbeth, Du hast doch nicht etwa die Neunaugen vergessen?

Sie erschrak, denn sie waren vergessen. Der Hauptmann ward böse:

— Dann haben wir dieses Jahr kein Geld! Aberglaube hin, Aberglaube her, 'was Wahres ist nun mal doch dran!

Onkel Gottfried wollte trösten und meinte lachend:

— Am Weihnachtsabend kommt das nicht ſo drauf an. Wenn Ihr nur welche am Sylveſter eßt, das hilft dann beſtimmt fürs ganze Jahr.

Da luden der Major und Tante Clementine, nachdem ſie ſich durch ein paar ihrer Anſicht nach unauffällige, jedoch ſofort von allen bemerkte Zeichen verſtändigt, die ganze Familie zum Sylveſter ein.

— Wir wollen des kleinen Burſchen Geburtstag feiern und die Kinder mögen Blei gießen! — ſagte der Major, Sylveſter freundlich zublinzelnd.

Tante Clementine ſetzte hinzu mit leiſem Hüſteln:

— Und Neunaugen ſollt Ihr kriegen, damit wir alle Geld haben!

12.

Doch trotz des Neunaugenſalates, der zu Sylveſters Geburtstag gegeſſen wurde, wollte ſich das Geld nicht einſtellen. Das Jahr fing ſogar ſchlecht an, denn ein paar ſüdamerikaniſche Papiere, die der Hauptmann ohne Rückſicht auf ihre Unſicherheit gekauft hatte, weil ſie acht Prozent gaben, fielen ſo bedeutend, daß ſie keine Dividende mehr abwarfen. Der Vater war ſehr ſchlechter Laune darüber und ſeine gedrückte Stimmung teilte ſich dem ganzen Familienkreiſe mit. Beim Eſſen erſtarb jede fröhliche Unterhaltung.

Zum Geburtstage hatte Sylveſter von Onkel Gottfried ein Briefmarkenalbum geſchenkt erhalten, und nun war er mit großem Eifer dabei, ſeine Sammlung mög-

lichſt zu erweitern. Er verwendete ſein ganzes Taſchengeld dazu, Briefmarken zu kaufen oder Gegenſtände um ſein Butterbrod einzuhandeln, für die er von den Mitſchülern Marken bekam.

Als ihm der Vater ſein Fünfgroſchenſtück für den Monat Februar gab, fügte er hinzu:

— Ich bemerke ſeit einiger Zeit, daß Dich Dein Sammeleifer dazu verführt Dein ganzes Taſchengeld für ſolchen Unſinn auszugeben. Du wirſt es wohl noch mal ganz Deinem Onkel nachmachen. Übrigens kommt abſolut nichts dabei heraus und das ſage ich Dir gleich: ſollteſt Du nicht auskommen, ſo erhältſt Du von mir nichts, mein Junge! Sieh zu, was Du dann machſt. Für Briefmarken habe ich kein Geld. Zu meiner Zeit gab es ſolchen modernen Trödel nicht und wir waren auch zufrieden.

Sylveſter war ſehr traurig darüber, denn er ſchloß daraus, daß ihm der Vater zu Oſtern, wenn er in die Sexta eintrat, wahrſcheinlich keine bunte Schülermütze kaufen würde, denn ſeine Matroſenmütze war noch faſt wie neu.

Während im Haus die üble Laune herrſchte, war der Knabe deſto glücklicher in ſeinem Zimmer. Der Vater kam faſt nie zu ihm, weil er jetzt mit vermehrten Kräften an der Familiengeſchichte arbeitete. Sylveſter erledigte mit größter Pünktlichkeit ſeine häuslichen Arbeiten für ſich. Sie waren nicht umfangreich, da der Direktor der Anſicht huldigte, daß — zum mindeſten für das Progymnaſium — die Hausarbeiten nur wenig Zeit rauben ſollten. Nur die Mutter beſuchte oft ihren Sohn, und vor der hatte der Knabe kein Geheimnis. Die Schweſtern durften nicht über ſeine Schwelle, darüber wachte Sylveſter eifrig.

— Ich mag es nicht leiden, daß die Mädchen in meinen Sachen herumstöbern! — wie er altklug sagte.

Seit er die Wohnung Onkel Gottfrieds gesehen, gefiel ihm sein Zimmer nicht mehr recht, und als der Onkel einmal bei ihm war, fragte Sylvester, was man machen könne, damit die Stube ein anderes Aussehen gewinne. Onkel Gottfried war erstaunt, er lächelte und strich sich den Bart:

— Wie meinst Du das, Junge?

— Anders will ichs haben, Onkel!

— Anders ist gut — aber wie?

— Wie bei Dir ..... — platzte der Knabe heraus mit dem Ausdruck grenzenlosester Bewunderung.

Aus dem kleinen Zimmer mit den ärmlichen, alten, hausbackenen Möbeln war nicht viel zu machen. Nur Bett, Waschtisch, Kleiderschrank, Büchergestell und ein altes Pult gab es, an dem Sylvester arbeitete. Dazu zwei wackelige Stühle. Alles Gegenstände aus der ersten Leutnantszeit des Vaters.

Vor allem stellte Onkel Gottfried den Schrank über Eck und das Pult schief ans Fenster, dann hing er den Spiegel an zwei alten Gardinenschnuren schräg.

Sylvester war glücklich darüber.

Als die Mutter die Veränderung gewahrte, fing sie an zu lachen und sprach unwillkürlich:

— Kindli, Sylvesterchen, Du Tausendsassa, das ist ja ganz .... Onkel Gottfried .... der Stil freie Richtung ....

— Freie Richtung? — fragte der Knabe erstaunt. Und die Mutter gebot ihm, niemals das zu sagen vor dem Vater oder auch vor dem Onkel Major, denn das

ſei naſeweis. Doch das Wort prägte ſich dem Gedächtnis des Knaben ein, und als ſich im Deutſchen in der Schule einmal die Gelegenheit fand, fragte er den Lehrer, was freie Richtung bedeute. Der wollte wiſſen, wo er das her habe, und Sylveſter log, weil ihm wegen des Gebotes der Mutter plötzlich nicht ganz geheuer ward:

— Aus einer Zeitung!

Der Lehrer, der im ſtillen für eine liberale Zeitung Feuilletons verfaßte, antwortete mit einem vorſichtigen, gewundenen Tone:

— Dann wird freie Richtung wohl liberal bedeutet haben. Das heißt alſo ſoviel wie geſunder Fortſchritt oder heilſame Entwicklung, oder, damit Du es recht verſtehſt, Geyer, will ich ein Bild brauchen. Ein ſtrebſamer, fleißiger Schüler lernt täglich neues und wird verſetzt, der faule bleibt auf dem Standpunkte, wo er iſt, das heißt er bleibt ſitzen.

Sylveſter hatte die Erklärung nicht verſtanden, wenn er ſich auch ſo den Anſchein gab, aber Onkel Gottfried ſtieg dadurch noch in ſeinen Augen. Der Knabe beſuchte ihn von Zeit zu Zeit in ſeiner Wohnung, und immer ſtand er, wenn er alles andere beſehen, verlegen an der Schlafzimmerthür und warf einen Blick auf den Glasſchrank mit den Totenmasken. Aber er wagte nicht zu fragen, bis ganz kurz vor Oſtern ihm eine Erklärung ward.

In der Nacht hörte Sylveſter an der Gartenthür klingeln. Er war, da er einen ſehr leiſen Schlaf hatte, ſofort davon aufgewacht. Dann, nach einer Weile, vernahm er Stimmen, und im Hauſe ward es lebendig. Aus dem Schlafzimmer der Eltern klang eine gedämpfte Unterhaltung herüber. Schritte tönten auf dem Korridor.

Was geſchehen war, konnte er nicht verſtehen, aber am anderen Morgen weckte ihn die Tante zum Frühſtück und nicht die Mutter. Die Eltern wären fortgegangen, weil plötzlich Tante Clementine ſchwer krank geworden ſei.

Sylveſter frühſtückte, ging in die Schule und kehrte wieder nach Haus zurück. Immer noch waren die Eltern fort.

— Was fehlt denn der Großtante? — fragte der Knabe, und Tante Guſtel, der beim Sprechen die Thränen in die Augen traten, ſagte zu den Kindern:

— Sie wird wohl ſterben, hat der Arzt gemeint.

Zum erſtenmal in ſeinem Leben trat Sylveſter der Tod nahe. Nie hatte er weiter darüber nachgedacht, niemals ſich eine rechte Vorſtellung gemacht. Er hatte nur die kindliche Idee, daß eben jeder Menſch, wenn er eine beſtimmte Zeit gelebt, einmal die Augen ſchließen müſſe. Wie und warum das geſchah, das wußte er nicht. Eine Leiche hatte er noch niemals geſehen.

Den ganzen Nachmittag dachte er an Tante Clementine, und ſeine Unruhe wuchs, als immer und immer die Eltern nicht wiederkehren wollten. Endlich, gegen ſieben Uhr abends, kam der Hauptmann, bleich, müde und abgeſpannt. Er zeigte ſich nicht, ſondern rief Tante Guſtel auf ſein Zimmer, wo ſie längere Zeit blieb.

Währenddeſſen waren die drei kleinen Mädchen in ihrer Stube und ſprachen eifrig miteinander. Sylveſter hörte es durch die Thür. Er wollte gern hinein zu ihnen, doch da er ihnen ſein Zimmer verboten, wagte er es nicht, weil er Mariechens Spott fürchtete, daß er zu den ſonſt verachteten Mädchen käme.

Es war längſt dunkel geworden, und Sylveſter, der niemals, wie andere Kinder, furchtſam geweſen war, be-

gann ſich heute plötzlich dennoch ungemütlich zu fühlen. Das Ungewiſſe, die Erwartung drückte auf ihn. In der Dämmerung ſah er mit einemmale Onkel Gottfrieds Schrank vor ſich, und er machte ſich ein ungewiſſes Bild davon, daß die Großtante, wenn ſie tot wäre, ausſehen müßte, wie eine jener Masken mit geſchloſſenen Augen, die auf den Schrankbrettern nebeneinander lagen.

Ein Schauder überlief ihn und er konnte ſich nicht mehr beherrſchen, er klinkte die Thür zum Nebenzimmer auf, wo die Schweſtern waren. Die Lampe brannte, und die drei Mädchen ſaßen flüſternd um den Tiſch, unthätig, zum Scheine Nadelarbeiten in der Hand.

Sylveſter trat haſtig ein, warf einen ſcheuen Blick in das dunkle Zimmer und ſchlug die Thür hinter ſich zu. Er atmete auf und fühlte ſich erleichtert: hier war er doch nicht allein, hier waren Menſchen, hier gab es Licht.

— Was willſt Du denn? Du kannſt fragen, ob Du in unſere Stube darfſt! — fragte Mariechen ſtreng.

Sylveſter wollte augenblicklich das Zimmer wieder verlaſſen, weil ihn der Ton der Schweſter ärgerte, aber über den erſten Schritt kam er nicht hinaus. Der Vater überhob ihn des Entſchluſſes. Er trat mit Tante Guſtel ein. Sein Geſicht war finſter, und er ſchien geweint zu haben. Tante Guſtel ſchluchzte laut. Der Hauptmann küßte ſeine Kinder der Reihe nach, während ſich die Tante in einen Stuhl am Ofen warf und das Taſchentuch vor die Augen drückte, dann begann er:

— Kinder, ängſtigt euch nicht, und vor allem ſeid ganz ruhig, wenn ich das erzähle, was ich euch erzählen werde. Ihr wißt, daß heute früh . . . oder Sylveſter, Du warſt ja währenddeſſen in der Schule, Dir

erzähle ich es alſo hierdurch .... daß heute früh wir nach Tante Guſtel ſchickten. Sie ſollte euch nichts ſagen, um euch nicht zu ängſtigen. Es iſt eine ſchreckliche Geſchichte paſſiert nämlich ..... Alſo geſtern Abend eſſen Onkel und Tante ganz ahnungslos zu Abend, und plötzlich, in der Nacht, wird die arme Tante Clementine krank und ... und ſehr krank .... und Onkel auch, und immer kränker .... der Arzt kommt, wir werden geholt .... zuerſt, um für die arme Tante, dann für den Onkel ... und .... und ... denkt euch, Kinder ... heute Nachmittag iſt die arme, arme, alte Tante geſtorben ....

Er konnte nicht weiterſprechen, ſondern ſchluchzte laut. Dann, nach geraumer Zeit, nachdem er ſich ein wenig geſammelt, fuhr er fort, den Kindern zu erzählen, daß es ſich ohne Zweifel um eine Vergiftung handele, die durch eine Reisſpeiſe verurſacht ſei. Die Köchin der beiden alten Leute habe die Kupferkaſſerole nicht genügend gereinigt, ſodaß ſich Grünſpan gebildet hätte. Zuerſt hätte der Doktor ganz im Finſteren getappt, weil die Großtante allein krank geworden, als nun aber Onkel Major gleichfalls erkrankt ſei unter denſelben Erſcheinungen, da habe er auf eine Vergiftung ſchließen müſſen, die man durch die chemiſche Unterſuchung beſtätigt gefunden.

Während er noch im Sprechen war, kam ein Billet von Onkel Gottfried mit den kurzen Worten:

„Kommt ſofort. Onkel eben ſeinen Leiden erlegen.“

Der Hauptmann und Tante Guſtel jammerten laut auf.

— Mein Gott! Mein Gott! Iſt das möglich! — ſchrie unausgeſetzt die alte Jungfer, und die drei kleinen Mädchen weinten ſtill für ſich.

Sylveſter war ſo erſchrocken, daß er zuerſt keine Thräne fand. Er verſtand das alles nicht. Onkel Major und Großtante ſollten plötzlich tot ſein? Sie, die noch geſtern zu Beſuch bei ihnen geweſen? Onkel, der noch neulich über die ſchlechte Reiterei unter den Offizieren geſchimpft hatte und ſich rittlings mit ſeinen zweiundſiebzig Jahren auf den kleinen Stuhl in der Ecke im Salon geſetzt, um zu zeigen, wie man reiten müſſe? Und Tante Clementine, die erſt vor vierzehn Tagen ihren einundneunzigſten Geburtstag gefeiert hatte? Die ſollten plötzlich nicht mehr wiederkommen?

Sylveſter begriff es nicht. Er war wie gelähmt vor Schrecken. Als er ſich ein wenig auf ſich ſelbſt beſann, war der Vater mit Tante Guſtel fort und er allein mit den Schweſtern. Ida zog ihn auf den leeren Stuhl am Tiſch, den ſonſt die Tante einzunehmen pflegte, und dort blieb der Knabe ſitzen, ohne ſich zu regen, ohne eine Thräne zu vergießen, während rund um ihn herum die Mädchen ſchluchzten und weinten und ſich die Augen wiſchten.

Kein Wort wurde lange Zeit hindurch geſprochen, nur einmal ſagte Mariechen mit halb erſtickter Stimme zu den anderen:

— Und Tante war doch ſchon einundneunzig und Onkel war immer ſo gut!

Dann war es wieder ſtill, nur Schnauben und Huſten klang von Zeit zu Zeit.

Es klopfte, und die Köchin kam herein. Sie fing an von dem Unglücksfall zu ſprechen und erzählte, ſie hätte ſchon heute früh ganz genau gewußt, was geſchehen, denn die Gemüſefrau hätte es ihr geſagt, aber der Herr Haupt-

mann ſtreng verboten, die Fräuleins und den jungen Herren etwas davon wiſſen zu laſſen. Sie würden ſich blos umſonſt ängſtigen, und helfen könnten ſie doch nicht.

Nach einer Weile, während die Kinder immer noch weinten, Sylveſter ſtaunend auf ſeinem Stuhle ſaß, die Köchin unausgeſetzt erzählte, öffnete ſich die Thür und Emma, das Hausmädchen, trat ein. Sie ſtrich ſich das immer ein wenig wilde Blondhaar aus der Stirn und ſprach, indem ſie ſich ſcheu umſah:

— Ich fürcht' mich ganz allein in der Küche. Man kann nich wiſſen....

Die Köchin kreuzte die Arme, nachdem ſie ſich den herunter gerutſchten Ärmel wieder hochgeſtreift:

— Nee, daß es aber ſo ſchlechte Menſchen giebt! Seine Herrſchaft zu vergiften.....

Die Schweſtern, auch Mariechen ſtimmten bei. Nur Sylveſter hatte die Sache richtig verſtanden und ſagte, daß es garnicht die Abſicht der Köchin geweſen ſei, ſondern nur ein unglücklicher Zufall. In der Schule hatte er einmal gehört, an allen kupfernen Gefäßen könne ſich von ſelbſt Gift bilden, wie er es nannte.

Nun wuchs die allgemeine Angſt und die Köchin wurde nicht gehört, die ganz vernünftig gemeint hatte, das wiſſe ſie ſchon, daß man Kupferſachen gut ſcheuern müſſe, dann könne aber auch nichts paſſieren. Dadurch kamen die beiden Dienſtboten darauf, den Kindern fortwährend gruſelige Geſchichten zu erzählen. Eine überbot die andere, ſodaß die Stimmung bei den Mädchen zwiſchen Grauſen und Thränen wechſelte.

Sylveſter war ein aufmerkſamer Zuhörer. Die Er-

eigniſſe des Tages hatten ihn förmlich erſtarrt. Eine entſetzliche Angſt, begann ihm die Kehle zuſammenzuſchnüren. Die Schatten der Köpfe an der Wand beunruhigten ihn. Er verfolgte ſie mit ängſtlichen Augen und wagte kaum, ſich auf ſeinem Stuhl zu bewegen. Betrübt war er nicht, er vermochte die ganze Sache immer noch nicht zu begreifen.

Doch als nun die beiden Mädchen vom Scheintode zu ſprechen begannen, da fühlte er, wie ſich ihm die Haare ſträubten und ihn eine Gänſehaut überrann.

Er fragte die Köchin, während er ſich nicht zu bewegen wagte:

— Wie .... wie ſieht eigentlich ein Toter aus?

Sofort erzählten beide Dienſtmädchen von allen Leichen, die ſie erblickt, von ihren Eltern, von Geſchwiſtern, Freunden. Die Emma hatte einmal einen Erhenkten gefunden und ſchilderte das, während die Köchin vom gräßlichen Ausſehen ihrer Großmutter ſprach, die auf freiem Felde beim Gewitter vom Blitze erſchlagen worden war.

Die Schweſtern gruſelten ſich und weinten. Sylveſter aber überkam eine ſolche Furcht, daß er kein Wort und keine Frage mehr über die Lippen brachte.

Als die Köchin und das Hausmädchen endlich an ihre Arbeit in die Küche zurückkehrten, blieben die vier Geſchwiſter am Tiſch ſitzen. Die Mädchen unterhielten ſich leiſe, während ab und zu noch die eine oder die andere ſchluchzte. Sylveſter beteiligte ſich nicht am Geſpräch. Vor ſich hinbrütend ſaß er da, bis es zehn Uhr ſchlug. Da ſprach Mariechen:

— Die Eltern ſind noch nicht zurück. Wer weiß wie

lange das noch dauern kann. Wir wollen lieber zu Bett gehen, Fanny. Komm, Ida, es iſt Zeit.

Dann fügte ſie in ihrer bemutternden Art noch ein paar Ratſchläge für die Schweſtern hinzu und ſagte befehlend zu Sylveſter:

— Sylveſter, Du mußt gehen. Wir wollen uns ausziehen.

In ſeinem Inneren rang die Furcht, allein ſein Zimmer zu betreten mit dem Stolz, den Mädchen nicht zu zeigen, daß er ſie heute brauchte. Doch er bekämpfte ſich ſo ſehr er konnte, ſagte Gute-Nacht und ging nach der Küche.

— Es iſt doch ein gefühlloſer Junge! Nicht eine Thräne hat er für die arme Tante und den armen Onkel gehabt! — meinte Mariechen, als er gegangen war. Dann legten ſich die Schweſtern, nachdem ſie die Thüren verriegelt hatten, zu Bett, weinten noch eine Weile und ſchliefen ein.

Sylveſter war nur ſo durch den Korridor gehuſcht, weil er ſich fürchtete. Er bat Emma, ihm Licht anzuſtecken, und folgte dem Mädchen, wobei er ſich immerfort umſah, in ſein Zimmer. Auch er verriegelte die Thür: zum Eßzimmer einerſeits, zu den Schweſtern auf der anderen Seite. Dann lief er, ſo ſchnell er konnte, zu ſeinem Bett, ſetzte ſich und begann ſich auszukleiden. Dabei zog er die Beine hoch und entledigte ſich der Hoſe auf der Decke, weil er ſich plötzlich in ſeiner Furcht eines Buches entſann, das ihm die Köchin zu leſen gegeben, in dem ein Mörder ſich unter der Bettſtelle verſteckt hatte.

Schnell warf er alles von ſich und verkroch ſich. Das Licht ließ er auf dem Tiſch brennen. Um es auszulöſchen, hätte er aufſtehen müſſen, und das wagte er

lichſt zu erweitern. Er verwendete ſein ganzes Taſchengeld dazu, Briefmarken zu kaufen oder Gegenſtände um ſein Butterbrod einzuhandeln, für die er von den Mitſchülern Marken bekam.

Als ihm der Vater ſein Fünfgroſchenſtück für den Monat Februar gab, fügte er hinzu:

— Ich bemerke ſeit einiger Zeit, daß Dich Dein Sammeleifer dazu verführt Dein ganzes Taſchengeld für ſolchen Unſinn auszugeben. Du wirſt es wohl noch mal ganz Deinem Onkel nachmachen. Übrigens kommt abſolut nichts dabei heraus und das ſage ich Dir gleich: ſollteſt Du nicht auskommen, ſo erhältſt Du von mir nichts, mein Junge! Sieh zu, was Du dann machſt. Für Briefmarken habe ich kein Geld. Zu meiner Zeit gab es ſolchen modernen Trödel nicht und wir waren auch zufrieden.

Sylveſter war ſehr traurig darüber, denn er ſchloß daraus, daß ihm der Vater zu Oſtern, wenn er in die Sexta eintrat, wahrſcheinlich keine bunte Schülermütze kaufen würde, denn ſeine Matroſenmütze war noch faſt wie neu.

Während im Haus die üble Laune herrſchte, war der Knabe deſto glücklicher in ſeinem Zimmer. Der Vater kam faſt nie zu ihm, weil er jetzt mit vermehrten Kräften an der Familiengeſchichte arbeitete. Sylveſter erledigte mit größter Pünktlichkeit ſeine häuslichen Arbeiten für ſich. Sie waren nicht umfangreich, da der Direktor der Anſicht huldigte, daß — zum mindeſten für das Progymnaſium — die Hausarbeiten nur wenig Zeit rauben ſollten. Nur die Mutter beſuchte oft ihren Sohn, und vor der hatte der Knabe kein Geheimnis. Die Schweſtern durften nicht über ſeine Schwelle, darüber wachte Sylveſter eifrig.

— Ich mag es nicht leiden, daß die Mädchen in meinen Sachen herumſtöbern! — wie er altklug ſagte.

Seit er die Wohnung Onkel Gottfrieds geſehen, gefiel ihm ſein Zimmer nicht mehr recht, und als der Onkel einmal bei ihm war, fragte Sylveſter, was man machen könne, damit die Stube ein anderes Ausſehen gewinne. Onkel Gottfried war erſtaunt, er lächelte und ſtrich ſich den Bart:

— Wie meinſt Du das, Junge?

— Anders will ichs haben, Onkel!

— Anders iſt gut — aber wie?

— Wie bei Dir ..... — platzte der Knabe heraus mit dem Ausdruck grenzenloſeſter Bewunderung.

Aus dem kleinen Zimmer mit den ärmlichen, alten, hausbackenen Möbeln war nicht viel zu machen. Nur Bett, Waſchtiſch, Kleiderſchrank, Büchergeſtell und ein altes Pult gab es, an dem Sylveſter arbeitete. Dazu zwei wackelige Stühle. Alles Gegenſtände aus der erſten Leutnantszeit des Vaters.

Vor allem ſtellte Onkel Gottfried den Schrank über Eck und das Pult ſchief ans Fenſter, dann hing er den Spiegel an zwei alten Gardinenſchnuren ſchräg.

Sylveſter war glücklich darüber.

Als die Mutter die Veränderung gewahrte, fing ſie an zu lachen und ſprach unwillkürlich:

— Kindli, Sylveſterchen, Du Tauſendſaſſa, das iſt ja ganz .... Onkel Gottfried .... der Stil freie Richtung ....

— Freie Richtung? — fragte der Knabe erſtaunt. Und die Mutter gebot ihm, niemals das zu ſagen vor dem Vater oder auch vor dem Onkel Major, denn das

die bevorſtehende Oſterverſetzung nahm all ſein Denken und Sinnen gefangen. Ehrgeiz hatte den Knaben überkommen: er wollte ſich unbedingt für den endlichen Eintritt in das Gymnaſium als Erſter behaupten, und dennoch glückte es ihm nicht. Sylveſter mußte nach Schluß der Schule mit der Nachricht nach Haus kommen, daß ihn ein Mitſchüler überholt: er war Zweiter geworden.

Nun erhielt er keinesfalls eine Schülermütze.

Sylveſter fürchtete ſich vor dem Augenblick, wo er dem Vater die Mitteilung machen ſollte und den üblichen, verſchloſſenen Briefumſchlag mit dem Zeugnis übergeben mußte.

Wieder wie vor einem Jahre ſaß der Hauptmann in ſeinem Zimmer, diesmal nicht bei der Familiengeſchichte, ſondern dabei, den Nachlaß der beiden alten Leute zu ordnen, für die Mutter und Tante Guſtel, die zu gleichen Teilen zu Erben eingeſetzt worden waren. Als Sylveſter meldete, daß er Zweiter geworden, machte die Mutter ein betrübtes Geſicht und beobachtete ihren Gatten. Der neugebackene Sextaner ſtand wie ein armer Sünder da und erwartete einen tüchtigen Rüffel. Doch nichts dergleichen. Der Hauptmann öffnete das Zeugnis und las ſofort die Schlußbemerkung des Klaſſenlehrers laut vor:

Als Zweiter verſetzt. Hat bei ſonſt gleichen Leiſtungen den erſten Klaſſenplatz dem älteren Mitſchüler überlaſſen müſſen.

— Wer iſt denn der Ältere? — fragte der Hauptmann.

Sylveſter ſagte entſchuldigend:

— Das iſt ja Svendſen, Vater. Der Norwege, der iſt ſchon zwölf Jahr. Aber als Norwege durfte er in der Klaſſe ſein, obgleich er zu alt iſt.

— Norweger! — verbeſſerte der Vater, der immer auf genaues Sprechen hielt. Dann zog er Sylveſter zu ſich, und weil er ſeine weiche, gute Stunde hatte, nahm er die Mutter bei der Hand und ſagte:

— Sylveſter, ob Erſter oder Zweiter, darauf kommt es gar nicht ſo an. Die Hauptſache iſt nur, daß Du Deine Pflicht gethan haſt. Ich weiß ja, daß Du ein guter Junge biſt. Nun will ich Dir auch etwas ſagen. Wir haben bisher immer ſehr darauf ſehen müſſen, daß jede unnütze Ausgabe vermieden wurde. Ich habe Dir abſichtlich bei Zeiten geſagt, wie unſere Verhältniſſe ſind, damit auch Du Dich in Acht nimmſt, ſo jung Du biſt . . . ja wohl . . . ja wohl . . . das iſt ganz gut . . . . ich ſage es euch immer: hätte mein ſeliger Vater das bei Zeiten uns Kindern beigebracht, ich meine den Wert des Geldes . . ſo . . . genug, ihr verſteht mich. Übrigens mußt Du nicht etwa denken, Sylveſter, daß ich von meinem lieben, ſeligen Vater Schlechtes ſagen will, denn Du ſollſt Vater und Mutter ehren . . . . Genug, ganz ſo ſchlimm iſt es jetzt nicht mehr mit uns beſtellt, Dank dem guten Großonkel und der armen Tante Clementine . . . . . Ich habe Dir von unſerer Not und unſeren ſchlechten Zeiten erzählt, nun kann ich Dir auch eine Beſſerung in unſeren Verhältniſſen mitteilen. Ich weiß, Du biſt verſchwiegen, mein Junge, und Du biſt nun mal der, auf dem unſere Familie ruhen wird, der letzte Deines alten Namens. Dafür ſollſt Du bei Zeiten, meine ich, Verſtändnis bekommen. Alſo . . . Sylveſter . . . haſt Du irgend einen Wunſch . . . Mutter und ich werden einmal ſehen . . . vielleicht können wir ihn Dir erfüllen . . . . .

Sylveſter hatte der langen Rede zugehört, ohne ſich zu bewegen, weil der Vater ſonſt, wie er wußte, ungeduldig wurde, nun platzte er aber ſofort los:

— Eine Schülermütze. Grün mit weißem Streifen. Aber gleich ...

14.

Endlich war Sylveſter Gymnaſiaſt. Von ſeiner grünen Mütze ließ er nicht mehr. Er kam ſich nun ſehr fortgeſchritten, alt, reif und groß vor und ließ das die Schweſtern bis auf die kleine Ida durch faſt gänzliche Nichtachtung fühlen.

Das Lateiniſche machte ihm ſehr großen Spaß. Mit beſonderer Vorliebe nannte er bei Tiſch einzelne Gegenſtände wie mensa lateiniſch, wobei ihn natürlich nur der Vater verſtand ſowie etwa Onkel Gottfried, wenn er anweſend war, was verhältnismäßig häufig geſchah. Er kam gern, um die Lücke auszufüllen, die in den Familienkreis durch den Tod der beiden alten Leute geriſſen war, und brauchte ſich auch keinen Zwang aufzuerlegen, weil er wußte, daß es den Geſchwiſtern pekuniär ſo viel beſſer ging.

Aber dennoch war die Erbſchaft durchaus nicht ſo bedeutend geweſen, wie der Hauptmann in ſeinen Träumen des erſten Augenblickes geglaubt hatte, denn die Penſion des Majors fiel weg, dazu ein paar Legate für die alten Dienſtboten. Endlich war die Kapitalanlage, die Tante Clementine ganz ihrem Bruder überlaſſen gehabt, wunder-

barerweiſe trotz der Vorſicht des Majors in Geldbingen nicht eine ſehr glückliche geweſen.

Trotzdem ſprach der Hauptmann davon, einen Diener zu halten. Die alte Burſchenlivree wurde wieder hervorgeſucht, die ſeit 1860, nun alſo zehn Jahre, auf dem Boden geruht, und es wurde beraten, welche Kleidungsſtücke durchaus neu zu machen ſeien.

Als Onkel Gottfried von dem Plane hörte, durch die Mutter, die Angſt bekommen hatte vor den mit der Änderung verknüpften Ausgaben, beſchloß er, ſeinem Bruder die Sache auszureden, und der Hauptmann erwies ſich auch ganz zugänglich. Er ſagte zwar:

— Es hat mich immer im ſtillen gewurmt, daß, wenn wir Beſuch haben, ein Mädchen anmeldet. Das gehört ſich nicht in einem guten Hauſe. Unſerm Vater hätte man nur mal damit kommen ſollen. Das iſt es ja ſchließlich, was uns noch immer trotz allem von anderen unterſcheidet: wenn ſie auch das große Portemonnaie haben, ihre Diener und Kutſcher in Eskarpins herumlaufen laſſen und im Pelz auf den Bock. Eines bleibt uns nun doch, was ſie uns nicht nachmachen können, nämlich das Wappen auf den Knöpfen.

Damit war die Angelegenheit abgethan und die Livreen wurden wieder auf dem Boden verpackt.

Sylveſter hatte das Geſpräch der Brüder angehört. Als er ſpäter mit Onkel Gottfried allein war, fragte er ihn, bei dem er ſich über alles unterrichtete, was er dem Vater nicht vorzulegen wagte:

— Onkel, habe ich denn auch das Wappen?

Der Onkel verzog die Mundwinkel:

— Gewiß, Sylveſter. Aber Du biſt noch zu jung

dazu. Endlich, lieber Kerl, verſtehſt Du, in unſerer Zeit iſt es nicht damit abgethan, ſein Wappen vorzuzeigen, ſondern jeder, der eins hat, ſollte es ſich ſelbſt erwerben müſſen durch eigene Leiſtung. Dadurch bekommt es erſt Wert. Aber Du biſt dazu noch zu jung. Das wirſt Du ſpäter einmal einſehen. Heute ſollſt Du Dich überhaupt um ſolchen Unſinn nicht kümmern.

Sylveſter ſchwieg, aber wieder wurmte ihn die Antwort, daß er noch zu jung ſei, und wieder kam ihm flüchtig, wie früher ſchon einmal, der brennende Wunſch, erwachſen zu ſein, und dieſe ganze Zeit des Gymnaſiums überſpringen zu können.

Dann fing er einmal ein Wort des Vaters auf, der mit der Mutter über Onkel Gottfried etwas erregt ſprach und ſagte, jener predige lauter Sachen, die er ſelbſt nicht befolge. Er rede unausgeſetzt von Pflichten des Adels, der von jedem einzelnen erſt neu zu verdienen ſei, und doch hätte er ſelbſt ihn ſich entſchieden nicht verdient, wenn er ihn nicht ſchon beſeſſen, denn eigentlich habe doch Onkel Gottfried ſein Lebtag immer nur geträumt und geredet, und in Wirklichkeit niemals etwas Vernünftiges gethan.

Das wußte ſich Sylveſter nicht gut zuſammenzureimen, aber er wagte keine Frage, da ihm die Mutter geboten, niemals dem Vater etwas von Onkel Gottfried zu erzählen.

Die Brüder vertrugen ſich jetzt ſehr gut, ohne kleine Reibereien ging es nicht ab, doch ſchieden ſie nicht im Groll, wenn ſie einmal verſchiedener Meinung geweſen: der Major goß nicht mehr Öl ins Feuer, und es war nur noch einer gegen einen. Verkehr aber hatten Geyers

faſt gar nicht, bis auf ein paar alte Regimentskameraden, die jedoch nur ſelten, und dann nur auf ein paar Stunden zum Thee erſchienen.

War wirklich einmal Beſuch da, ſo blieb Sylveſter den ganzen Abend für ſich in ſeinem Zimmer und las. Dem Lederſtrumpf war Conanchet der Indianerhäuptling, gefolgt, dann die Dakotahs, und ſchließlich ein Indianerbuch nach dem anderen. Der Knabe verſchlang ſie nur ſo. Den Lederſtrumpf hatte er viermal geleſen. Darüber fing Sylveſter an, ſeine Schularbeiten zu vernachläſſigen.

Früher war es nie geſchehen, daß er mit einer unvollendeten Arbeit in die Schule gekommen wäre oder gar ohne Präparation. Als es aber das erſte Mal geglückt war und auch die folgenden Male gut abliefen, merkte Sylveſter, daß es auch ohne häusliche Arbeit ging, wenn man nur in der Klaſſe ordentlich aufpaßte. Das aber, that er. Niemals nahm er ein Indianerbuch in die Schule mit.

Doch ganz allmählich wich ſeine Aufmerkſamkeit. Er dachte an das, was er zu Hauſe geleſen, mit lebhafter Fantaſie malte er ſich Gefahren und Schreckniſſe ſeiner Helden aus und dichtete ſein Buch weiter. Kehrte er dann wieder in die Wirklichkeit zurück, ſo verſtand er oft das nicht mehr, was der Lehrer erklärte, weil er den Vorderſätzen nicht gefolgt.

Zuerſt erſchrak er darüber und ſuchte nun mit verdoppeltem Fleiß nachzuholen, was er verfehlt. Da er immer noch den anderen voraus war und eine ſchnelle Faſſungsgabe beſaß, ſo gelang es ihm auch leicht. Aber einmal, im Lateiniſchen, als der Ordinarius der Sexta,

ein langer, hagerer, etwas pedantiſcher Philologe, der für die kleinen Leute nicht recht paßte, die Geheimniſſe der zweiten Deklination beſprochen hatte und nun das Muſterbeiſpiel der Reihe nach deklinieren ließ, wußte Sylveſter nicht die Antwort. Als er zögerte, ſchrie ihm Gabler aus zwei Bänken Entfernung das Wort zu.

— Gabler, Du brauchſt nicht vorzuſagen, ſpare Deine Weisheit lieber für Dich! — meinte überlegen der Lehrer.

Dieſes Mal war es noch ſo abgelaufen, doch bald hielt es der Ordinarius für angezeigt, Sylveſter zu ermahnen, nicht zurück zu gehen. Aber Sylveſter ging zurück. Er fand keine Freude mehr an der Schule. An den Abenden zu Haus vernachläſſigte er ſeine Pflichten vollkommen. Er dachte nur noch an ſeine Indianerbücher, die er ſich von den Schulfreunden zuſammenborgte.

Der Hauptmann merkte nichts davon, denn er vertraute Sylveſters Fleiß und betrat niemals abends das Zimmer, in dem er den Knaben bei der Arbeit wähnte. Einem Skatklub war er beigetreten, der mehrmals die Woche zuſammenkam und aus Herrn von Hollbeck, ſowie noch zwei ehemaligen Regimentskameraden, einem Major und einem Oberſt außer Dienſt beſtand.

An den Abenden, wo keine Partie ſtattfand, war aber Onkel Gottfried da — ein Verächter des Skats, das nach ſeiner Anſicht eine Beſchäftigung für Menſchen war, die keine Intereſſen hatten — oder die Eltern gingen wohl ab und zu einmal ins Theater. Der Hauptmann drängte dazu, weil er ſich langweilte, und er rechtfertigte es vor ſich ſelbſt mit den Worten:

— Wir haben uns immer alles verſagt, nun, wo es

uns pekuniär beſſer geht, wollen wir auch noch was vom Leben haben, ehe wir in die Grube fahren.

Da wurde dann Tante Guſtel mitgenommen oder eines der Mädchen. Niemals jedoch Sylveſter, weil er in ſeinen Arbeiten nicht geſtört werden ſollte. Daß dieſe Arbeiten in Lektüre beſtanden, ahnte nur die Mutter, die Sylveſter ein paarmal dabei ertappt, wie er bei ihrem Eintreten ins Zimmer haſtig ein Buch verſteckt, in dem er geleſen. Sie machte ihm Vorwürfe, doch nicht allzu ſtreng, denn ihrem kleinen Liebling konnte ſie nicht böſe ſein. Dem Vater aber ſagte ſie nichts, weil Sylveſter auf ihr Befragen antwortete:

— Mutter, ich bin noch immer gut in der Klaſſe!

Sylveſters Freund Gabler teilte dieſelbe Leidenſchaft wie er für die Indianergeſchichten, und von ihm bezog er fortwährend neue Bände. Nun fing Sylveſter an, die Bücher auch mit in die Klaſſe zu nehmen und unter der Bank zu leſen. Da er auch hier wiederum ſah, wie leicht das ging und lange Zeit hindurch kein Lehrer etwas merkte, ſo wurde er ſo ſicher darin, daß er überhaupt faſt nicht mehr aufpaßte.

Im Gablerſchen Garten ſpielten die Knaben Indianer. Von der Köchin hatte ſich Sylveſter die Federn einer alten Henne geben laſſen, die nähte ihm die Mutter an ein Stirnband, ſodaß er nun einen Kopfſchmuck beſaß und auf den Kriegspfad gehen konnte. Dazu hatte ihm Onkel Gottfried Bogen und Pfeile geſchenkt. Aus Holz hatte er ſich ſelbſt ein Bowiemeſſer geſchnitzt.

Jeden Mittwoch ſowie jeden Sonnabend Nachmittag der frei war, gingen der dicke Gabler und Sylveſter in den Garten auf der Chemnitzerſtraße. Im dichteſten Ge-

büſch an der Mauer vom Nachbargrundſtück hatten ſie ſich aus Hopfenſtangen und alten Decken ein Wigwam gebaut, in dem ſie ſchwatzend lagen, an ihren Waffen ſchnitzten und Überfälle in der Nachbarſchaft ausbrüteten. Eine Scheibe hatte der Dicke bekommen, nach der ſie mit ihren Pfeilen ſchoſſen oder mit den hölzernen Tomahawks warfen, und wenn der Abend niederzuſinken begann, ſchlichen ſie durch die Büſche und Boskette des ausgedehnten Gartens, um ſich eine Beute zu ſuchen.

Sylveſter war glücklich darüber. Er träumte die ganze Woche nur von dieſen Nachmittagen. Er zitterte, daß ſich irgend etwas in den Weg ſtellen möchte, was ihn hindern könnte zu Gablers zu gehen, und als er einmal Beſuch kommen ſah, in der Minute, wo er das Haus verlaſſen wollte, verſteckte er ſich im Flur hinter dem großen Wäſcheſchrank, um nur ja nicht etwa zurückgehalten zu werden. Dann ſtürmte er davon. Heute durfte er keinesfalls fehlen, denn es galt eine große Unternehmung, zu der Gabler den Plan ausgeheckt.

Sie wollten mit ihren Waffen bewehrt in den Plauenſchen Grund gehen, ein Thal, etwa eine Stunde von Dresden entfernt gelegen. Dort wußte der Dicke ſehr gut Beſcheid, weil ein Bruder ſeines Vaters da ein großes Dampfſägewerk beſaß. Er ſagte als ſie auszogen:

— Du, Sylveſter, wir wollen auf die Jagd gehen! Paß mal auf!

Sylveſter wollte wiſſen, was gejagt werden ſollte, aber Gabler that ſehr geheimnisvoll.

Bogen und Pfeile hatten ſie daheim laſſen müſſen, das wäre zu auffällig geweſen, aber aus einer Holzgabel und ein paar ſtarken Gummibändern hatte der Dicke ein

Katapult gefertigt, mit dem er Rehpoſten verſchoß. Er beſaß darin große Geſchicklichkeit und traf das Schwarze der Scheibe auf fünfzig Schritt mit den Bleiſtücken, daß die Pappfetzen nur ſo herumflogen. Da Sylveſter kein Katapult beſaß, ſo ſteckte er ſeinen hölzernen Tomahawk zu ſich, um wenigſtens irgend eine Waffe zu haben. Er verbarg das Beil unter der Weſte. Das ermüdete ihn bereits auf dem Hinwege, ſodaß er, als ſie nun wirklich im felsumſchloſſenen Plauenſchen Grunde ankamen und im Walde zu klettern begannen, dem Freunde erklärte, daß er den Tomahawk entweder wegwerfen wolle oder in der Hand offen tragen.

— Wir dürfen uns nicht vorher verraten! Die Bleichgeſichter ſollen nicht wiſſen, daß die große Schlange und der weißköpfige Geyer auf dem Kriegspfade ſind! — meinte Gabler wichtig. Aber da ſie ſich abſeits von den Wegen im Walde befanden, der hier ziemlich dicht und hoch ſtand, ſo kamen ſie überein, daß es nichts ſchaden könne, wenn Sylveſter jetzt ſeinen Tomahawk offen trüge. Er zog ihn alſo mit einem Tone der Erleichterung unter der Weſte hervor. Dann ſetzten ſie ſich ins Gebüſch und begannen Kriegsrat zu halten. Gabler entwickelte ſeinen Plan.

Es war auf die Katze des Burgmüllers abgeſehen, des Nachbarn von Gablers Onkel. Die ſollte erlegt werden. Sie war reif, denn ſie wurde täglich frecher, wie der Dicke auseinanderſetzte, obwohl er ſie ſeit dem Herbſt des vorigen Jahres nicht mehr geſehen hatte.

— Du, Sylveſter, machſt Du mit?

Er gab ohne Zögern ſeine Bereitwilligkeit zu erkennen, ſodaß der dicke Gabler nun die Einzelheiten auseinanderſetzen konnte.

An und für ſich ſchien die Unternehmung nicht ſo beſonders ſchwierig zu ſein, vorausgeſetzt, daß die Katze noch lebte und ſich noch im Beſitz des Burgmüllers befand. Weshalb es ſich der Mühe verlohnte, den Kriegspfad zu betreten, war die Schwierigkeit, daß weder der Beſitzer des feindlichen Tieres etwas merken durfte, noch auch Gablers Onkel. Denn dann hätten unfehlbar Gablers Eltern die Geſchichte erfahren, und denen hatte er beim Fortgehen geſagt, ſie wollten auf der Wieſe beim Bergkeller Ball ſpielen.

Es gab aber nur eine Möglichkeit, gedeckt heranzukommen, nämlich durch den Garten des Sägewerkes. Das erhöhte natürlich Reiz und Schwierigkeit.

Die Knaben überlegten hin und her, wie ſich der Überfall am beſten ausführen ließe, und um nicht von den heimatlichen Gebräuchen draußen in Urwald und Prärie abzuweichen, zog Gabler eine Pfeife hervor, die er ſelbſt durch Aushöhlen des breiten Korkes einer Senfbüchſe und ſeitwärts Einſtecken eines großen Schilfrohres angefertigt.

Die Füllung beſtand aus trockenen Weinblättern und zerſtampften Cigarrenreſten aus dem Aſchenbecher in Herrn Gablers Zimmer. Das Zeug brannte ſchlecht und entwickelte zur großen Freude der Knaben einen erſtickenden Rauch. Aber trotzdem ließen ſie die Friedenspfeife von Mund zu Mund wandern.

Als es Sylveſter ein wenig übel zu werden begann, ſchlug er vor, den Reſt des glimmenden Gemenges fortzuſchütten, um auf den Kriegspfad zu gehen. Gabler hatte nur darauf gewartet, ihm war längſt unwohl zu Mut, aber er ſchämte ſich, den Anfang zu machen. Er deckte ein paar Steine und Erde über den Pfeifenreſt und ſprach:

— Die große Schlange löſcht das Feuer des Friedens. Nun wird ſie mit dem weißköpfigen Geyer die Jagdgründe der Bleichgeſichter beſchreiten.

Sylveſter konnte mit der Sprache nicht ſo fort wie ſein Freund. Er ſagte nur ja, und wußte nichts weiter darauf zu erwidern.

Sie ſchlichen nun, ſo leiſe ſie konnten, ſorglich darauf bedacht, ſich nicht durch das Knicken trockener Äſte am Boden zu verraten, durch den Wald dem Sägewerk zu. Sylveſter hatte krampfhaft ſeinen Tomahawk mit den Fingern umſpannt. An der mäßig hohen Gartenmauer angelangt, hielten ſie inne und ſpähten nach allen Seiten. Der Dicke war zuerſt hinüber. Sylveſter, etwas zaghafter, folgte. Dann ging es zwiſchen verwilderten Laubgängen hin, dicht und für den Blick undurchdringlich.

Plötzlich vernahmen ſie Stimmen.

— Achtung! — mahnte Gabler. Da ſie Schritte auf dem knirſchenden Kies nahen hörten, ſprangen ſie ſchnell zur Seite und duckten ſich hinter einer Buchsbaumhecke. Sie war aber niedrig, ſodaß ſie ſich der Länge nach am Boden ausſtrecken mußten

Zwei Männer gingen vorüber: ein dicker, behäbiger, und ein ſchmächtiger mit einer Baumſchneideſchere in der Hand. Vor den Knaben blieben ſie ſtehen, und der Große beſprach mit weithinſchallender Stimme eine Änderung in der Gartenanlage. Sylveſter war ſo aufgeregt, daß er meinte, man müßte ſein Herz klopfen hören. Er hatte in einem Indianerbuche geleſen, wie eine verſteckte Rothaut ſich allein durch das Glänzen des Augapfels verraten. Deshalb meinte er, die Augen ſchließen zu müſſen, damit ſie nicht etwa entdeckt würden.

Endlich gingen die beiden weiter. Gabler tuſchelte:

— Das war mein Onkel mit dem Gärtner!

Sylveſter war ruhiger geworden. Sie ſetzten ihre Wanderung fort, womöglich noch vorſichtiger wie vorher und langten bald an der gegenüber liegenden Mauer des Gartens an, die überklettert ward. Nun befanden ſie ſich in den feindlichen Jagdgründen, einer ſchlechtgehaltenen Obſtanlage, in deren Mitte eine Scheune ſtand.

— Da hinten liegt das Wohnhaus! Dort iſt der Feind! — ſagte Gabler, auf das Gebäude deutend. Auf allen Vieren ſchlichen ſie jetzt über den Raſen, durch Geſtrüpp und Gebüſch vorwärts, immer dazwiſchen innehaltend, um zu lauſchen, ob ſich ihnen niemand nähere. Einmal blieb der Dicke an einem Aſte hängen. Es gab ein großes Raſſeln und Lärmen. Sie erſchraken und duckten ſich. Nach einer Weile ſetzten ſie jedoch ihren Weg fort.

Plötzlich hielt Sylveſter inne. Er hatte vor einem Stallfenſter neben der Scheune eine große, ſchwarz-grau geſtreifte Katze entdeckt, die ahnungslos in der Sonne lag und ſich wärmte. Sylveſter gab Gabler ein Zeichen. Beide blieben regungslos. Sie lauſchten zuerſt, ob auch alles ruhig bliebe. Nichts Verdächtiges war zu hören, nur ein paar Vögel zwitſcherten in den Büſchen. So machte denn der Dicke ſeine Waffe bereit, nahm die Gabel in die linke Hand und ſtraffte die Gummizüge mit der Rechten, zur Prüfung.

Aber der Standpunkt war nicht günſtig, denn das Geſchoß mußte unfehlbar das Stallfenſter treffen, wenn es auch nur um Fingerbreite ſein Ziel verfehlte. Deshalb meinte der Dicke:

— Du, Sylveſter, wenn die Kugel den Feind durch-

bohrt, dann fliegt ſie in die Scheiben ... Wir müſſen lautlos jagen, daß die Bleichgeſichter nicht unſere Fährte finden!

Sylveſter antwortete überzeugt, entſchloſſen, zitternd vor innerer Erregung:

— Die Kugel muß durch und durch gehen! Durch ... und ... durch ...

Sie beratſchlagten flüſternd, was zu thun ſei. Die Entfernung war für den Schuß gerade recht. Die Gelegenheit ſo günſtig, wie nur irgend möglich, denn wenn ſich die Katze nun verkroch, ſo konnten ſie ſtundenlang warten, bis ſie wieder zum Vorſchein kam und dazu hatten ſie keine Zeit, denn beide mußten zum Abendeſſen wieder zu Haus ſein.

— Wir müſſen ſie aufſcheuchen! — meinte Gabler. Das machte Sylveſter großen Eindruck:

— Du mußt ſie im Sprunge ermorden!

Aber der Dicke fürchtete zu fehlen. Sylveſter, dem es in allen Gliedern zuckte, ſelbſt zu ſchießen, griff nach dem Katapult:

— Laß mich doch. Ich treffe ſicher.

Natürlich ärgerte ſich Gabler darüber:

— Nein, ich ſchieße. Mir gehört's .....

Sie gerieten in Streit und machten Lärm dabei, ſodaß die Katze aufmerkſam wurde, ſich zum Entfliehen zuſammenduckte, und ſcheu um ſich äugte. Da zögerte Gabler nicht länger, legte einen Rehpoſten auf ſein Schleuderleder, ſtraffte die Gummiſchnuren und ließ ſie fahren.

Ein Klirren und das Fenſter war in tauſend Stücke, die Katze verſchwunden. Sylveſter erſchrak, denn ſofort tönte es aus dem Stall:

— Verdammte Schweinerei, was iſt das!

Ehe die Knaben noch recht an Flucht gedacht, erſchien ein Knecht mit aufgeſtreiften Hemdärmeln, ſah ſich um, erblickte ſie und lief auch ſofort auf ſie los.

Sylveſter ließ ſeinen Tomahawk im Schreck liegen und wandte ſich gegen die Mauer, über die ſie eben erſt gekommen. Da er jenſeits hohe Bäume ſah, ſo meinte er den Wald, aus dem ſie gekommen, wieder gewonnen zu haben, half ſich mit den Fußſpitzen an vorſtehenden Steinen, ſchwang ſich auf die Höhe der Mauer, und ſprang auf der anderen Seite hinab, in weiche Gartenerde, ſodaß er ſofort inne wurde, daß ſie dieſen Weg entſchieden nicht gekommen waren.

Deshalb blieb er unten ſtehen und lauſchte. Von Gabler war nichts mehr zu hören, aber auch von ihrem Verfolger nichts. Es war ihm doch ängſtlich zu Mut in dieſer Stille. Und plötzlich ſchnürte es ihm derartig die Kehle zuſammen, daß er einen Entſchluß faßte, durch die Büſche brach und ſpornſtreichs davon lief.

Er befand ſich auf friſchbeſchüttetem, wohlgepflegtem Wege. Rechts von ihm lag ein hübſches, kleines Landhaus, und er erblickte ein offenes Gartenthor vor ſich, das auf die Straße zu führen ſchien. Dorthin ſteuerte er inſtinktiv in eiligem Lauf. Da tönte hinter ihm des Knechtes Stimme:

— Halt da! Halte doch, verfluchter Bengel!

Sylveſter ſtrengte Lungen und Beine bis aufs äußerſte an, um ſeinem Verfolger zu entkommen, doch er hörte und fühlte ihn immer mehr und mehr ſich nähern. Zwar gelang es ihm noch, durch das Thor zu ſchlüpfen und mit letzter Anſtrengung ein Stück die Straße hinabzu-

eilen, aber mit einem Male bekam er heftige Seitenſtiche und die Kräfte verließen ihn. Schwer legte ſich ihm eine Hand auf die Schulter und der Knecht ſprach:

— Du zerſchmeißt alſo immer die Fenſterſcheiben bei uns! Na paß mal auf, mei' Junge. Zur Polizei wirſchte gepracht!

Dabei nahm er ihn beim Arm und ſchleppte ihn in den Garten zurück. Gablers Onkel begegnete ihnen dort. Mit dem ſprach der Knecht über Sylveſter. Er wollte nur einmal eine Jacke anziehen und ihn dann gleich zur Polizei ſchaffen. Währenddeſſen blieb Sylveſter mit dem großen, vierſchrötigen Manne allein, der ihn fragte, wer der andere Knabe geweſen ſei, von dem der Knecht ihm geſprochen.

Sylveſter wußte, daß er vorausſichtlich allen Unannehmlichkeiten entgehen würde, wenn er ſagte, es ſei der Dicke geweſen. Doch er verwarf das als „Angeberei". Lieber wollte er mit zur Polizei gehen, als ſeinen Freund verraten. Aber er gewann es über ſich, dem Sägewerkbeſitzer, zu dem er unwillkürlich mehr Vertrauen hatte, als zu dem ungebildeten Knecht, die Bitte vorzutragen aus Rückſicht für ſeinen Vater, dem die Sache ſehr unangenehm ſein werde, von einer Anzeige abzuſehen.

— Wer iſt denn Dein Vater? — fragte etwas freundlicher Gablers Onkel.

— Hauptmann außer Dienſt von Geyer.

— Wo wohnt Ihr denn!

— Ammonſtraße einundſiebenzig.

— So, ſo in Dresden. Hm! Hm! Na, mein Bürſchchen, da ... da ... wollen wir mal die Polzei nicht weiter beunruhigen. Da magſt Du die Dreſche, die Du verdient haſt, von Deinem Papa kriegen!

Dann ſagte er dem Knecht, der mit ſeiner Jacke wieder erſchien, er wolle einmal die Sache ſelbſt in die Hand nehmen, denn bei ihm ſeien noch mehr Scheiben eingeworfen worden in den letzten acht Tagen, als drüben beim Burgmüller. Und er packte Sylveſter beim Arm.

Auf der Wanderung durch den Plauenſchen Grund hielt er ihn noch feſt in der Befürchtung, der Knabe möchte entfliehen. Sylveſter ſchämte ſich und kam ſich wie ein Verbrecher vor. Er kämpfte in ſeinem Inneren, ob er den fremden Herrn nicht bitten ſollte, ihn loszulaſſen, doch das Wort wollte ihm nicht über die Lippen. Als ſie ſich aber den erſten Häuſern des Dresdener Vorortes Plauen näherten, wurde ihm ſeine Lage ſo unerträglich, weil ihnen ein paar Vorübergehende lachend nachſahen, daß er endlich bat:

— Laſſen Sie mich los, Herr Gabler. Mein Wort darauf, ich reiße nicht aus!

— Gabler? ich heiße nicht ſo. Wie kommſt Du denn darauf? Gabler? — fragte der ſtämmige Mann erſtaunt. Und im gleichen Augenblick dämmerte ihm die Wahrheit. Der Knecht hatte eine Beſchreibung des anderen entflohenen Knaben geliefert. Nun da er den Namen des Bruders ſeiner Frau, Gabler hörte, wurde es ihm klar, wer ſeines Gefangenen Genoſſe geweſen ſein müſſe.

Er ſagte es Sylveſter auf den Kopf zu, doch der Knabe ſchwieg beharrlich, um den Freund nicht zu verraten. Das gefiel dem Sägewerkbeſitzer ſo, daß er Sylveſter los ließ und ſich mit ihm zu unterhalten begann. Sie betraten zuſammen das Haus. Der Fremde ließ ſich melden:

— Ich bringe Ihren Sohn, Herr Hauptmann, der — wahrscheinlich in Gemeinschaft mit meinem sauberen Neffen Gabler — mein Name ist übrigens Herrfurth.....

Der Hauptmann verneigte sich:

— Von Geyer.....

Und Herr Herrfurth setzte seine Erklärung fort:

— ... der bei mir und meinem Nachbar seit acht Tagen über ein Dutzend Fensterscheiben eingeschmissen hat.....

Sylvester, der wie ein armer Sünder dagestanden, richtete sich plötzlich auf und fuhr dazwischen:

— Das ist nicht wahr!

— Halts Maul! — rief der Hauptmann wütend. Doch Sylvester ließ sich nicht beruhigen und versicherte einmal über das andere, er sei noch nie draußen im Plauenschen Grunde gewesen und nur heute hätten sie eine Scheibe aus Versehen zertrümmert. Daß es Gabler gethan und gar nicht einmal er, das verschwieg er.

Der Hauptmann war sehr erzürnt. Er versprach dem fremden Herrn seinem Sohne einen ordentlichen Denkzettel zu geben und begleitete diese Ankündigung mit nicht mißzuverstehender Armbewegung, so daß Herr Herrfurth, der gar nicht mehr böse zu sein schien, noch für Sylvester um Gnade bat.

Sobald sich der Fremde entfernt hatte, begann der Vater seine Abrechnung zu halten, vor der Mutter die eingetreten war um zu fragen, was eigentlich vor sich gegangen sei:

— Das sind ja recht nette Geschichten. Wir warten und warten auf Dich mit dem Abendessen und Du kommst nicht. Und dann kommst Du so, so quast... als Gefangener, als Strolch, der abgefaßt und eingebracht ist.

Obendrein haſt Du gelogen. Du haſt geſagt, Du gingſt zum Ballſpielen zum Bergkeller. Statt deſſen läufſt Du auf die andere Seite, ganz wo anders hin, nach dem Plauenſchen Grund. Du biſt alſo ein Lügner, Sylveſter, ein Heuchler, ein Betrüger und ein Straßenjunge, der Fenſterſcheiben einſchmeißt. Das iſt fremdes Eigentum, an dem Du Dich vergriffen haſt, alſo biſt Du ein Dieb ....

Sylveſter hatte regungslos vor ihm geſtanden, bei dem Worte Dieb zuckte er zuſammen. Der Hauptmann aber redete ſich wie gewöhnlich immer mehr ſelbſt in die Wut hinein:

— Ja, ein Dieb biſt Du, ein ganz gemeiner Verbrecher überhaupt, und ... und ... an Deinen Vater ſcheinſt Du gar nicht mehr zu denken, an Deinen Namen. Und ich muß mirs gefallen laſſen, daß irgend ein Fremder kommt und ſagt „Ihr Sohn, Herr Hauptmann, iſt ein .... ein Dieb“ .... und der Mann iſt im Recht ... ihr Sohn, Herr von Geyer ... ein Dieb ..... Himmeldonnerwetter, weißt Du nicht, was Du Deinem Vater ſchuldig biſt? Soviel Hunderte von Jahren iſt nun Dein alter Name nur mit Ehren genannt worden ..... Da ſoll doch ....

Dabei ergriff er ſeinen Stock, der auf einem Stuhl neben Handſchuhen und Hut lag, noch wie der Hauptmann vom Spaziergange wiedergekommen, packte Sylveſter und hatte ihn mit einem Griff übers Knie gelegt. Nun ließ er den Stock auf den Knaben unbarmherzig niederſauſen.

Die Mutter warf ſich dazwiſchen und wollte ihren Mann am Schlagen hindern, doch Sylveſter ſtieß nicht einen Schmerzenslaut aus. Das erhöhte noch des Vaters Zorn, der ſeine Züchtigung für wirkungslos hielt und rief:

— Bengel, ſo brülle doch!

Sylveſter kniff feſt die Lippen aufeinander. Der Vater ſchlug weiter, bis plötzlich das dünne Stöckchen zerbrach. Nun hielt er erſtaunt inne. Er ſah den Sohn an. Sein Zorn war mit einem Male verraucht und Weichheit überkam ihn, ſodaß er am liebſten Sylveſter noch bedauert hätte, aber er zwang ſich zur Strenge, die er für nötig hielt und ſagte:

— Sylveſter, geh ſofort auf Dein Zimmer. Du wirſt Dein Abendbrot dort bekommen. Nun ſage Gute-Nacht.

Der Vater hielt ihm die Hand hin, doch der Knabe beachtete ſie nicht, ſondern drehte ſich um und verließ das Zimmer.

— Der Bengel kriegt kein Abendbrot heute! — befahl da in erneuter Aufwallung der Hauptmann.

Sylveſter legte ſich ſofort zu Bett ohne erſt Licht anzuzünden. Thränen der Wut ſtanden ihm in den Augen. Sie perlten heiß und warm auf ſein Kopfkiſſen. Seine Lippe zitterte, er zuckte wie im Krampf zuſammen. Eine ohnmächtige Wut hielt ihn gefangen. Dazwiſchen bedauerte er ſich ſelbſt und fühlte ſich erhaben, dabei doch ſchmerzlich weich wie ein Märtyrer. Er hörte nebenan im Eßzimmer die anderen reden, er vernahm das Klappern der Gabel und Meſſer, und da er Hunger empfand fühlte er ſich als Ausgeſtoßener um ſo unglücklicher.

Nach dem Abendeſſen kam die Mutter ganz verſtohlen zu ihm. Sie hatte ihm heimlicherweiſe ein großes Stück Schwarzbrot mitgebracht, das ſie auf die Bettdecke legte. Als er es aber von ſich ſtieß, daß es zu Boden fiel ward auch ſie böſe und ging fort.

Nun lag er wieder allein. Er dachte an die Erlebnisse des Tages und da fiel ihm mit Schrecken ein, daß er ja seinen geliebten Tomahawk verloren. Das andere bereute er nicht, nur der Verlust that ihm leid und wie er noch darüber sann, griff er schließlich auf den Boden, tappte nach dem vorhin stolz verschmähten Brot und verzehrte es gierig, da er sich so keine Blöße gab, weil es niemand sah.

15.

Bald darauf, am 19. Juni 1870 kam Onkel Gottfried abends atemlos angestürzt:

— Wißt ihr denn schon, daß Frankreich den Krieg erklärt hat?

Sofort sprang der Hauptmann auf und es gab tausend Fragen, Betrachtungen und Überlegungen. Er geriet in große Aufregung, wie damals 1866 und sprach unausgesetzt auch in den folgenden Wochen noch davon, daß er wieder eintreten wolle, oder auf irgend eine Art und Weise seine Kräfte zur Verfügung stellen. Doch das siegreiche Vorgehen der deutschen Armeen machte alle seine Pläne wesenlos und er mußte sich darauf beschränken die Erfolge seiner ehemaligen Kameraden vom sicheren Hafen aus zu verfolgen.

Die Kriegsereignisse näherten die Brüder einander mehr und mehr, denn bei diesem Feldzuge war auch Onkel Gottfried mit ganzem Herzen dabei. Er hatte eine Spezialkarte von Frankreich mitgebracht, die auf einem Tisch im

Zimmer des Hauptmanns ständig ausgebreitet blieb, darauf wurden Nadeln eingepickt, auf das genaueste die Stellungen der Truppen angebend.

Sylveſter ſchlich ſich oft in des Vaters Stube, die er ſeit den letzten Prügeln niemals betrat, wenn der Hauptmann darin war, um auf der Karte die Namen zu verfolgen, von denen er immerfort hörte. Er redete in der Sexta davon mit den Mitſchülern und gab dann das wieder über Kriegsausſichten, Fehler und großartige Leiſtungen, was er zu Haus gehört — beim Mittageſſen oder abends, wenn Onkel Gottfried neue Depeſchen vom Kriegsſchauplatz mitbrachte.

Die Indianerzeit war vorüber, aber an ſeine Arbeiten dachte er gar nicht mehr. Zu Haus hörte er den Geſprächen der anderen zu und malte und ſtudierte an Karten herum, wobei er dem Vater, falls dieſer ihn einmal damit beſchäftigt fand die Aufklärung gab, daß er Geographie zu lernen bekommen habe. In der Klaſſe zeichnete er Pläne und las verſtohlen unter der Bank die Extrablätter vom Kriegsſchauplatz oder die Morgenzeitung, die der dicke Gabler ſeinem Vater immer entführte, ehe er in die Schule ging.

Die ganze Sexta war Feuer und Flamme für den Krieg. In den Zwiſchenpauſen auf dem Schulhofe wurde nur noch Soldaten geſpielt, wobei Sylveſter als Hauptmannsſohn den Ton angab. Darüber gingen die Studien immer weiter rückwärts, und bei der Michaelisverſetzung ſank Sylveſter auf den neunten Platz herab.

Er hatte große Angſt es dem Vater zu geſtehen, aber die Sache lief nicht ſo ſchlimm ab, wie er gefürchtet, denn der Hauptmann hielt ihm blos eine oberflächliche, immer

noch weitſchweifige doch energieloſe Rede mit der Mahnung, zu Oſtern die Scharte auszuwetzen. Dann war Sylveſter entlaſſen.

Der Vater war zu ſehr mit dem Kriege beſchäftigt und trug ſich mit neuen Plänen, die ihn die Schulangelegenheiten ſeines Sohnes faſt vergeſſen ließen. Die Familiengeſchichte hatte er endlich auf Onkel Gottfrieds Rat bei Seite gelegt:

— Nur vor der Hand, lieber Gottfried, weil die neue Aufgabe winkt, die mir in dieſer großen Zeit, in der wir leben, ſehr wichtig dünkt und ſehr zeitgemäß: die Geſchichte meines alten Regimentes zu ſchreiben. Glaube aber deswegen nicht, daß ich etwa unſere Familiengeſchichte liegen laſſen wollte. Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben, und wir brauchen uns deſſen, was unſere Vorfahren geleiſtet haben, wahrhaftig nicht zu ſchämen. Im Gegenteil.

Nun war er dabei für die Geſchichte ſeines ehemaligen Regimentes Stoff zu ſammeln, obwohl der Augenblick, wo das geſamte Offizierskorps in Frankreich ſtand, nicht gerade ſehr geeignet erſchien, um das Material zuſammenzubringen.

Sylveſter tröſtete ſich ſehr ſchnell darüber, daß er in der Klaſſe herunter gekommen war, denn merkwürdigerweiſe war Gabler geſtiegen, weil ihn der Ordinarius der Sexta gut beurteilt wegen ſeines offenen, energiſchen, wenn auch etwas rüpelhaften Weſens. Der Dicke war Zehnter geworden und ſaß neben Sylveſter. Zu Hauſe erwähnte er nichts davon, denn ſeit dem Jagdzuge im Plauenſchen Grunde ſtand Gabler beim Hauptmann ſehr ſchlecht angeſchrieben. Nur der Mutter war es bekannt geworden. Er verbarg wohl auch einmal etwas vor ihr, aber nicht

für sehr lange Zeit. Dann drückte es ihm das Herz ab, bis er es ihr gestanden, auch wenn er sich vorher vorgenommen, in knabenhaftem Trotz und aus einem gewissen Verheimlichungsdrange, es keinem Erwachsenen zu sagen.

Sylvester wußte, daß seine kleinen Geheimnisse bei der Mutter gut aufgehoben waren.

Onkel Gottfried vertraute er nicht mehr so sehr. Der ersten Bewunderung war eine leichte Entfremdung gefolgt: Durch den Krieg war der Knabe auf den Gedanken gekommen wie einst sein Vater Soldat werden zu wollen, und wenn auch bis dahin noch Jahre Zeit war, so sprach er doch schon jetzt davon, bei jeder Gelegenheit. Er trug einen kleinen Blechsäbel, den er von der Mutter, auf inständiges Bitten bekommen, wo er nur konnte. Er hatte sich aus Pappe Achselstücke geschnitten, die er sich an die Schultern steckte. Er war mit Gabler in jeder freien Minute an der nahen Kavalleriekaserne in der Reitbahnstraße, und sah begierig dem Reiten der Ersatz-Eskadron zu.

Und als gar die französischen Gefangenen in Dresden eintrafen gab es keinen glücklicheren Augenblick für ihn, als er ihr Lager mit der Mutter besuchen durfte. Beim Mittagessen fragte er den Vater, Sonntags als Onkel Gottfried da war:

— Nicht wahr, ich werde auch Offizier?

Und der Hauptmann hielt diese Gelegenheit gerade für sehr geeignet ein für allemal seine Meinung auszusprechen:

— Ich würde es nicht gern sehen, wenn mein Sohn diesen Beruf einschlüge. Trotzdem oder gerade weil ich ihm angehört habe und so besser wie andere seine Licht- und Schattenseiten kenne. Er erscheint jetzt unter den

glorreichen Waffenthaten unſerer Truppen, im roſigeren Lichte, als es in Wirklichkeit der Fall iſt. Denn ... denn ... wenn ich auch gern in mein altes Regiment neu für den Krieg eingetreten wäre, und ... kurz und gut .... die Offizierslaufbahn bringt doch manche Enttäuſchungen mit ſich, wie ſie einem in einem anderen Berufe erſpart bleiben ..... Das ſage, ich obwohl ich jetzt die Regimentsgeſchichte ſchreibe und obwohl alle Geyers ſeit zehn Generationen, ich möchte faſt ſagen ſeit Menſchengedenken Offiziere geweſen ſind.

Onkel Gottfried hatte ihm vollkommen beigeſtimmt und — freilich nicht ohne lebhafte Widerrede ſeitens ſeines Bruders — noch hinzugefügt:

— Du weißt, ich bin gegen die unproduktiven Stände. Die künftigeren Generationen ſollten zeitgemäßere Berufe ergreifen. Vor allem verflacht, verſimpelt der Frontdienſt und verengt den Horizont. Und nicht jeder kommt in den Generalſtab. Auch Sylveſter doch nicht totſicher.

Dieſe Rede gegen ſeine Pläne hatte Sylveſter geärgert, und da er ſich augenblicklich nicht mit Onkel Gottfried eins wußte in dieſer, wie dem Knaben dünkte, wichtigſten Frage ſeines Lebens, ſo verlor er ein wenig das Vertrauen zu ihm.

In der Schule ging es ſeitdem nicht beſſer. Sylveſter paßte gar nicht mehr auf und gab Veranlaſſung zu einer Ausſtellung und Rüge nach der anderen. Aber die Freundſchaft mit Gabler brachte ihn leicht darüber weg und der Vater erfuhr nichts davon.

Kurz vor Weihnachten an einem Mittwoch an dem nur früh Unterricht ſtattfand, mußte Sylveſter zum erſten Male ſeitdem er in die Schule ging nachſitzen. Er hatte

kurz hinter einander zweimal in derſelben Mathematikſtunde nicht gewußt wovon die Rede geweſen. Nun ſaß er mit Gabler und noch zwei anderen, die das gleiche Schickſal ereilt, um zwölf Uhr, als die Schüler lärmend und fröhlich über den freien Nachmittag die Schule verließen, auf den harten Bänken.

Sie hatten drei Aufgaben bekommen, die ſie dem Hebdomadar, dem Lehrer vom Wochendienſt nach ihrer Löſung überreichen ſollten. Die übrigen, auch Gabler, hatten ſich ſofort an die Arbeit gemacht. Jeder hatte eines der Rechenexempel übernommen, die ſie in etwa fünf Minuten erledigt haben würden. Dann wollten ſie von einander abſchreiben. Wenn ſie ſich ein wenig beeilten, kamen ſie immer noch zeitig genug nach Haus, ſo daß die Eltern nichts merkten.

Nur Sylveſter rechnete nicht mit. Er lehnte am Fenſter und ſah auf den ſchneebedeckten Schulhof hinaus, bis einer der Arbeitenden brummte:

— Das glaube ich, Sylveſter macht nicht mit und dann ſchmiert er von uns ab. Ich gebe meine Aufgabe nicht dazu her!

Verächtlich wandte ſich Sylveſter um:

— Ich will Deine Schmiererei gar nicht haben, dummer Eſel!

Unter anderen Umſtänden wäre es zu einer Prügelei gekommen, aber die Nachſitzenden wollten keine Zeit verlieren, und Gabler, deſſen Fäuſte alle fürchteten, gebot Ruhe. Sie rechneten ſo ſchnell als möglich, ſchrieben von einander eiligſt ab und packten ihre Bücher zuſammen. Der Dicke gab ſein Unreines, nachdem er noch die beiden anderen Aufgaben für ſeinen Freund darauf notiert, an

Sylveſter. Dann rannten ſie alle drei ſpornſtreichs davon um dem Hebdomadar ihre Arbeiten abzugeben.

Sylveſter war allein. Er dachte gar nicht an die Mathematikaufgaben. Er hatte ſich im Trotz vorgenommen, ſie keinesfalls zu machen. An dem Lehrer wollte er Rache nehmen, indem er ſo that als könne er die Aufgaben nicht löſen, und müſſe nun nach dem Worte des Mathematikers ſolange in der Klaſſe bleiben, bis er ſie vollendet und wenn das bis zum anderen Morgen gedauert hätte. Denn Sylveſter war feſt entſchloſſen nicht eher die Sexta zu verlaſſen, bis am nächſten Tage früh der Unterricht von neuem begann.

Wenn er dann krank würde, ſo fiel der Spieß herein und wurde womöglich wegen unmenſchlicher Behandlung ſeiner Schüler fortgeſchickt. Und das wollte er.

Das zu erreichen, galt es nur die Reviſion der Klaſſenzimmer zu umgehen. Deshalb verſteckte ſich Sylveſter hinter dem Klaſſenſchrank und wartete ab, daß der Hebdomadar ſeinen Rundgang durch die Schule gemacht hätte. Er hörte es halb und dreiviertel ſchlagen, doch niemand kam. Angſtvoll wartete er Minute auf Minute, bis ein Uhr, doch er wagte ſich nicht aus ſeinem Verſteck hervor in der Befürchtung der Lehrer möchte in dieſem Augenblick erſcheinen und dadurch der ganze Plan zu nichte werden.

Er fühlte ſich ſehr unglücklich in ſeiner Ecke, in die er ſich verbannt wähnte, obwohl ihn nur eigener Wille und Eigenſinn dort feſthielt. Er verfluchte in ſeinem Herzen die ganze Schule, die ihn ungerechterweiſe zwänge hier zu bleiben. Er dachte an ſeine Mitſchüler, die nun längſt zu Hauſe ſaßen, ſpielten oder aßen. Er malte ſich

aus ob die Eltern ſich ängſtigten, ob ſie in Unruhe wären, was ſie wohl ſagten. Und wie er an die Mutter dachte, an die gute, liebe Mutter, die ihn vielleicht ſchon verloren gab, verunglückt oder gar tot, da wurde es ihm ganz weich und wehmütig ums Herz, und er ſagte ſich, daß er doch eigentlich ſehr unglücklich ſei.

Aber er wollte ſchon zeigen, daß er fähig war, das Unglück zu tragen. Wenn ſie ihn nachſitzen ließen, dann ſollten ſie einmal alle ſehen was geſchah. Dabei ſtieg in ihm ein Feindſchaftsgefühl herauf gegen die ganze Welt. Seine Lehrer erſchienen ihm in ſchwärzeſtem Licht, alle nur darauf ausgehend ihn, der doch bisher Primus geweſen, zu verfolgen, zu ärgern, zu unterdrücken.

Und auch die Schweſtern dünkten ihm gegen ihn zu ſtehen. Mariechen immer, Fanny manchmal und ſogar Ida in letzter Zeit. An Tante Guſtel dachte er weiter nicht. Onkel Gottfried war auch jetzt gegen ihn wegen des Soldat-werdens, und der Vater .... mit einem Mal erinnerte er ſich wieder haarſcharf der Schläge im vergangenen Sommer. Nur das Bild der Mutter blieb freundlich. Die liebte ihn doch, das wußte er, und der dicke Gabler auch, wenn er auch eine Sekunde meinte, deſſen Freundſchaft ſei erkaltet, weil er nicht mit ihm zurückgeblieben war, ſondern eilig nach Hauſe gelaufen. Aber er hatte ja Gabler von ſeinem Racheplan gar nichts geſagt.

Plötzlich ging die Thür auf.

— Er iſt nicht da, gnädige Frau! — ſagte die Stimme des Direktors Profeſſor Hellmann. Dann rauſchte ein Kleid, Sylveſter ſah die Mutter in die Klaſſe treten.

Sie drehte ſich um und entdeckte ihn hinter dem Schrank in der Ecke.

— Sylveſter, mein Sylveſter, Gott ſei Dank! — rief ſie und zog ihn bei der Hand hervor. Er ſtand vor dem Direktor, einem kleinen, weißhaarigen Männchen mit glatt raſiertem Gelehrtengeſicht aber freundlich, faſt luſtig blickenden Augen. Der muſterte ihn und fragte ernſt, doch eigentlich nicht böſe:

— Geyer, was machſt Du denn hier? Weißt Du nicht, daß es ſchon ein Viertel Drei iſt?

— Ich muß rechnen! — antwortete Sylveſter. Der Direktor runzelte die Stirn:

— So! Du rechneſt hinterm Schrank? Alſo Kopfrechnen wohl!

Der kleine Mann, der nie einen Witz unterdrücken konnte, lachte ſelbſt fröhlich über ſeinen Einfall, während die Mutter Sylveſter erzählte, der Vater ſei heute früh wegen der Regimentsgeſchichte nach Bautzen gefahren und ſie allein zu Haus geweſen. Als Sylveſter nun gar nicht wiedergekommen, habe ſie ſolche Angſt gehabt, daß ſie endlich zum Herrn Direktor gegangen ſei, um ihn zu bitten, Nachforſchungen anſtellen zu laſſen, da ſie ſchon gefürchtet, daß ihr Sylveſter ums Leben gekommen ſein müſſe. Dabei weinte die Mutter noch immer.

In Gegenwart des Direktors wagte der Knabe nicht zu antworten und er erſchrak als Profeſſor Heilmann fragte:

— Du ſollſt für Mathematik nachſitzen. Wo ſind die Aufgaben, die Du gemacht haſt?

Offen und gerade ſagte Sylveſter:

— Ich habe gar nichts gearbeitet, Herr Direktor!

— Das ſoll aber doch ..... — ereiferte ſich faſt ſprachlos vor Erſtaunen der kleine Pädagoge. Aber die Unverſchämtheit Sylveſters machte ihm einen gewiſſen Eindruck, und da er ſich etwas darauf zu Gute that, eine Erziehungsmethode zu betreiben, die jeden einzelnen Schüler pſychologiſch beurteilte, ſo ſagte er zur Mutter augenzwinkernd:

— Gnädige Frau, Ihr Sohn mag noch einmal gehen, aber von ſelbſt und allein.

Dann wandte er ſich zu ſeinem Schüler:

— Geyer, willſt Du mir verſprechen, die Mathematikaufgabe, die Du wohl bekommen haſt, ſofort zu löſen, ſo werde ich mich mit Deiner Frau Mutter entfernen, und ich verſpreche Dir, daß Du nicht weiter beſtraft werden ſollſt. Gieb mir darauf die Hand!

Sylveſter gab ſofort die Hand. Freiwillig wollte er gern alles thun. Und er ſetzte ſich augenblicklich zur Arbeit nieder, während der Direktor mit der Mutter fortging und ihr zwiſchen Thür und Angel noch ſagte:

— Gnädige Frau, haben Sie keine Furcht, in einer Viertelſtunde geht Ihr Sohn nach Haus. Mein pädagogiſcher Blick trügt nie.

Dabei ſah er Frau von Geyer triumphierend an. Er hatte recht. Faſt zu gleicher Zeit mit ihr betrat Sylveſter das Haus auf der Ammonſtraße und noch im Flur fragte er ſie:

— Mutter, wirſt Dus Vater ſagen?

Sie zögerte einen Augenblick, aber dem Blick ihres Sylveſters konnte ſie nicht widerſtehen und antwortete:

— Nein, mein böſer Junge!

16.

Doch der Vater erfuhr von Sylvesters Rückgang in der Schule, denn die Versetzungsnummer nach Quinta war diesmal sogar vierzehn. Aber auch jetzt schimpfte er nur kurze Zeit. Er war zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt, als daß er lange an seines Sohnes schlechtes Abschneiden hätte denken können: Mariechen sollte nämlich konfirmiert werden.

Sie war nun sechzehn Jahre alt und die Eltern wollten nicht länger zögern. Natürlich drehte sich in dieser Zeit alles um sie, und sie betrachtete sich auch jetzt als Hauptperson, die augenblicklich das alleinige Interesse in Anspruch nahm.

Mariechen war nicht häßlich, ein wenig unentwickelt noch, mit dünnen Ärmchen und eckiger Taille, aber sie hatte eine schöne Gesichtsfarbe und prachtvolles, schweres, mattblondes Haar.

Die Frage des Konfirmationskleides wurde von der Mutter, Tante Gustel und vor allem von dem jungen Mädchen selbst mit größtem Ernst fortwährend besprochen. Fanny und Ida hörten nur zu. Sie waren starr vor Bewunderung und ein bißchen neidisch, daß die ältere Schwester fortan nur noch ganz lange Kleider tragen sollte. Auch der Hauptmann nahm an solchen Gesprächen teil, weil, wie er sich ausdrückte, er doch am Ende die Schneiderrechnung bezahlen mußte, in Wirklichkeit jedoch, weil er es liebte sich mit Plänen zu tragen und eine Beschäftigung zu haben.

Sylvester blieb während dieser Zeit ganz sich selbst überlassen. Am Anfang der Osterferien hatte ihn der

Vater nur wie immer gefragt, ob er Ferienarbeiten bekommen und er hatte verneinen können, da mit der Quinta ein neues Schuljahr begann. Am Einſegnungstage mußte er mit der ganzen Familie in die Kirche gehen.

Zwei Stunden vorher ſchon hatte ſich Mariechen angezogen und ſtand im Salon, denn zur Schonung ihres ſchwarzſeidenen Kleides durfte ſie ſich nicht ſetzen. Die bewundernde Familie blieb um ſie herum. Die Mutter war bewegt, Tante Guſtel in Ergriffenheit den Thränen nahe und die Schweſtern voll Ehrfurcht vor der nun bald erwachſenen Schweſter. Der Hauptmann ſchritt auf und nieder, gab gute Ratſchläge, wie ſich Mariechen benehmen ſollte und äußerte ſeine Betrachtungen über die heilige Handlung, über den bedeutſamen Augenblick. Onkel Gottfried, zu deſſen freier Richtung es gehörte, mehr oder weniger dem kirchlichen Leben fremd gegenüber zuſtehen, hatte zwar der Form wegen ſein Erſcheinen zugeſagt, wollte aber geradenwegs allein in die Kirche kommen.

Sylveſter war geholt worden. Er mußte ſeinen guten, dunkeln Anzug tragen und ſaß nun in einer Ecke und langweilte ſich ganz entſetzlich. Er fand immerzu einen Vorwand um einen Augenblick zu verſchwinden. Einmal wollte er nachſehen, ob der Wagen noch nicht da ſei, dann war es ihm, als ob es geklingelt hätte, endlich hatte er ſein Taſchentuch vergeſſen. Als dann der Wagen wirklich gemeldet wurde, konnte er durchaus ſeine Handſchuhe nicht finden und ſeinetwegen mußte die Abfahrt verzögert werden, bis ſtatt ſeiner die kleine Ida einſtieg, die eigentlich mit Fanny und Tante Guſtel hatte zu Fuß gehen ſollen.

Die Feier fand in der Frauenkirche am Neumarkt ſtatt. Konſiſtorialrat Danneberg, der Sylveſter getauft,

war gestorben. Geyers besuchten seitdem die Annenkirche nicht mehr, da ihnen Superintendent Doktor Kloß von der Frauenparochie besonders zusagte.

— Er hat so was militärisches in der Predigt! Das hat Hand und Fuß! — hatte der Vater damals gemeint. Nun wurde Mariechen vom Superintendenten Doktor Kloß konfirmiert.

Auf Sylvester machte die Handlung keinen großen Eindruck. Wegen der verlegten Handschuh hatte ihm der Vater ein paar barsche Worte gesagt. Nun schmollte er und that als ob die Konfirmation ihn überhaupt nichts anginge. Dazu fand er Mariechen furchtbar dumm und eingebildet am heutigen Tage. Und endlich entdeckte er plötzlich, daß sein Mitschüler Zinckgraf, der auch eine Schwester konfirmieren half, nicht mehr Pumphosen trug wie er, sondern lange wie die Erwachsenen.

Nach der Rückkehr in die Wohnung machte Mariechen Cercle in ihrer etwas überhebenden, altklugen Art. Sie empfing die Glückwünsche von allen. Nur der Bruder rührte sich nicht und als die Mutter ihn aufforderte, Mariechen einen Kuß zu geben, wandte er sich frech um und machte:

— Brrrrrrrrrrrrrrr .....

Die anderen lachten über ihn, Mariechen zuckte die Achseln und Onkel Gottfried sagte:

— Du bist ja ein rechter Rüpel geworden, Sylvester!

— Wenn ich erst lange Hosen habe, dann sollst Du mal sehen, Onkel! — meinte Sylvester gereizt, doch der Onkel ging nicht weiter darauf ein, sondern streichelte seinem Patenkind den dichten Blondkopf mit den Worten:

— Du bist eigentlich ein guter Junge. Wir

ſind alle einmal in den Flegeljahren geweſen. Das giebt ſich.

Sylveſter verſtand das Wort Flegeljahre nicht und ſah den Onkel ganz erſtaunt an. Da begann der Vater ſeine Rede, an der er ſchon ſeit ein paar Minuten gebrütet hatte:

— Mariechen, ich möchte Dich und Deine Geſchwiſter — ſetzt euch mal für einen Augenblick alle, damit man vernünftig reden kann — bei dieſer Gelegenheit noch einmal an Verſchiedenes erinnern, was jetzt paſſend ſein dürfte. Du trittſt mit der heutigen heiligen Handlung in den Kreis der Erwachſenen ſo zu ſagen, wie Du vor einer Stunde in die Gemeinſchaft der mündigen Chriſten aufgenommen worden biſt. Mit dem äußeren Zeichen, dem langen Kleide ... kurzen meine ich natürlich, haſt Du die Kindheit abgelegt, die Kinderſchuhe ausgezogen ..... nun wirſt Du Dich, wie jedes Mädchen, auf Deinen künftigen Beruf vorbereiten müſſen, den — einmal einem eigenen Haushalte vorzuſtehen .....

Da fing Onkel Gottfried plötzlich an zu huſten, weil er an das mögliche Sitzenbleiben Mariechens dachte, das um ſo wahrſcheinlicher war, da ſie kaum eine Mitgift zu erwarten hatte. Aber der Hauptmann war ſo gerührt, daß er nichts merkte, nur kam er durch die Unterbrechung etwas ſchneller zum Schluß:

— Um nun den Standpunkt des Erwachſenen feſtzuſtellen und um Dir, mein liebes Mariechen, auf Deinem neuen Wege nicht zu ſchaden durch einen etwas kindlichen Namen — der übrigens nebenbei bemerkt bisher ſehr paſſend und hübſch war — alſo deshalb haben Deine Mutter und ich .. nicht wahr, Lisbeth ... beſchloſſen,

Dich von jetzt ab nicht mehr mit dem Diminutiv Mariechen zu nennen, ſondern nur noch Marie.

Die Mutter, mit der der Hauptmann zwar über den Namen hatte Rückſprache nehmen wollen, es jedoch vergeſſen, machte zuerſt ein ſehr erſtauntes Geſicht. Dann ſtimmte ſie aber ihrem Manne bei. Und alles umarmte und küßte die neugetaufte Marie wieder, bis auf Sylveſter, der ſich ärgerte, daß ſeine Schweſter nun erwachſen ſein ſollte, von der ihn nur fünf Jahre trennten und die er tauſendmal zu überſehen glaubte.

Dann ging man zu Tiſch, und als beim Hoch auf die Neu-konfirmierte, der heute der Vater den Platz rechts neben ſich gegeben, die Gläſer aneinanderklirrten, ſchrie Sylveſter, um ſeine Verachtung gegen Marie zu bezeugen:

— Proſt, Mariechen!

Onkel Gottfried meinte:

— Er iſt doch ein tüchtiger Flegel geworden, der Sylveſter!

Der Hauptmann verwies aber Sylveſter ſeine Scherze:

— Wenn ich eben den Wunſch ausgeſprochen habe, daß Deine Schweſter fortan Marie heißen ſoll, ſo iſt das für einen ſo grünen, kleinen Jungen wie Du biſt, mein Sohn, einfach ein Befehl!

Die Mutter ſah ängſtlich auf ihren Liebling und Onkel Gottfried bemühte ſich ſeinen Neffen noch ein wenig herauszureißen, indem er dem Knaben auf die Schulter klopfte und rief:

— Ein kleiner Rüpel iſt er, aber immerhin ich habe das nicht ungern: es ſteckt Raſſe drin!

Das ſtimmte den Vater ſofort günſtig:

— Meinſt Du? Na es ſoll mich freuen, wenn der Bengel ein rechter Geyer wird!

Ein paar Minuten darauf ſprach dann ſo beiläufig der Vater ſelbſt wieder ruhig von Mariechen und auch Tante Guſtel ſagte ohne Böſes zu denken aus alter Gewohnheit Mariechen; Fanny und Ida entfuhr ein Mariechen, und Onkel Gottfried rief beim Abſchied abends ganz natürlicherweiſe:

— Gute Nacht, Mariechen!

Die Mutter hatte das Wort Marie überhaupt noch nicht über die Lippen gebracht. Es dünkte ihr ſo kalt und fremd. Später dachte keiner mehr, auch der Vater nicht, an den neuen Namen, und ſo behielt denn Sylveſter recht.

17.

Im Sommer, als Sylveſter, der täglich mit Gabler nach der Elbe zum Baden ging, ganz braun gebrannt war, ſodaß ſeine Züge ſtärker hervortraten, ſagte einmal der Hauptmann zur Mutter:

— Unſer Sohn bekommt eine ſo ſcharfe Naſe. Ich weiß gar nicht, von wem er das hat. Ich finde, er wird recht häßlich.

Die Mutter war ſehr betrübt über dieſe Anſicht. Sie fand ihren kleinen Sylveſter hübſch. Klein nannte ſie ihn noch immer, obwohl er für ſein Alter hochaufgeſchoſſen war und größer ausſah, durch die heißerſehnten, langen Hoſen, von denen er endlich ein Paar erhalten. Zwar

waren ſie aus einem abgelegten Beinkleid des Vaters geſchnitten, aber er war doch ſehr ſtolz darauf, weil ſie ihm ein älteres Ausſehen gaben. Von faſt jedem, der ihn zum erſten Male ſah, wurde er auf vierzehn bis fünfzehn Jahre geſchätzt. Dazu trug das ſich immermehr herausarbeitende Profil bei und die ſtarken, mächtigen Hände. Nach ihnen zu ſchließen, hoffte die Mutter, Sylveſter werde einmal ſehr groß werden, Onkel Gottfried aber meinte:

— Ihr ſolltet dem Jungen Klavierſtunde geben laſſen, Liszt hatte auch ſo große Hände. Die thun's zwar nicht allein, aber es wäre doch möglich, daß ſich die Begabung dazu fände. Die Natur ſieht alles voraus.

Doch der Hauptmann war über die Idee, ſein Sohn könnte Klaviervirtuoſe werden, außer ſich:

— Klimpern iſt ganz ſchön, aber kein Beruf für einen anſtändigen Menſchen. Niemals würde ich auch nur in Betracht ziehen, daß Sylveſter eine Thätigkeit ergreifen könnte, die ihn gewiſſermaßen außerhalb ſeiner Standesgenoſſen ſtellen, ihn deklaſſieren müßte!

Aber die ganze Betrachtung wurde ſchon dadurch hinfällig, daß Sylveſter gar keine Luſt bezeigte, Klavier ſpielen zu lernen. Die Mutter, die in ihrer Jugend geſpielt und noch ein Klavier im Salon ſtehen hatte, das die drei Mädchen unter Tante Guſtels Leitung benutzten, nahm Sylveſter bei Seite und ſetzte ihm auseinander, wie ſchön es doch ſei, wenn man Freude an der Muſik habe und ſelbſt ein ganz klein wenig ſpielen könne. Der Knabe hatte jedoch dafür noch durchaus kein Verſtändnis. Er fragte nur die Mutter, warum ſie denn ſelbſt ihr

Klavierſpiel habe liegen laſſen. Sie wußte in ihrer Beſcheidenheit keinen anderen Grund anzugeben, als daß ſie zu ſchlecht geſpielt, während in Wirklichkeit Haus- und Kinderſorgen ihr die Zeit genommen. Die Mutter ſagte umſonſt zu Sylveſter, er werde es ſpäter noch einmal bereuen, jetzt nicht angefangen zu haben, wo es überhaupt bei ſeinen elf Jahren ſchon höchſte Zeit ſei. Umſonſt gleichfalls ſtellte Onkel Gottfried die Behauptung auf, daß nach ſeiner Anſicht es zur allgemein menſchlichen Bildung gehöre, die Noten zu kennen. Der Vater behielt recht mit ſeinem:

— Muſikaliſch ſind nun mal die Geyers nie geweſen. Das läßt ſich weit zurückverfolgen. Trotzdem waren ſie ganz zufrieden und haben ihr Teil in der Welt geleiſtet. Alſo — abgemacht. Ganz nebenbei koſten die Klavierſtunden ein Heidengeld. Alſo — erſt recht: Schicht.

Sylveſter war mit dieſem Beſchluß ſehr zufrieden. Die Schulſtunden allein erſchienen ihm ſchon jetzt immer unerträglich lang, und er konnte den Augenblick nicht mehr erwarten, wenn die letzte Stunde des Tages ſchloß und die Glocke auf dem Schulhofe ertönte. Dann hatte er ſchon immer zehn Minuten vorher ſeine Bücher ängſtlich mit einem Riemen zuſammengeſchnürt — der Ranzen war längſt als zu kindlich abgeſchafft worden — um auch ja der Erſte zu ſein, der die Schule verließ.

Meiſtens legte er den Weg nach Haus mit Gabler zurück. Dann überfielen die beiden unterwegs andere Knaben, die ſie trafen — von der Annenrealſchule, vom Bitzthumſchen, oder vom Kreuz-Gymnaſium — um ſie die Überlegenheit ihrer Fäuſte fühlen zu laſſen, denn auch Sylveſter hatte ſich körperlich kräftig entwickelt.

Täglich gingen die beiden Knaben zuſammen baden. Aber ſtatt fünf Minuten im Waſſer zu bleiben, wie es der Hauptmann wünſchte, trieben ſie ſich oft im Baſſin der Gaſſeſchen Badeanſtalt dreiviertel Stunden umher, balgten ſich dann noch im gemeinſamen Ankleideraum, oder lagen lange Zeit hindurch draußen im Freien auf den Brettern, die den Boden des Floſſes mitten im Strom bildeten. Sie ſuchten einen beſonderen Ruhm darin, möglichſt braun gebrannt zu ſein und fanden das männlich und ſchön.

Sylveſter hatte ziemlich ſpät erſt Schwimmſtunde erhalten und quälte ſich deshalb noch immer im Baſſin ab, obgleich ſogar ſchon einzelne Progymnaſiaſten ſich freigeſchwommen, das heißt, in der freien Elbe baden durften. Nun legte auch Gabler „die Probe“ ab, wie das Freiſchwimmen hieß, und Sylveſter befand ſich jetzt ganz allein im Baſſin, da ſeine Mitſchüler und Bekannten alle Freiſchwimmer waren.

Das demütigte ſeinen Ehrgeiz, und nun machte er verzweifelte Anſtrengungen, der Bedingung von der Probe gerecht zu werden, nämlich einem Auf- und Nieder-ſchwimmen im Baſſin, dreimal mit und dreimal gegen den Strom.

Beim dritten Male ſtromaufwärts erlahmten jedesmal ſeine Kräfte, ſo oft er es verſuchte. Die Armmuskeln thaten ihren Dienſt, da er außergewöhnlich kräftig war, aber er verlor immer den Atem, bekam Seitenſtechen und mußte eine lange Pauſe machen, ſodaß er ſchließlich daran verzweifelte, je Freiſchwimmer werden zu können und beſchloß, das Baden überhaupt aufzugeben.

Schon eine Woche war er nicht mit zur Elbe gegangen und weil der Herbſt nicht mehr entfernt war, ſo

begann er ſich etwas mit dem Gedanken zu tröſten, daß er vielleicht im nächſten Jahre gleich zu Anfang die Probe würde ablegen können. Da fragte ihn Onkel Gottfried, der ihn ungewohnterweiſe Donnerſtags bald nach Schluß des Nachmittagsunterrichtes zu Hauſe ſah:

— Junge, was iſt denn los? Du badeſt nicht? Erkältet, was?

Es wurde Sylveſter ſauer, die Wahrheit zu ſagen, aber er überwand ſich und geſtand den Grund ein, der ihn vom Waſſer fern hielt. Onkel Gottfried runzelte die Stirn. Er, der am Mangel an Thatkraft geſcheitert, der niemals in der Welt zu etwas gekommen, war begeiſtert für Willensſtärke und er wurde faſt böſe:

— Sylveſter was, Du ſollteſt die Probe nicht machen können? Was man will, das kann man auch. Schämſt Du Dich nicht? Ich werde gleich morgen mit Dir zu Gaſſe gehen und Du wirſt die Probe machen. Paſſe mal auf, Du machſt ſie auch! Das ſoll doch der Teufel holen! Wer in der Welt etwas geleiſtet hat, der hat es nur durch ſeinen Willen gethan.

Das Wort des Onkels ging Sylveſter den ganzen Abend im Kopfe herum und beim Einſchlafen klopfte ihm ſtürmiſch das Herz, wenn er an die Probe dachte. Er zitterte vor dem Augenblick, wo ihn der Onkel an der Schule erwarten würde. Er ſah ſich im Waſſer, Onkel Gottfried, Gabler, der Schwimmmeiſter und alle Schüler um ihn herum, ſogar die von ihm jetzt als Quintaner ſo verachteten Sextanerkäſe, die zu ſeiner Schande längſt Freiſchwimmer waren. Und dann erblickte er ſich unten am Baſſin, wie ihm der Atem ausging, die Lunge ver-

ſagte, die Seitenſtechen kamen und er unter allgemeinem Gelächter aufhören mußte.

Sylveſter ſchrak im Bett bei dem Gedanken zuſammen. Er hatte Furcht, er war feige. Feige? Das durfte er nicht ſein. Feige wie die Mädchen, die er ſo verachtete? Er wollte nicht mehr daran denken und es gelang ihm bald einzuſchlafen, indem er, wie die Mutter ſchon geraten, als er noch nicht in die Schule ging, an ein goldenes, fruchtſchweres, erntereifes Kornfeld dachte, das ſich majeſtätiſch langſam in Ähren beugte unter dem Windhauch, der darüber ſtrich.

Am nächſten Tage erwartete ihn richtig Onkel Gottfried um fünf Uhr am Thor des Reimannſchen Gymnaſiums. Bis zum letzten Augenblick noch hatte Sylveſter gehofft, er werde es vergeſſen haben. Nun, da er ihn ſtehen ſah, ſagte der Knabe zu Gabler, der mit ihm die Treppe hinuntergelaufen:

— Du, Gabler, ich mache die Probe heute!

— So! Das iſt koloſſal anſtändig! — meinte der Dicke.

Auf dem Wege bis zur Elbe ſuchte Sylveſter ein möglichſt gleichgültiges Geſicht zu zeigen, doch je näher ſie dem Ufer kamen, deſto unangenehmer wurde ihm zu Mut und als ſie mit dem Boot zu Gaſſe überſetzten, ſprach er kein Wort mehr.

— Du biſt ja recht ſtill geworden! — ſcherzte Onkel Gottfried. Sylveſter antwortete erregt:

— Ich? Gar nicht.

Dem Schwimmmeiſter meldete Gabler, daß Geyer die Probe machen wolle, und der große, dicke Mann mit ſeinem kupferbraungebrannten Geſicht, der nie anders als

in Hemdsärmeln war, ging ans Baſſin hinüber, um Sylveſter zu erwarten. Ein paar Minuten ſpäter erſchien der Knabe in ſeinen geſtreiften Badehoſen — denn einfarbige, rote durften nur die Freiſchwimmer tragen.

Sylveſter hatte gefürchtet die ganzen Mitſchüler des Reimann-Gymnaſiums und noch dazu ein paar Bitzthumianer und ein paar verhaßte Kreuzſpinnen, wie ſie die Kreuzgymnaſiaſten nannten, möchten zuſehen, doch nur Gabler ſtand in ſeiner roten Freiſchwimmerhoſe neben dem Schwimmmeiſter und ein paar Erwachſene ſpritzten ſich im Baſſin. Das machte ihm Mut. Er wollte noch ein paar Augenblicke gewinnen und ſagte, beſtrebt den Beginn ſeiner Niederlage ein wenig hinauszuſchieben:

— Ich bin noch zu warm. Ein bißchen warte ich noch.

Doch Onkel Gottfried befühlte ihn lachend:

— Ach was, Junge, Du biſt kalt wie'n Eiszapfen. Immer los.

Da entſchloß ſich Sylveſter, netzte ſich Stirn und Bruſt mit Waſſer aus der hohlen Hand und machte unten am Baſſin einen ſchönen, flachen Kopfſturz, der den Schwimmeiſter ſo freute, daß er nichts ſagte, als der Schwimmer das dadurch gewonnene Stück benutzend, ſchon begann.

Das erſte Mal ſtromauf ging gut, abwärts auch und das zweite Mal hin und zurück desgleichen. Nun war er an dem kritiſchen Punkt: die letzte Fahrt gegen den Strom, und er gab ſich alle Mühe, nahm alle Kraft zuſammen, und dachte nur immerfort an das Ziel-Ende. Er ſah ein paar Mal während er eifrig ſchwamm nach dem Geſicht des Onkels: der nickte, dann wieder nach dem Schwimm-

meiſter. Und es ſchien ihm, als ob der es gar nicht anders erwartete, als daß er die Probe mit Leichtigkeit ablegen müßte. Gabler aber machte leiſe die Gebärde des in die Händeklatſchens. Das freute ihn am meiſten.

Nun verdoppelte er ſeine Anſtrengungen, zwar drückte es ihm auf der Bruſt, aber er durfte nicht darauf achten. Er mußte weiter. Von neuem begann er auszugreifen und zu ſtoßen nach allen Kräften. Er war ſchon weit über die Hälfte hinaus, aber plötzlich meinte er nicht mehr zu können. Es ſchnürte ihm den Hals zu, es laſtete wie mit Centnerdruck auf ſeinen Lungen, er bildete ſich ſogar ein, daß ſeine Arme anfingen zu erlahmen. Aber nur noch fünf oder ſechs Stöße und er hatte es erreicht. Jetzt durfte er es nicht aufgeben.

Da ſammelte er alle Kräfte und ſtrengte ſich an bis auf das äußerſte und wenn er auch im letzten Augenblick zu verſinken fürchtete und ihm das Waſſer plötzlich am Hinterkopf in die Höhe ſtieg, eine unglückliche, kleine Welle ihm übers Geſicht ſchlagend den letzten Atem raubte und er ein Dutzend Stöße brauchte — er kam an, er wendete und ließ ſich nun leicht vom Strome das Baſſin hinabtragen.

Dabei war er wie betrunken, überglücklich, ganz von Sinnen. Er bemerkte es ſelbſt nicht wie er unten anlangte. So ſchnell war es gegangen. Er hörte nur als er — allerdings vollkommen erſchöpft — an der Leiter auf den Bretterbelag ſtieg, Onkel Gottfried ſagen:

— Siehſt Du, mein Junge, nur wollen!

Und Gabler rief:

— Rieſig patent Du!

Der Schwimmeiſter ſprach:

— Sie können von jetzt ab in die freie Elbe!

Das war ihm doch das liebste. Und plötzlich hatte er alle Müdigkeit überwunden.

Onkel Gottfried schenkte ihm gleich eine rote Freischwimmerhose, die er sofort anzog um schnell vor dem Ankleiden ein paar Mal das neue Recht zu genießen, draußen zu schwimmen. Mit Gabler sprang er in das freie Wasser. Glückselig ließ er sich von der starken Strömung zu Thale tragen.

Nun brauchte er sich vor den elenden Sextanerkäsen nicht mehr zu schämen!

Auf dem Heimwege wurde nur von dem großen Ereignis des Freischwimmens gesprochen, und beim Abendessen verkündete Sylvester glückstrahlend:

— Ich bin Freischwimmer!

Es störte ihn auch nicht, daß die anderen in seine Freude nicht einstimmten, weil sie nicht verstanden, was das für ihn bedeutete.

Am Abend, als Sylvester so that, als ob er noch arbeiten wollte, fügte es der Zufall, wie er sich einbildete, daß er in seinem Lesebuche etwas fand, was für ihn paßte. In Wirklichkeit hatte er es schon oft aufgeschlagen, nur übersehen. Es waren die Verse, unterschrieben mit Anastasius Grün:

Könne wollen.
Wolle können!
Götter zollen,
Menschen gönnen,
Dann dem Wollen
Auch das Können.

Sylvester las die Worte mehrmals, er dachte an das, was ihm Onkel Gottfried gesagt:

— Was man will, das kann man auch.

Und mit einem Mal dünkte ihm das eine tiefe Weisheit zu ſein. Er hatte das Bewußtſein, etwas durch Erfahrung gelernt zu haben. Darauf war er ſtolz. Es war ihm wie ein Schritt vorwärts, und vorm zu Bette gehen fragte er den Vater wer Anaſtaſius Grün geweſen. Der Hauptmann ſagte:

— Graf Auersperg. Auch ein deutſcher Edelmann! Ja, ja!

Doch Onkel Gottfried, der zum Thee geblieben, dämpfte etwas den triumphierenden Ausſpruch ſeines Bruders:

— Aber für ſeine Zeit ein ſehr aufgeklärter! Freie Richtung! Hm!

Sylveſter beſchloß Anaſtaſius Grün zu ſeinem Lieblingsdichter zu wählen.

18.

Der Winter war angebrochen und nun ſah der Hauptmann ein, daß er ſich im letzten Jahre doch zu wenig um Sylveſters häusliche Arbeiten gekümmert hatte, denn wiederum war der Knabe um einige Plätze heruntergekommen. Dieſesmal ſaß Gabler ſogar über ihm.

Nun ſollten allerhand Maßregeln ergriffen werden, um das drohende Sitzenbleiben zu Oſtern zu verhüten und den Faulen zur Arbeit zu zwingen. Der Vater hatte mit dem Klaſſenlehrer über Sylveſter geſprochen und der Ordinarius für Quinta, Oberlehrer Doktor Jaeckel,

hatte ein sehr bedenkliches Gesicht wegen der Versetzung gemacht:

— Ihr Sohn ist sehr begabt, aber, es fehlt ihm jeglicher Ernst und Fleiß. Was neu ist fesselt ihn eine Weile und er greift es mit einigem Eifer an aber bald — vor allem weniger der Schwierigkeit halber als wenn der Weg etwas lang wird — beginnt er abzuschweifen. Meiner Ansicht nach müßte er in seinen Vergnügungen soviel als möglich, wenn nicht ganz beschränkt werden. Dann, Herr Hauptmann, würde ich Ihnen raten den Schulweg ja zu beaufsichtigen, denn ich glaube, der junge Gabler übt keinen guten Einfluß auf Ihren Sohn aus. Gabler gehört zu den schlechtesten Elementen der Klasse. Vor allem aber wäre es nötig dem häuslichen Fleiß einige Aufmerksamkeit zu widmen.

Da begann denn eine schlimme Zeit für Sylvester. Es war ihm vom Vater streng verboten worden mit Gabler von der Schule aus nach Haus zu gehen und sich morgens zu treffen, um den Schulgang gemeinsam zu machen. Damit es nicht dennoch geschehe, ging zur Überwachung in der ersten Zeit der Hauptmann regelmäßig mit, bis es ihm langweilig wurde.

— Ich muß an meiner Regimentsgeschichte arbeiten! Und das nimmt mir zuviel Zeit, denn ich kann mir doch nicht Sylvesters Schulgängen wegen den ganzen Tag zerreißen lassen! — sagte der Vater zur Mutter. Sie kamen deshalb überein, daß immer dieses oder jenes Familienmitglied den Knaben überwachen solle und nun bot es Sylvester einen besonderen Reiz, alles aufzubieten, um trotz alledem mit seinem Freunde zusammen zu kommen. Wieder

ſtieg in ihm das Märtyrerbewußtſein auf, in dem er ſich früher ſo ſehr gefallen.

Onkel Gottfried fürchtete er nicht beſonders, denn er hatte ihm unvorſichtigerweiſe geſagt, daß er den dicken Gabler mit all ſeiner Straßenjungenrüpelhaftigkeit ganz gerne möge, da er ein ſchneidiger Bengel ſei, und daß er fände, Sitzenbleiben ſei gar keine Schande. Und die Mutter wie Tante Guſtel verrieten dem Vater nichts, wenn Sylveſter ſie darum bat. Bisher hatte er Glück gehabt, er war noch nie vom Vater ertappt worden, denn er traf ſich mit dem Dicken immer an einer verabredeten Ecke und trennte ſich dann wieder von ihm ein Stück vor der Ammonſtraße, ſodaß er ſtets allein zu gehen und zu kommen ſchien. Dann ſchlichen die beiden Knaben durch die Straßen, den Blick nach vorn, ſpähend, ob nicht etwa doch irgendwo der Hauptmann auftauchte. Und als er einmal wirklich unerwartet erſchien, verſchwand Gabler urplötzlich in ein Haus.

Den anderen Maßregeln die der Vater gegen ihn traf, vermochte jedoch Sylveſter nicht zu entgehen. Sonſt hatte er immer an den freien Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittagen mit den anderen ſpielen dürfen. Jetzt wurde ihm verboten das Haus zu verlaſſen und er erhielt beſtimmte Arbeitsſtunden angeſetzt, die er auf die Minute einhalten mußte. Seine Bleiſoldaten wurden beſchlagnahmt, und der Vater hatte ſein Verſprechen zurückgenommen, daß er dieſen Winter zum erſten Mal in das Hoftheater mitgehen dürfte.

Zum Geburtstag erhielt Sylveſter faſt nichts und zu Weihnachten nur ein paar nützliche Sachen.

Täglich mußte er dem Vater ſein Aufgabebuch zeigen

und abends vor dem Schlafengehen ihm die angefertigten Aufgaben vorlegen oder ſich das Auswendiggelernte überhören laſſen. Fehlte irgend etwas oder ſaßen die Vokabeln nicht feſt, ſo konnte der Hauptmann ſehr heftig werden. Dann ſchickte er den Sohn unerbittlich in ſein Zimmer zurück mit dem ſtrengen Befehl nicht eher wiederzukommen, als bis er ſeine Aufgabe tadellos gelernt hätte und wenn es bis Mitternacht dauerte.

Trotzig ging der Knabe davon um es zu erzwingen, daß ihn der Vater doch zu Bett ſchickte, weil es zu ſpät wurde, oder er ſelbſt müde war. Er that ſo, als ob er lernte, ſah jedoch mit keinem Blick auf ſein Buch, ſondern wartete nur ab bis es endlich zwölf Uhr ſchlug.

Dann erſchien der Vater:

— Sylveſter es iſt Mitternacht. Kannſt Du's?

— Nein Vater!

— Warum denn nicht? Du haſt doch genug Zeit gehabt?

— Es iſt zu ſchwer!

— Du konnteſt es aber doch vorhin faſt!

— Ich hab's wieder vergeſſen!

— Vergeſſen? Ja, Du ſollſt es doch bis morgen zur Stunde noch behalten? Und überhaupt für die ganze Schule. Und auch das nicht blos, ſondern für das ganze Leben. Wie es im Latein heißt: Non scholae, sed vitae discimus. Was ſoll denn einmal ſonſt aus Dir werden? Du wirſt gar nicht mal bis zur Sekunda kommen auf die Art. Dann wirſt Du nicht mal Einjähriger, ſondern kannſt Deine drei Jahre ſo abſchrauben wie jeder dumme Bauernjunge! Ein nettes Familienmitglied bei uns. Einer ſeiner Väter iſt Feldmarſchall geweſen und der letzte der Familie Kommißſoldat!

Sylveſter hörte die Rede ruhig an und antwortete nur, als ſie beendet war:

— Ich bin zu müde heute Abend!

Da ſchickte ihn der Hauptmann zu Bett und ſtellte den Wecker für den anderen Morgen, damit Sylveſter eine halbe Stunde zeitiger aufſtünde, um mit friſchem, aufgeräumten Verſtand die Vokabeln zu lernen, die wie es ſchien, ihm heute abend nicht mehr in den Kopf wollten. Doch der Knabe verſchlief es regelmäßig abſichtlich, oder er ſtellte gar den Wecker ab. Gefahr war nicht dabei, denn der Hauptmann ſtand niemals vor acht Uhr auf und hatte einen ſehr feſten Schlaf. Am anderen Tag in der Schule verließ ſich Sylveſter entweder auf Vorſagen, oder er hatte das Glück nicht gefragt zu werden.

Er war nun mit allen Liſten und Ränken der Schule vertraut geworden. Er bekam regelmäßig Naſenbluten beim Extemporale, wenn ihm die Möglichkeit zum Spicken fehlte, oder er verſtand es noch während des Einſammelns der Arbeiten eine ganze Seite von einem der Guten zu entlehnen. Er wußte auch unter Umſtänden im richtigen Augenblick ſeine Hefte zu verlieren oder Tintenfäſſer über einen nur zum Schein hingeſchmierten deutſchen Aufſatz zu gießen, um Aufſchub zu gewinnen und ihn nun erſt anzufertigen. Natürlich während der lateiniſchen Lektüre. Sein ſcharfes Ohr verließ ihn nie wenn er gefragt wurde, ſodaß er auch längere, geſchickt vorgeſagte Antworten ohne Zögern wiederholen konnte.

Beim Leſen unter der Bank wurde er nie erwiſcht, und die Präparation zu Überſetzungen ſchrieb er immer den Nachmittag vorher ab, ſodaß er dem Hauptmann ſtets ein ordentliches Präparationsheft zeigen konnte.

Einen Federkasten hatte er sich mit vieler Mühe hergestellt, der ein Schema sämtlicher Deklinationen, Conjugationen und Unregelmäßigkeiten im Deckel enthielt, und beim Nahen des Lehrers durch eine sinnreiche Drehvorrichtung ungefährlich gemacht werden konnte. Je nach dem Fach wurde dieser Spickzettel durch einen anderen ersetzt, der Vokabeln, Französisch, Geschichtszahlen, Geographienamen und Rechenansätze enthielt.

Und auf diese Weise gelang es Sylvester zu Ostern 1872 die Quarta als achtzehnter zu erreichen.

Mit dem Ergebnis war der Hauptmann zufrieden, weil er es seinen Bemühungen zuschrieb und es seine Erwartungen übertraf. Deshalb ließ er auch Sylvester von nun an etwas mehr Freiheit, und der Knabe, der sich unter Zwang und Maßregelungen immer trotziger und widerspenstiger gezeigt, belohnte es dadurch, daß er — in einzelnen Fächern wenigstens, die ihn etwas mehr interessierten — anfing aufzupassen.

Das Griechische, das mit der Quarta begonnen, machte ihm Spaß, schon wegen der fremden Buchstaben, mit denen es geschrieben wurde und weil es die Schwestern nicht lesen konnten.

Fanny, die nun schon fünfzehn Jahre zählte, war sehr neugierig und Sylvester hatte schon ein paar Mal bemerkt, daß sie mit Mariechen in seinen Büchern herumgestöbert. Nun machte er sich ein besonderes Vergnügen daraus rätselhafte Zettel herum liegen zu lassen mit griechischen Buchstaben bedeckt. Er schrieb dann immer als für die Mädchen einzig Leserliches in Kurrentschrift oben darüber: Lieber Gabler! Und er freute sich wie sie

ſich ärgern würden, ihre Neugier nicht befriedigen zu können. So wurde das Griechiſche Sylveſters beſtes Fach, aber nur ſolange es den Reiz der Neuheit für ihn hatte, denn bald fing er an auch darin nachzulaſſen.

Die großen Ferien kamen und Gabler machte dem Freunde im Namen ſeines Vaters den Vorſchlag, mit ihnen für die ganze Zeit nach der Schweiz zu gehen. Darüber war Sylveſter glückſelig, mit ſtrahlenden Augen teilte er es dem Vater mit, in der Hoffnung, die Erlaubnis zu erhalten. Doch der Hauptmann war nicht ſehr erbaut von dem Vorſchlag:

— Ich habe Dir längſt geſagt, daß ich den Verkehr mit Gabler nicht gern ſehe. Ich habe ihn Dir ſogar vorigen Winter verboten und nur jetzt ein Auge zugedrückt, weil Du verſetzt worden biſt. Aber nun mit den Eltern von Deinem — na, Dein Freund iſt er ja nun wohl einmal — alſo Deinem Freunde — mit den Eltern meine ich, gleich einen Monat reiſen, das iſt ein bißchen viel. Ganz abgeſehen davon, daß ich nicht will, daß Du Dir von den Leuten die Reiſe bezahlen läſſeſt. Und ich kann ſie Dir nicht zahlen. Dazu ſind wir zu ... zu ... in zu beſchränkten Verhältniſſen. Gewiß iſt Herr Gabler senior ein vorzüglicher Mann, er iſt ja auch im Kirchenvorſtand und ſo weiter, aber die Leute brauchen nicht ihr überflüſſiges Geld dazu zu benutzen, um Dich ſo gewiſſermaßen aus Gnade und Barmherzigkeit ... als Reiſebegleiter für ihren Sohn mitzunehmen .... denn darauf läuft es doch am Ende hinaus. Kurz und gut, es thut mir ſehr leid, Sylveſter, aber Du bleibſt hier. Dresden iſt ſehr ſchön im Sommer, wenn auch keine Schweiz, und Dein väterliches Haus iſt durchaus anſtändig, wenn auch

nicht mit Thalern gepflastert .... Auf Geld kommt es überhaupt in der Welt nicht allein an, das kannst Du Dir immer für Dein künftiges Leben merken.

Damit war die Sache ein für allemal erledigt, und Sylveſter wußte, daß er nie wieder davon anfangen durfte. Er überwand ſich auch zuerſt ſehr gut, aber am Tage, als die Ferien begannen und er dem Dicken Lebewohl ſagen mußte, da war ihm doch das Herz ſchwer, und als für den Ferienanfang die ganze Familie einen Spaziergang in die Dresdener Heide unternahm — ein großes Ereignis für Groß und Klein — da dachte Sylveſter an die Schweiz und weinte bitterlich.

Die Mutter ſuchte ihn zu tröſten. Sie hatte ſich ſo für ihren Liebling gefreut, daß es wegen des Verbotes eine Szene mit dem Vater darüber gegeben. Onkel Gottfried hatte die Ablehnung des Gablerſchen Anerbietens unglaublich engherzig gefunden und geäußert:

— Wem ſich die Gelegenheit zum Reiſen bietet, der ſollte mit allen Händen zugreifen, denn nichts erweitert ſo den Horizont.

Und er hatte ſeinem Bruder derartig die Meinung geſagt, daß der Hauptmann plötzlich, als ſie in der Hellerſchänke auf dem Familienſpaziergang raſteten, einen großen Entſchluß faßte und verkündete:

— Kinder, wir wollen mal was opfern: wir reiſen, die ganze Familie, übermorgen nach der Schweiz.

Alles jubelte. Fanny und Ida küßten ſich, Mariechen dankte dem Vater ſofort im Namen der Kinder und Sylveſter machte ein halb ungläubiges, halb erſtauntes Geſicht. Nur Tante Guſtel und die Mutter ſahen ſich erſchrocken an und noch während der erſten Freude

ſagte Frau von Geyer zu ihrem Manne mit ängſtlicher Gebärde:

— Aber Hanns, um Gottes Willen, wo willſt Du's denn nur hernehmen?

Er ärgerte und ereiferte ſich:

— Man muß doch was vom Leben haben! Schließlich haben ſich unſere Verhältniſſe doch durch die Erbſchaft gebeſſert gehabt. Nun können wir auch mal was thun, für uns und für die Kinder. Dann geht, wie ich geleſen habe, ein billiger Extrazug. Außerdem kann ich ſagen, würde es mir Spaß machen, wenn wir vielleicht zufällig Gablers auf dem Rigi träfen.

Doch es ſollte für Sylveſter nun einmal nicht ſein. Die Billets waren ſchon genommen und alles bereit, das Gepäck vorausgeſchickt, da wurde Sylveſter unwohl. Er fühlte ſich ſo ſchlecht, daß beſchloſſen ward, die Mutter ſolle vorläufig mit ihm zurückbleiben. Der Hauptmann hoffte, daß es ſich höchſtens um einen Tag handeln würde. Da ſollten denn die beiden nachkommen, und die übrige Familie in München treffen.

Aber bei dem Knaben kamen, ſehr ſchnell zu erkennen und gutartig in leichter Form, die Maſern zum Durchbruch. Er blieb mit der Mutter zurück, während die anderen ihre Reiſe fortſetzten. Gefahr war nicht vorhanden, das Geld für die Fahrkarten nun einmal ausgegeben und wegen der Anſteckungsmöglichkeit die Entfernung der übrigen ſehr gut.

Nun fand ſich die Mutter mit Sylveſter allein. Sie war glücklich, für ihn ſorgen zu können, ihn zu pflegen. Und wie der Knabe allmählich geſunder und kräftiger ward, freute er ſich faſt, nicht mit nach der Schweiz gegangen

zu ſein und die Mutter allein gehabt zu haben. Sie fürchteten ſich beide vor der Rückkehr der Familie, die ihr trautes Zuſammenſein unterbrechen ſollte.

Am letzten Abend, den ſie miteinander verbrachten, ſaßen ſie im Salon in der Dämmerung. Die Mutter dachte daran, daß der Hauptmann ſich ſchon zweimal Geld nach der Schweiz hatte nachſchicken laſſen über die vorgeſehene Summe hinaus und da überfiel ſie mit einem Mal eine große Angſt, wie es mit ihren Geldverhältniſſen werden möchte. Die Augen wurden ihr naß. Sylveſter ſchmiegte ſich an ſie. Er ſah die Thränen und fragte nach dem Grund und die Mutter machte ihrem gepreßten Herzen mit den gleichen Worten Luft, die ſie vor Jahren einmal ihrem Kinde geſagt:

— Wir ſind ſo arm!

Auch dem Knaben ward da weich zu Sinn. Er fragte:

— Können wir mal ganz arm ſein, Mutter?

Sie nickte betrübt und mit einem plötzlichen Entſchluß ſagte Sylveſter, er wußte ſelbſt nicht, wie es kam:

— Dann arbeite ich für Dich, Mutter!

19.

Von der Krankheit war eine Schwäche der Augen zurückgeblieben und Sylveſter mußte noch lange Zeit hindurch in der Schule geſchont werden. Er wurde auf ein ärztliches Zeugnis hin von den ſchriftlichen Arbeiten befreit und das machte er ſich nun ſoviel als möglich

zu Nutze. Er war allmählich ſelbſt zur feſten Überzeugung gekommen, daß er nicht verſetzt werden würde, darum gab er ſich nicht mehr die geringſte Mühe. Nur ein Einziges machte ihm noch Spaß, das war die Singſtunde.

Gablers Stimme lag wirklich tief, Sylveſters jedoch nicht. Aber mit dem Freunde zuſammen zu ſein hatte der Knabe einen Alt geheuchelt und bei der Prüfung derart die Töne herabgedrückt, daß der Kantor zwar erklärt, er ſei ungeeignet, ihn jedoch genommen auf ſeine Verſicherung hin, er intereſſiere ſich ſehr für Muſik.

Im ſogenannten Muſikſaal fand der Unterricht ſtatt. Er begann immer mit dem Aufrufen der Namen durch den Älteſten, einen Obertertianer, den einzigen ſeiner Klaſſe, denn ſeine übrigen Klaſſengenoſſen mutierten alle oder thaten wenigſtens ſo.

Kantor Römer, ein feiſter Mann mit dicken, blondroten Koteletten und raſierter Oberlippe, bildete ſich ſtets ein, Ungehorſam zu begegnen oder ausgelacht zu werden. Deshalb ſprach er nie ruhig mit den Sängern, ſondern fuhr von vornherein jeden mit ſeiner mächtigen Stimme an, als ob er ihn zu Boden ſchreien wolle.

Sylveſter ſtand beſonders ſchlecht bei ihm angeſchrieben, weil er trotz ſeines Verſprechens noch immer nicht eine Spur von Altklang entwickelte, überhaupt faſt keine Stimme beſaß. Als nun eines Tages „Wer hat dich, du ſchöner Wald“ eingeübt wurde, hörte der Kantor Römer plötzlich mit der Klavierbegleitung auf und fragte drohend:

— Wer iſt das, der im Alt ſtatt der Noten immerfort die Diskant-Melodie ſingt?

Niemand meldete ſich. Der Kantor ließ das Lied wiederholen, beim „droben“, das tief hinunterging, hörte

er mit dem Spiel auf, ließ fingertaktierend a capella weitersingen, horchte aufmerksam und rief:

— Halt! Geyer, Du bist's! Singe noch einmal von Anfang an allein!

Sylvester that sehr erstaunt, machte ein beleidigtes Gesicht und fing nach einigem Räuspern an:

— Wer hat dich . . . . .

Dann erstarb seine Stimme vollkommen.

— Lauter! Lauter! Ich höre nichts mehr! — schrie Kantor Römer außer sich, ohne daß deswegen Sylvesters Alt deutlicher geworden wäre, und da besaß Gabler die Frechheit, der hinter seinem Freunde stand, ihm leise die Töne anzugeben, die denn Sylvester auch getrost nachsang. Doch der Kantor paßte scharf auf und sah dem Dicken auf den Mund, sodaß dieser für einen Augenblick schwieg. Nun brummte Sylvester ruhig die Melodie des Diskantes, wie er es von der Mutter und den Schwestern gehört, die manchmal das Lied gesungen hatten.

— Halt! Steht das in den Noten? Du bist's also! — rief wieder der Kantor. Darauf ließ er Sylvester noch einmal die Tonleiter singen, und da die tiefen Töne vollkommen fehlten und die Schule übermäßig viel Soprane besaß, so wurde er ein für allemal aus der Singstunde entlassen. In der Liste, die der Obertertianer immer verlas, ward der Name Geyer gestrichen.

Aber der Kantor war berühmt für sein schlechtes Gedächtnis. Es war klar, daß er von dem Vorkommnis schon in der Chorstunde am Freitag nichts mehr wissen würde. Deshalb kam Sylvester ruhig wieder und hatte nun den großen Vorteil, auf der Liste nicht mehr verzeichnet zu stehen, also auch nicht mehr verlesen und nicht

als fehlend bemerkt zu werden, falls es ihm etwa eingefallen wäre, zu ſchwänzen, wie es die Schüler nannten. Jetzt ging er faſt immer zu den Singſtunden nur ſo lange es ihm Spaß machte. Sobald es aber langweilig zu werden begann, ſchlich er ſich während eines Liedes im Dunkel des ſparſam beleuchteten Muſikſaales zum Ausgang, und verſchwand bei einem forte, damit der Lärm der etwa klappenden Thür nicht bemerkt würde.

Das fanden die übrigen „rieſig frech" oder „famos ſchneidig", und Sylveſter erwarb ſich dadurch den Ruf eines großartigen Kerls, der den Spieſen eins geigte. Er ſtieg ſehr im Anſehen und bildete ſich etwas darauf ein. Doch dabei ging das Verhängnis ſeinen Lauf: er blieb zu Oſtern ſitzen.

Der Hauptmann war zwar etwas verſtimmt, doch gab ja Sylveſters Krankheit immerhin eine Erklärung und den Bekannten, die ihn etwa nach ſeinem Sohn fragten, antwortete er allmählich mit immer größerer Beſtimmtheit:

— Der arme Junge hat die Maſern gehabt und hat dann bis Weihnachten nicht ſchreiben und leſen dürfen. Dann kam noch — er iſt nämlich in Quarta — das Griechiſch hinzu. Da ſoll nun einer nicht ſitzen bleiben.

Schließlich fand der Vater ſelbſt das Sitzenbleiben ganz in der Ordnung und glaubte an ſeine erſt mit der Zeit zuſtande gekommene Erklärung, weil er ſie ſo oft wiederholt hatte. Und natürlich unterſtützte ihn die Mutter darin, um ihren Liebling ſo viel als möglich in Schutz zu nehmen. Sylveſter ſchämte ſich zuerſt doch ein wenig. Vor allem vor den Schweſtern. Er ärgerte ſich über

Mariechens spöttisch überlegenes Gesicht, die als sie von seinem Unglück erfuhr nur sagte:

— Wie man sät, so erntet man!

Das brachte ihn in Wut und, da er merkte, daß bei der ältesten Schwester die Eltern allmählich dahin steuerten sie hier und da in ein paar Familien bekannt zu machen, weil sie nächsten Winter ein ganz klein bißchen ausgehen sollte und er genau wußte, daß das die Vorbereitungen sein sollten, um sie eines Tages zu verheiraten, so antwortete er Mariechen:

— Wenn Du mal heiraten willst, so werde ich Deinem Mann sagen, was Du für ein ungezogenes Mädchen bist. Dann nimmt er Dich nicht!

Und als im Sommer abends am Familientisch das Gespräch auf Amphibien kam, die der Hauptmann im Terrarium des zoologischen Garten beobachtet hatte und Mariechen, die ihn begleitet, ihre Furcht vor Schlangen und Eidechsen äußerte, da verfiel Sylvester auf einen Gedanken wie er der Schwester einmal eins auswischen könnte. Während die anderen noch schwatzten, schlich er sich in die Küche und nahm, ohne daß die Dienstmädchen es gewahr wurden, weil sie beide vor dem Thor mit ein paar Soldaten standen, einen Plättstahl. Er lauschte an der Stube der Schwestern, klinkte, huschte hinein, und schob das Eisen in Mariechens bereits zum Schlafengehen aufgedecktes Bett, dorthin, wo ihre Füße zu liegen kamen.

Dann ging er wieder hinüber und bat den Vater sich ein Terrarium einrichten zu dürfen. Nur eine einfache Holzkiste wollte er dazu haben, in die er Erde und Steine thun wollte und einen Blumenuntersetzer voll Wasser.

Alles wie es ihnen der Lehrer in der deutſchen Stunde geraten als ſie einen Aufſatz geleſen: Das Leben im Walde. In den Kaſten ſollte eine kleine Schildkröte kommen und ein paar Eidechſen.

Der Vater geſtand ihm ſein Terrarium zu unter der Bedingung, daß es nichts koſten ſollte, und war ſehr erſtaunt, als Sylveſter erklärte, die Schildkröte von ſeinem Taſchengelde kaufen zu können, da ſie für fünf Groſchen zu haben ſei. Die Eidechſen werde er im Plauenſchen Grunde ſelbſt fangen. Sobald er den Plauenſchen Grund erwähnte, ſagte Mariechen boshaft:

— Sylveſter, ich denke im Plauenſchen Grunde giebt es nur Katzen?

Das brachte den Knaben auf ſeinen Plan zurück und er erzählte, es ſei ihnen in der Schule erzählt worden, man müſſe ſich in der Nähe von Dresden ſehr vor Schlangen hüten, alles wimmle von Kreuzottern, die in Steinhaufen ſäßen und ſogar nachts in die Wohnungen gekrochen kämen. Vater und Mutter lachten ihn aus, doch Mariechen, die etwas furchtſam war, nahm alles für bare Münze.

Als man zu Bett ging, horchte Sylveſter angeſpannt nach dem Nebenzimmer, auf den Augenblick lauernd, wo Mariechens ängſtliche Phantaſie in dem kalten Plättſtahl eine Schlange vermuten würde. Vor Aufregung wickelte ſich Sylveſter feſter in ſeine Decke, ſtieß ſie wieder von ſich, weil ſie ihm zu warm wurde und träumte ſich in eine Stimmung hinein, wie er ſie empfunden, als ſie ſich bei ihrem Indianerzuge an die feindliche Katze herangeſchlichen. Er hörte die Schweſtern noch ſchwatzen. Sie erzählten ſich Gruſelgeſchichten und er vernahm wie Tante

Guſtel, die noch immer mit den Mädchen in einem Zimmer ſchlief, ſagte:

— Kinder hört doch auf, mir iſt ſelbſt ganz bange geworden. Wartet doch wenigſtens noch bis Mariechen und ich auch zu Bett liegen.

Ida, die Kleinſte rief entzückt:

— Es iſt ſo hübſch ſich zu fürchten. Wenns gar zu ſchlimm wird, zieh ich die Bettdecke über'n Kopf! Nicht wahr Fanny?

Sylveſters Erwartung ſtieg bis zum höchſten. Endlich krachte Mariechens Bett, das an derſelben Wand ſtand wie das ihres Bruders und im ſelben Augenblick ertönte ein durchdringender Schrei, dem ein allgemeines Kreiſchen der andern folgte. Sylveſter quiekte ſelbſt vor Freude mit und krümmte ſich wonniglich zuſammen, die Schultern bis an die Ohren ziehend. Doch das Schreien nebenan wollte gar kein Ende nehmen und nun miſchten ſich die Stimmen der Eltern hinein.

— Was iſt denn nur um Gottes Willen los — rief der Hauptmann. Unter Thränen antwortete Mariechen:

— Eine Schlange! In meinem Bett iſt eine rieſige, kalte Schlange!

Man hörte Deckenrauſchen. Einen Augenblick Pauſe, dann rief der Vater lachend:

— Ein Plättſtahl!

Und alles lachte mit, nur dauerte die Freude nicht lange, denn ſie waren darüber ſofort einig, daß Sylveſter der geweſen ſein müſſe, der die „rieſige, kalte Schlange" Mariechen ins Bett gelegt. Der Knabe verkroch ſich, als er ſeinen Namen hörte, ganz gegen die Wand und ſtellte ſich ſchlafend beim Eintritt des Vaters. Der Hauptmann

aber kehrte ſich nicht daran, ſondern zog die Bettdecke fort und rüttelte mit den Worten:

— Nichtsnutziger Bengel! — ſeinen Sohn nach Leibeskräften. Sylveſter rührte ſich nicht. Er that als ſchliefe er immer noch. So ließ ihn der Hauptmann liegen. Die Mutter zog die Decke wieder zurecht und deckte ihn gut zu.

— Damit er ſich nicht erkältet! — wie ſie entſchuldigend zu ihrem Mann ſagte. Sylveſter beſchloß niemals in ſeinem Leben wieder ein Wort mit Mariechen zu ſprechen.

20.

Am erſten Oktober war das Dienſtmädchen Emma gegangen, nachdem ſie bei Geyers ſechzehn Jahre in Dienſt geweſen. Ihr Bräutigam, den ſie ſchon ebenſo lange faſt beſaß, hatte eine kleine Erbſchaft gemacht und wollte ſie nun heiraten, um mit ihr einen Grünkramladen, ein ſogenanntes Bübchen, zu eröffnen. Das Scheiden der Emma bedeutete für Sylveſter ein großes Ereignis, war ſie doch ſchon im Hauſe geweſen ehe er geboren worden. So hatte ſie faſt mit zur Familie gehört und als ſie fehlte war ihm ganz ſonderbar zu Mute.

Zuerſt war der Hauptmann drauf und dran geweſen, nun doch einen Diener zu nehmen, aber endlich hatte er den Bitten der Mutter und Tante Guſtels nachgegeben, davon abzuſehen, mit dem Gefühlsausbruch:

— Ungern thu ich's nur. Anſtändiger bleibt ein Diener doch. Aber ich bin überſtimmt, die ganzen Frauenzimmer ſind gegen mich. Und ihr ſeid fünf. Womit ich

übrigens noch nicht gesagt haben will, daß ich die Majorität anerkenne. Das Recht ... das Richtige ... braucht noch nicht auf Seite der Majorität zu sein. Wie ich denn im Prinzip auch gegen Parlamente bin. Wir Geyers haben nun mal immer nur eine Richtschnur gehabt: was befiehlt unser allergnädigster Landesherr. Ich bleibe auch dabei, denn im Grunde meines Herzens bin ich noch Soldat, wenn ich auch nun schon vierzehn Jahre a. D. bin.

Die Damen verstanden nichts von dieser Rede. Sie hörten scheinbar aufmerksam zu, dann aber nahm jede ihre Handarbeit wieder auf. Sie waren zufrieden damit, daß sie trotz alledem recht behielten und ein Mädchen gemietet wurde.

Sylvester aber hatte gleichfalls des Vaters Worte nicht begriffen. Nur beruhigte er sich nicht dabei, sondern der Ausspruch: das Recht braucht nicht auf Seite der Majorität zu sein, machte auf ihn sehr großen Eindruck. Den Sinn erfaßte er nicht vollständig, doch es schien ihm etwas Herrisches, Verächtliches herauszuklingen. Er fragte den Vater nicht nach der eigentlichen Bedeutung, weil er sich keine Blöße geben wollte, denn bei solchen Gelegenheiten pflegte der Hauptmann ein förmliches Examen anzustellen. Kurze Zeit darauf fügte es jedoch der Zufall, daß Onkel Gottfried einmal von Majorität sprach und sofort sagte Sylvester:

— Das Recht braucht nicht auf Seite der Majorität zu sein! Nicht wahr, Onkel?

— Natürlich nicht! Junge, wo hast Du denn das aufgeschnappt? Das sind ja ganz famose Ansichten!

— Der Vater hat es gesagt!

— Was? Unmöglich. Der erkennt ja das Recht

des einzelnen nicht an. Er will, daß wir uns nur immer unterordnen ſollen. Und jeder von uns hat doch ſein Recht für ſich. Ich laſſe mir meins durch keine Majorität der Welt abſprechen. Ich will leben wie ich will. Das habe ich ſchon in der Schule ſo gethan. Individualität verlange ich!

Der Hauptmann war dazu gekommen und meinte trocken:

— Wegen dieſer Grundſätze hat es eben bei Dir überall gehapert. Übrigens hat mich Sylveſter mißverſtanden. So habe ich's garnicht gemeint. Das kommt davon, wenn ſo'n Bengel was ergattert, das er nicht recht verdauen kann.

Sylveſter war gekränkt darüber. Er glaubte es alles ganz genau verſtanden zu haben, hatte er ſich doch die Worte gemerkt.

Die beiden Brüder gerieten nun — ſeit dem Tode vom Großonkel und der Großtante zum erſten Mal — in einen Streit, der drohte gefährlich zu werden. Sie waren ſo eifrig dabei, daß ſie die Anweſenheit Sylveſters gar nicht bemerkten, der mit offenen Augen und Ohren daſaß und lauſchte. Die Mutter endlich, ein etwaiges neues Zerwürfnis fürchtend, trennte die beiden durch den Ruf zum Abendeſſen, obwohl es eigentlich noch gar nicht Zeit war und das neue Dienſtmädchen nicht mit Decken fertig.

Es war ein junges, friſches Ding, ein wenig dick und ungeſchlacht mit häßlicher Stülpnaſe. Sylveſter beobachtete das Mädchen, wie alles neue, das in ſeinem Leben erſchien, genau. Er folgte jeder ihrer plumpen Bewegungen, ſah ſie die Teller auf den Tiſch ſetzen und das Silber ihren ungeſchickten Händen entgleiten, wenn

ſie es hinlegen wollte. Er verglich die Neue, die man der Einfachheit halber auch Emma zu nennen beſchloſſen, obwohl ſie Selma hieß, mit der alten Emma. Und da bemerkte er den Unterſchied der Jahre, daß die andere wohl vierzig geweſen und dieſe kaum zwanzig.

Abends, als er gute Nacht ſagte, fühlte er ſich in ganz gehobener, glückſeliger Stimmung. Da ihn das Geſpräch zwiſchen Vater und Onkel noch immer beſchäftigte, konnte er ſich nicht enthalten, ſeinem Herzen Luft zu machen und er geſtand der Mutter mit ernſt in Falten gelegter Stirn:

— Weißt Du, Mutter, was der Vater da mit Onkel Gottfried ſprach?

— Nun ja! Ganz zugehört habe ich freilich nicht. Was iſt denn damit?

— Onkel Gottfried hat recht!

Und von nun ab fing Sylveſter wieder an, ſich dem Onkel zu nähern. Sein Widerſtreben gegen die Soldatenſchwärmerei hatte er ihm verziehen.

In der Nacht aber träumte der Knabe von dem neuen Dienſtmädchen. Und in den nächſten Tagen verließ ihn auch der Gedanke an ſie nicht während der Schule. Doch er ſchämte ſich deſſen und nur verſtohlen ſuchte er ſie zu beobachten.

Wenn ſie im Eßzimmer zu decken hatte und er in ſeiner Stube ſaß, um ſeine Arbeitszeit abzuſitzen, denn arbeiten that er zu Haus gar nichts mehr, ſo lugte er durch das Schlüſſelloch, ſie zu beobachten. Gerade den Eßtiſch mit der cuivre-poli-Hängelampe vermochte er zu überſehen. Dann erblickte er von Zeit zu Zeit ihren Arm einen Teller zurecht ſchiebend, oder er ſah ihren Kopf, der

ſich über eine Gabel beugte, um feſtzuſtellen, ob ſie es wagen könnte, ſie ungeputzt noch einmal hinzulegen, denn die neue Emma liebte nicht Arbeit und Reinlichkeit.

Wenn Sylveſter ſehr mutig war, öffnete er die Thür, während Emma ſich im Nebenzimmer befand und ging hindurch nach dem Korridor zu. Scheinbar ganz gleichgiltig, in Wirklichkeit jedoch mit klopfendem Herzen und ſcheuen Seitenblicken. Das Mädchen achtete gar nicht auf den Jungen, ſondern that langſam und ungeſchickt nach ihrer Art und Weiſe ihre Arbeit. So wagte er es denn ſchließlich, einen Vorwand zu finden, um ſie beſſer beobachten zu können. Wenn ſie im Hofe Kleider bürſtete, ließ er aus Verſehen einen Bleiſtift aus ſeinem Fenſter fallen, dann mußte er hinunter, um das Verlorene zu ſuchen. Oder er nahm ein Buch mit ins Eßzimmer, während ſie deckte, und that dort, als ob er läſe.

Bei dieſer Gelegenheit fragte ihn einmal der Vater, warum er nicht im Salon oder ſeinem Zimmer ſei, und da in der That die Dämmerung im Einbrechen war, ſo behauptete er, während langſam die Röte in ſeine Wangen ſtieg, daß es drüben in den anderen Zimmern ſchon zu dunkel ſei.

Das Terrarium hatte ſich Sylveſter einrichten dürfen. Er hatte es aus einer alten Stollenkiſte hergeſtellt, deren Boden mit Erde und einem Tuffſteinſtück belegt war, einem Geſchenk des Dicken, der aus Freundſchaft gleichfalls in der Quarta zu Oſtern zurückgeblieben. Oben über der Kiſte befand ſich ein abnehmbares Gazenetz und bevölkert war das Terrarium mit zwei grünen, ſelbſtgefangenen Eidechſen und einer grauen, deren Schwanz zu einem Dritteil fehlte. Das Prachtſtück aber beſtand aus einer

kleinen Schildkröte, die Sylveſter von ſeinem Taſchengeld gekauft. Sie hatte achtzig Pfennige gekoſtet.

— Für fünfzig Pfennig! — hatte er dem Vater geſagt, um ihn durch die Höhe des Preiſes nicht böſe zu machen. Und der Hauptmann, der ſich mit Abſicht der noch nicht lange eingeführten Reichswährung nie bediente, hatte mit beſonderer Betonung geantwortet:

— Alſo einfacher und beſſer fünf Groſchen, denn die Mark und Pfennigrechnerei macht einen bloß konfus. Ihr lernt das in eurer Schule, aber für mich ſind fünfzig Pfennig — einfach gar nichts. Fünf Groſchen iſt gleich was anderes, da mache ich mir ſofort ein Bild und weiß, ob es teuer iſt oder billig.

Das kleine Waſſerbecken des Terrariums gab Sylveſter immerfort den gewünſchten Anlaß, um mit der Emma in Berührung zu kommen. Fortwährend lief er in die Küche, um es neu füllen zu laſſen, und er war glücklich, wenn das Mädchen ihm ſelbſt das Waſſer eingoß, wobei es freilich vermöge ihres Ungeſchickes ohne Verſchütten nicht abging.

Da fragte Sylveſter einmal die Mutter zu ihrem großen Erſtaunen:

— Mutter, wie findeſt Du die Emma eigentlich?

— Kindli, wie meinſt Du das?

— Nur ſo . . .

— Warum denn?

Und Sylveſter antwortete mit halber Verlegenheit, aber faſt andächtig:

— Ich finde, die Emma iſt ſehr ſchön!

Da lachte ihn die Mutter aus, hell und fröhlich, wie ſie es ſelten that, und am nächſten Sonntage erzählte ſie

es Onkel Gottfried, der den Knaben bei den Armen packte, mit dröhnendem Lachen in die Höhe hob und gleich wieder hinstellte:

— Donnerwetter, bist Du schwer. Aber Sylvester, Du bist wohl gar in euere Dienstspritze verliebt?

Die Mutter ward böse darüber:

— Gottfried, Du sollst dem Jungen nicht solches Zeug sagen!

Aber Sylvester schlich sich davon. Er ging durchs Eßzimmer wo Emma eben das Essen abräumte in seine Stube. Er sah das Mädchen ganz lange groß an, viel mutiger als sonst. Sie bemerkte seinen Blick und sagte verschmitzt kichernd in ihrem Pirnaischen Dialekt:

— Junger Herre, was stieren Se mich denne eegal so aan?

— Ich . . .? Gar . . nicht? — stammelte nur Sylvester, wurde purpurrot und stürzte wie ein Verfolgter in sein Zimmer. Lange Zeit wollte die Röte von seinen Wangen nicht weichen. Er versuchte zu lesen, aber er dachte immer wieder an seine Begegnung und jedesmal stieg ihm wieder das Blut zu Kopf.

Doch am Montage wurde Emma Knall und Fall entlassen: Tante Gustel hatte ihr mehrmals etwas befohlen und sie jedesmal geantwortet nur die gnädige Frau hätte ihr etwas zu sagen, denn nur diese hätte sie gemietet. Als Sylvester aus der Schule kam war schon probeweise eine neue im Haus. Er war sehr unglücklich und seinem Freunde Gabler, dem er bisher noch nichts gestanden, verriet er nun die ganze Geschichte, weil er das Bedürfnis fühlte, sich irgend jemandem mitzuteilen. Gabler lachte ihn aus:

— Du, Sylveſter, Du biſt adelig und magſt ein Dienſtmädel gern?

Sylveſter behauptete, davon verſtünde der Dicke nichts. Doch jener that ſehr erfahren:

— Ich mochte mal die Gärtnerstochter gern. Aber das iſt nichts. Sie war frech ... Ich habe ſie rieſig verhauen. Mein Alter ſagt immer: Weibsbilder taugen alle nichts!

Doch Sylveſter glaubte ihm nicht. Er hatte das Bedürfnis, irgendwie ſein Leid auszudrücken und da kam es ſo über ihn, daß er ein Stück Papier nahm und darauf ſchrieb, wohl dreißig Mal, immer unter einander: Ich liebe Dich, ich liebe Dich. Dann zerriß er das Papier aus Furcht, es möchte entdeckt werden, und ein paar Tage darauf dachte er an die ganze Geſchichte nicht mehr.

21.

Den Winter 1873/74 wurde Mariechen nun ausgeführt. Sie war ſchon bald neunzehn Jahre alt und fand ſelbſt den Zeitpunkt ihres eigentlichen Ausgehens ſehr ſpät. Doch der Vater meinte:

— Je ſpäter Mariechen in die Geſellſchaft kommt, deſto länger iſt ſie jung, denn die Leute rechnen nach der Anzahl der Winter, die eine auf den Bällen erſchienen iſt. Fängt ſie mit ſiebzehn an, heißt es, wenn ſie eben zwanzig iſt: die? ach, die geht ja ſchon ſeit vielen Jahren aus! Und dann iſt das arme Wurm alte Jungfer ehe ſie mündig geworden iſt.

Von Weihnachten ab begannen Bälle und Soiréen. Die Eltern hatten vorher eine Liste der Besuche entworfen, die zu machen waren, denn es sollten im allgemeinen nur solche berücksichtigt werden, die unbedingt, wie man es vorher wußte, etwas gaben. Dann mußte noch die große Frage erledigt werden, wer mit der Tochter ausgehen sollte, ob beide Eltern oder der Sparsamkeit halber nur Vater oder Mutter.

Die Mutter wollte, so schwer es ihr auch ankam, aus Vernunft zu Haus bleiben, aber der Hauptmann hatte gemeint, das ginge einfach nicht, denn die Menschen würden dann unfehlbar denken er sei Witwer. Er selbst aber mochte nicht zurückstehen, da er darauf brannte, Mariechen, die er sehr hübsch geworden fand, in Gesellschaft zu sehen. Dazu hoffte er durch seine ehemaligen Bekannten aus seiner Dienstzeit der Tochter hier und da die Wege ebnen zu können. Über das Mehr an Ausgaben kam er schnell hinweg. Der Mutter, die ihn noch einmal bat, keine zu großen Kosten zu verursachen, entgegnete er:

— Wagen müßt Ihr nun doch mal bezahlen. Ob ich da nun noch mehr drin sitze oder nicht, kommt auf dasselbe hinaus. Ich verbrauche also eigentlich nur Frack, Stiefel und Handschuhe. Dann, so nebenbei gesagt, ist die Möglichkeit der Verheiratung einer Tochter etwas, was nicht alle Tage vorkommt, und das ist nun mal ein Punkt, in dem es geradezu ein Verbrechen an unserem Kinde wäre, wenn wir sparen wollten.

Sylvester freute sich auf jeden Abend, wo, wie er wußte, die Eltern mit Mariechen fortgehen würden. Dann blieb er mit Tante Gustel, Fanny und Ida allein zu

Haus. Die Tante fürchtete er nicht. Sie war viel zu gut, um jemals ein böses Wort zu sagen.

Die beiden Schwestern trugen schon halblange Kleider. Fanny war fast siebzehn und die kleine Ida, die inzwischen zum größten der Mädchen herangewachsen, zählte sechzehn Jahre. Sie wurde zu Ostern konfirmiert. Das nahm sie sehr in Anspruch durch die Unterrichtsstunden, die abends lagen und zu denen sie immer den weiten Weg zu machen hatte bis zur Sakristei der Frauenkirche am Neumarkt. Darum waren auch sie ab und zu bei ihren Konfirmationsfreundinnen eingeladen, wobei Tante Gustel immer mitging.

An solchen Abenden blieb Sylvester ganz allein. Da er nun schon vierzehn Jahre wurde und das schon einmal gehabt hatte, was in der Schule gelernt ward, fand der Vater weiter nichts darin. Diese Stunden waren des Knaben höchstes Glück. Er konnte es kaum erwarten bis die anderen fortgegangen und endlich die Hausthür ins Schloß fiel. Dann jauchzte er laut auf vor Vergnügen. Nun war er Herr und König.

Er lief in der ganzen Wohnung umher, wie um sich zu überzeugen, daß er auch wirklich allein sei. Gearbeitet wurde natürlich nichts. Er hielt es sogar nicht einmal für nötig irgend ein Buch auch nur zum Scheine auf seinem Arbeitstische aufzuschlagen, sondern schleuderte was sich etwa dort fand in die Ecke. Im Salon setzte er sich bei der Lampe hin und steckte sich eine Cigarette an, die er seit dem zweiten Quartanerjahr für einen halben Pfennig das Stück kaufte. Vergnügen machte ihm das Rauchen, nur, weil er sich sehr alt, wichtig und groß dabei vorkam. Schmecken that ihm das Kraut eigentlich nicht.

Dann kam, wenn es Zeit zum Abendeſſen wurde, die neue Emma, ein verſchrumpeltes, älteres Weſen, um zu melden, wie ſie es dem Vater ſagte:

— Es iſt angerichtet.

Sylveſter ging darauf in das Eßzimmer hinüber, wo die neue Emma alles auf dem Tiſch bereit geſtellt hatte und ihn nun fragte:

— Wünſchen Sie noch etwas, junger Herr?

— Danke ſehr! — antwortete innerlich lachend vor Freude, äußerlich ganz ruhig Sylveſter. Dann aß er langſam und bedächtig, trank ſtatt ſeines ſonſtigen einen Waſſerglaſes voll Bier eine ganze Flaſche und gedachte freudig der Mutter, wenn er einen beſonderen Leckerbiſſen fand, den ſie ihm hatte beſonders zurichten laſſen.

Nach dem Abendeſſen zog er ſich in ſein Zimmer zurück und vertiefte ſich in einen Roman, den er von Onkel Gottfried erhalten oder von Gabler. Hier und da ſtudierte er auch ein Buch, das ihm der Vater gegeben, doch dieſe Bände ſelten zu Ende, denn es waren faſt immer ſolche militäriſchen Inhaltes, wie Beſchreibungen des Krieges 1870/71, die er noch nicht recht verſtand oder Wappen und Adelsbücher, die ihn langweilten. Am liebſten las er Onkel Gottfrieds Sachen: Lichtenſtein, dann Muſäus, Volksſagen und vor allem, ſeitdem er erſt einmal Ivanhoe durchflogen, alles von Walter Scott. Ein wahres Fieber hatte ihn überkommen, als er Quentin Durward, Kenilworth und das ſchöne Mädchen von Perth, hinter ſich hatte. Immer mehr und immer mehr wollte er haben, ſodaß ihn der Onkel endlich fragte:

— Sage mir blos mal, Junge, wo nimmſt Du eigentlich die Zeit her zu dem vielen Leſen?

Sylveſter antwortete dann:

— Ich habe nichts zu arbeiten, denn ich kann alles ſchon, was wir haben.

Vieles in den Romanen Walter Scotts verſtand Sylveſter nicht, denn er las ſie in des Onkels kleiner Originalüberſetzung, nicht mehr für die reifere Jugend bearbeitet wie den Ivanhoe, aber er fragte nicht darnach, ſondern peitſchte die Bücher nur ſo durch. Kamen einmal ein paar lange, ausführliche Beſchreibungen, ſo überſprang er einfach ein paar Seiten.

So eifrig war der Knabe dabei, daß er an den Tagen, wo die Eltern nicht mit Mariechen ausgingen, Lichtſtümpchen, die er geſammelt, heimlich im Bett noch anſteckte, um zu leſen. Dabei geſchah es ihm einmal, daß er, verſunken in ſeinen Roman und doch ein wenig müde, das Licht umſtieß. Es war zwar ſofort gelöſcht, aber hatte ein Loch in das Bettlaken gebrannt. Er beichtete es der Mutter. Über das Betttuch ſagte ſie nichts, nur wegen der Augen Sylveſters ward ihr bange, und wegen des ſpäten Einſchlafens.

Wiederum jetzt laſtete der Zwang der Schule ſchwer auf dem Knaben. Er konnte kaum die Zeit erwarten, bis es Oſtern ſein würde und er dann wenigſtens in die Untertertia aufgerückt wäre. Das war noch immer nicht die Hälfte der Zeit, die abgeſeſſen werden mußte, aber es bedeutete doch wenigſtens einen Schritt vorwärts. Den Augenblick des Eintretens in die Obertertia aber erſehnte er vor allen Dingen, denn auf dem Reimannſchen Gymnaſium war es Sitte, von dieſer Klaſſe ab die Schüler Sie zu nennen.

Endlich war das Schuljahr abgelaufen und in den

des einzelnen nicht an. Er will, daß wir uns nur immer unterordnen ſollen. Und jeder von uns hat doch ſein Recht für ſich. Ich laſſe mir meins durch keine Majorität der Welt abſprechen. Ich will leben wie ich will. Das habe ich ſchon in der Schule ſo gethan. Individualität verlange ich!

Der Hauptmann war dazu gekommen und meinte trocken:

— Wegen dieſer Grundſätze hat es eben bei Dir überall gehapert. Übrigens hat mich Sylveſter mißverſtanden. So habe ich's garnicht gemeint. Das kommt davon, wenn ſo'n Bengel was ergattert, das er nicht recht verdauen kann.

Sylveſter war gekränkt darüber. Er glaubte es alles ganz genau verſtanden zu haben, hatte er ſich doch die Worte gemerkt.

Die beiden Brüder gerieten nun — ſeit dem Tode vom Großonkel und der Großtante zum erſten Mal — in einen Streit, der drohte gefährlich zu werden. Sie waren ſo eifrig dabei, daß ſie die Anweſenheit Sylveſters gar nicht bemerkten, der mit offenen Augen und Ohren daſaß und lauſchte. Die Mutter endlich, ein etwaiges neues Zerwürfnis fürchtend, trennte die beiden durch den Ruf zum Abendeſſen, obwohl es eigentlich noch gar nicht Zeit war und das neue Dienſtmädchen nicht mit Decken fertig.

Es war ein junges, friſches Ding, ein wenig dick und ungeſchlacht mit häßlicher Stülpnaſe. Sylveſter beobachtete das Mädchen, wie alles neue, das in ſeinem Leben erſchien, genau. Er folgte jeder ihrer plumpen Bewegungen, ſah ſie die Teller auf den Tiſch ſetzen und das Silber ihren ungeſchickten Händen entgleiten, wenn

sie es hinlegen wollte. Er verglich die Neue, die man der Einfachheit halber auch Emma zu nennen beschlossen, obwohl sie Selma hieß, mit der alten Emma. Und da bemerkte er den Unterschied der Jahre, daß die andere wohl vierzig gewesen und diese kaum zwanzig.

Abends, als er gute Nacht sagte, fühlte er sich in ganz gehobener, glückseliger Stimmung. Da ihn das Gespräch zwischen Vater und Onkel noch immer beschäftigte, konnte er sich nicht enthalten, seinem Herzen Luft zu machen und er gestand der Mutter mit ernst in Falten gelegter Stirn:

— Weißt Du, Mutter, was der Vater da mit Onkel Gottfried sprach?

— Nun ja! Ganz zugehört habe ich freilich nicht. Was ist denn damit?

— Onkel Gottfried hat recht!

Und von nun ab fing Sylvester wieder an, sich dem Onkel zu nähern. Sein Widerstreben gegen die Soldatenschwärmerei hatte er ihm verziehen.

In der Nacht aber träumte der Knabe von dem neuen Dienstmädchen. Und in den nächsten Tagen verließ ihn auch der Gedanke an sie nicht während der Schule. Doch er schämte sich dessen und nur verstohlen suchte er sie zu beobachten.

Wenn sie im Eßzimmer zu decken hatte und er in seiner Stube saß, um seine Arbeitszeit abzusitzen, denn arbeiten that er zu Haus gar nichts mehr, so lugte er durch das Schlüsselloch, sie zu beobachten. Gerade den Eßtisch mit der cuivre-poli-Hängelampe vermochte er zu übersehen. Dann erblickte er von Zeit zu Zeit ihren Arm einen Teller zurecht schiebend, oder er sah ihren Kopf, der

der Hauptmann weich. Sein Zorn war verflogen, ſo raſch wie er aufgeſtiegen und er reichte dem Bruder in ebenſo plötzlicher Rührung die Hand:

— Gottfried, ich weiß ja, daß Du es eigentlich gut meinſt und ein braver Bruder biſt, wenn wir auch in manchen Dingen auseinandergehen. Von Deinem Standpunkte aus magſt Du auch recht haben, aber überlege Dir doch einmal, ob ich nicht moraliſch verpflichtet bin, allerlei für meine Töchter zu thun. Mitgeben kann ich ihnen, wie leider die Verhältniſſe bei uns liegen, nichts, oder außer der Ausſteuer, die mich ſchon ſauer genug ankommt, ſo gut wie nichts. Na, da muß ich doch nun alles thun, um die Mädel gut zu verſorgen. . . . . .

Onkel Gottfried nickte, doch als der Bruder ſchwieg, erwiderte er:

— Alles ſehr richtig, nur fragt es ſich, ob ihr auf dieſe Art die Mädel auch wirklich verſorgt. Mariechen iſt nun dieſen Winter ausgegangen, aber einen Mann hat ſie noch nicht gefunden. Wie Deine Verhältniſſe liegen, wiſſen die Leute ſo ziemlich. Na alſo Hanns, da kann doch nur einer anhalten, der für beide genug hat, und die Kerls, die Geld haben, nehmen erſt recht eine reiche, weil ſie in ihren Anſprüchen nicht heruntergehen wollen.

Der Hauptmann ſchluckte ein paar Mal und polterte dann wütend los:

— Das wäre eben eine ganz gemeine Geſinnung!

Onkel Gottfried zuckte die Achſeln:

— Die Menſchen ſind aber ſo und man muß ſie nehmen wie ſie ſind, nicht wie ſie ſein ſollten!

Darüber ärgerte ſich der Hauptmann von neuem:

— Siehſt Du, Gottfried, das iſt wieder mal Deine verfluchte Grundſatzloſigkeit!

— Lebensklugheit! — erwiderte trocken verbeſſernd Onkel Gottfried. Und augenblicklich gab der Bruder zurück:

— Ich bin eben nicht imſtande von jedem das ſchlechteſte zu denken, das würde mir das ganze Leben überhaupt verekeln.

— Leider denkſt Du viel zu gut von den Leuten. Es ſind nicht alle Idealiſten, die ſo rumlaufen, wie Du Dir's ausmalſt.

— Einen Grund von Idealismus müſſen wir uns bewahren!

— Aber nicht in ſolchen Dingen. Im Gegenteil, Hanns, ich bin vielleicht zu ſehr Idealiſt immer geweſen. Deshalb hab' ichs zu nichts gebracht, weil ich als junger Kerl immer in den Wolken ſteckte. Du biſt doch wenigſtens Hauptmann geworden. Ich? Was denn ich?

Das ſchmeichelte dem Hauptmann doch ein wenig, darum meinte er einlenkend in ruhigerem Tone:

— Übrigens, Gottfried, mit den Ausgaben iſt es nicht ſo arg. Wir kommen gerade aus. Wir ſelbſt geben ja auch nichts. Wir gehen nur hin, aber ſehen niemand bei uns. Und . . . und . . . wie geſagt . . . . . unſer Budget ſtimmt . . . ſo ungefähr . . . . . wenigſtens . . . . .

Das letzte kam etwas gedehnt heraus und unſicher, der Vater wollte ſich ſelbſt belügen und nicht klar ſein über die Ausgaben, die gemacht wurden. Aber mit ängſtlichem Ausdruck war die Mutter dem Streit der Brüder

gefolgt. Als der Hauptmann ſagte, ſie kämen gerade aus, atmete ſie erleichtert auf.

Das Geſpräch war in der Erregung ſo laut geführt worden, daß Sylveſter faſt jedes Wort durch die geſchloſſene Thür hindurch hatte verſtehen können. Am meiſten ging ihm Onkel Gottfrieds Anſicht im Kopf herum, daß die Männer alle des Geldes wegen heirateten, und deswegen die Schweſtern nicht nehmen würden, obgleich ſie hübſch waren. Er wollte gern den Onkel darüber befragen, doch er getraute es ſich nicht, damit nicht herauskommen ſollte, daß er den Lauſcher geſpielt.

Und endlich kam ihm die Äußerung nicht aus dem Sinn: man müſſe die Menſchen nehmen wie ſie wären und nicht wie ſie ſein ſollten. Der Vater hatte das Grundſatzloſigkeit genannt, Onkel Gottfried es mit Lebensklugheit bezeichnet. „Lebensklugheit", das Wort machte Sylveſter einen großen Eindruck. Er wußte wohl, daß es Erfahrung bedeutete, aber nicht recht, welch anderer Sinn darin lag. Denſelben Abend noch fand er in einem Romane, den er gerade verſchlang, das Wort Lebensklugheit wieder, und am Tage darauf kam es im deutſchen Unterricht vor. Um ſich gut zu ſtellen, fragte Sylveſter, was das Wort eigentlich genau bedeute. Der deutſche Lehrer ging allem auf den Grund. Er quälte ſich, da er ſehr zerſtreut zu ſein pflegte, lange herum eine Erklärung zu finden und ſchloß:

— Eine gute Definition, das werdet ihr ſpäter ſelbſt finden, wenn ihr erſt mal in Prima Logik haben werdet, iſt ſehr ſchwer.

Eines fühlte Sylveſter: der Vater beſaß nicht die Gabe der Lebensklugheit und die liebe, gute Mutter auch

nicht. Er dachte an das, was der Vater über ihre Geldverhältniſſe geſagt, daß die Schweſtern nur eine Ausſteuer bekommen könnten und weiter nichts. Plötzlich fiel ihm wieder die letzte Äußerung beunruhigend ein, daß das Budget ſtimme, oder wenigſtens ungefähr. Ungefähr? Die Mutter hatte ihm doch bei ſeinem Ausgabebuche immer eingeſchärft, es müſſe ſtimmen, ganz genau:

— Sonſt machſt Du Schulden, Sylveſter, und das iſt im Leben der Anfang vom Ende.

Vor Schulden hatte der Knabe großen Reſpekt. Wenn ſein Buch nicht geſtimmt hätte, ſo würde er ſich für verloren gehalten haben. Eine unerklärliche, entſetzliche Angſt überkam Sylveſter, und wie ein jähes Licht im dunkeln Raum überfiel ihn plötzlich allerlei Erkenntnis.

Er erhielt in der Schule zum zweiten Frühſtück nur immer einfach geſtrichenes, unbelegtes Butterbrod mit — da hatte einmal ein Mitſchüler geſagt, der, wie die Knaben wußten, reich war:

— Deine Butterbemme iſt ſchäbig, nich mal Fleiſch haſte drauf!

Zwar verabfolgte ihm Sylveſter dafür ein paar kräftige Borer auf den umgedrehten Oberarm aber das Wort war doch gefallen. Dann fand Gabler die Einrichtung bei ihnen in der Wohnung kahl, und Sylveſter erinnerte ſich ſehr wohl, wie anders es bei Gablers ausſah. Irgendwo hatte er einmal etwas von verarmtem Adel geleſen, und der Sohn eines preußiſchen Kavallerieoberſt, der auch in der Untertertia ſaß, hatte behauptet:

— Ich gehe mal zu den Huſaren. Zur Infanterie gehen nur die Armen.

Wie ſich in Sylveſters Geiſt das alles ſo vereinigte, ward er plötzlich aufmerkſam auf eine Menge Dinge bei ihnen zu Haus, die er bisher noch niemals beachtet: Die Mutter hatte ihm geantwortet, als er ſein Lieblingsgericht Omelette häufiger haben wollte:

— Kindli, dazu braucht man zuviel Eier. Das können wir nicht ſo oft machen.

Dann erhielt er noch immer aus des Vaters abgelegten Sachen Hoſen oder Anzüge gefertigt, und die Kleider der Schweſtern, der Mutter und Tante Guſtels wurden im Hauſe ſelbſt gemacht, wobei es jedesmal hieß:

— Daß nur die Schneiderrechnung nicht zu hoch wird. Vater hat geſagt, er kann's nicht mehr bezahlen .....

Alles das drängte ſich zuſammen und gab Sylveſter plötzlich Erkenntnis der Wahrheit. Das Wort der Mutter, das er vor Jahren, als er zum erſten Mal beim Dicken eingeladen war, Frau Gabler wiederholt hatte, damals in kindlicher Naivität ohne den Sinn zu begreifen, das fiel ihm jetzt wieder ein: Wir ſind arm!

Zum erſten Mal in ſeinem Leben begann er ſich der Bedeutung des Geldes bewußt zu werden. Es bedrückte ihn, daß ſie arm waren. Er fürchtete, ſie möchten alles verlieren, wie es ihm die Mutter einmal als möglich hingeſtellt. Nur wußte er nicht wie das geſchehen ſollte. Und dieſes Gefühl beunruhigte ihn längere Zeit, bis er es allmählich unter alle dem, was ihn beſchäftigte, vergeſſen hatte.

22.

Im Winterhalbjahr ging es mit Sylveſter in der Schule wieder bergab. Das Lateiniſch — der ewige Caesar de bello gallico — war ihm ſo unſäglich langweilig geworden. Im Griechiſchen machte er keine Fortſchritte. Vokabeln lernte er nicht, ſo begannen ihm allmählich derartig die Wörter zu fehlen, daß er überhaupt kaum mehr irgend etwas von dem verſtand, was durchgenommen wurde. In Geographie und Geſchichte hatte er ſeit langer Zeit nicht mehr zugehört, obwohl ihm eigentlich Geſchichte Spaß machte. Doch der Vortrag des Lehrers war ſo einſilbig und einſchlafend, daß Sylveſter nur ſelten einmal, wenn eine Schlacht kam, auf fünf Minuten aufmerkte. Dem Mathematiker vermochte überhaupt ein großer Teil der Klaſſe nicht zu folgen, weil er es verſchmähte, die Zurückgebliebenen heranzuziehen und ſich nur mit den Fortgeſchrittenen beſchäftigte.

Bloß im Franzöſiſchen machte der Knabe noch immer Fortſchritte. Ein vorzüglich deutſch redender Franzoſe leitete den Unterricht, den er ſehr anſchaulich zu geſtalten wußte. Und in der Naturgeſchichte hörte Sylveſter freiwillig zu. Er las für ſich allerhand zoologiſche und botaniſche Bücher aus der Bibliothek Onkel Gottfrieds und war in dieſem Fach der Beſte.

Zu Weihnachten teilte der Rektor, Profeſſor Doktor Reimann, dem Vater in einem längeren Schreiben mit, daß ſein Sohn keine Ausſicht hätte, zu Oſtern verſetzt zu werden. Der Hauptmann, der Sylveſter noch immer ganz ſich ſelbſt überlaſſen hatte, fiel wie aus den Wolken:

— Du ſcheinſt mir jetzt in jeder Klaſſe einmal ſitzen

bleiben zu wollen. Dann wirſt Du wohl ſo mit ſiebzig Jahren Dein Abiturientenexamen machen. Und was denkſt Du nur eigentlich: ſoll ich meinen Bekannten immer ſagen, unſer Sylveſter iſt wieder mal, wie gewöhnlich, hängen geblieben? Du biſt alt genug, um nun zu verſtehen, was Du Deinem Namen ſchuldig biſt. Unſere Familie iſt jederzeit unter den erſten geweſen im Laude. Nebenbei bemerkt iſt es an der Zeit, mit Dir einmal über den Geldpunkt zu reden. Leider bin ich nicht reich, obwohl Reichtum auch nicht allein glücklich macht. Deine Erziehung koſtet unglaubliche Summen. Schulgeld, Nahrung, Kleidung, Bücher und ſo fort. Je ſchneller Du nun alſo das Gymnaſium durchmachſt, deſto eher kannſt Du mal ſelbſtändig werden. Jedes Jahr ſitzen bleiben, bedeutet ein Jahr, das Du mir länger auf der Taſche liegſt . . . . . .

Zu dieſer Rede, die in des Hauptmanns Zimmer ſtattfand, während er vor dem Schreibtiſch ſaß, den Brief des Rektors in der Hand, und Sylveſter ſchüchtern an der Thür ſtehen geblieben war, hatte auch, wie gewöhnlich, die Mutter kommen müſſen. Sylveſter wußte nicht recht, wo das hinaus ſollte. Da aberder Vater ſchwieg, ſagte er:

— Wenn ich doch noch verſetzt würde, Vater?

— Wirſt Du aber nicht. Du bleibſt kleben. Das iſt jetzt ſchon ſicher. Hier ſteht's!

— Aber wenn ich mir nun ſehr große Mühe gebe?

Ihm war doch vor der Zukunft bange geworden. Er ſah an dem feierlichen Geſicht des Vaters und an dem bekümmerten der Mutter, daß irgend etwas beſonderes im Werke war. Und ihm, der ſich immer nur vom Gymnaſium fortgeſehnt hatte, ward das Herz beklommen:

Da blickten ſich die Eltern an und der Hauptmann ſprach feierlich:

— Sylveſter, Deine Mutter und ich ſind überein gekommen, daß Du Oſtern die Schule verlaſſen ſollſt, wie ich es Dir ſchon früher einmal angedroht habe.

Der Knabe entfärbte ſich. Die abenteuerlichſten Ideen ſchoſſen ihm durch den Kopf. Er dachte an das „Rauhe Haus“ in Hamburg, das den Schülern als eine Art von Zuchthaus vorſchwebte. Der Vater überließ Sylveſter einen Augenblick ſeinen Gedanken, dann ſagte er langſam, um den Eindruck zu verſtärken:

— Zu Oſtern ſollſt Du noch konfirmiert werden, ehe Du das Gymnaſium verläßt. Dann . . . . . wirſt Du ins Kadettenhaus eintreten. Hier in Dresden . . . . . .

Sylveſter war ungeheuer erſtaunt. Er ſah die Eltern beide groß an, ohne ein Wort zu erwidern. Es kam ihm ſo unerwartet, daß er ſich erſt ein wenig ſammeln mußte.

— Kadett? — ſtammelte er endlich und ſchwieg von neuem, während ihm tauſend Gedanken durch den Kopf ſchoſſen über die Veränderung, die ſo ſchnell mit ihm vorgehen ſollte. Der Vater ließ ihm noch etwas Zeit, dann forderte er die Mutter auf, ſich zu ſetzen, und befahl Sylveſter, ganz dicht bei ihnen Platz zu nehmen. Erſt als der Knabe aufblickte, begann er:

— Das ſcheint Dir ſehr plötzlich gekommen zu ſein, Sylveſter! Na, Du biſt aber groß genug, daß ich Dir nicht bloß ſage, Du wirſt dies und jenes thun, ſondern daß ich Dir auch mitteile, warum. Höre alſo. Du wäreſt jetzt doch wieder ſitzen geblieben. Wenn Du jetzt das Gymnaſium durchmachſt, ſo brauchſt Du noch: — Unter-, Ober-Tertia — zwei, Sekunda — zwei, Prima — zwei

— alſo ſechs Jahre, bis Du einen Beruf wählen kannſt. Wirſt Du Kadett, ſo kommſt Du wohl nach der vierten Diviſion, biſt alſo zwei Jahre früher fertig und kannſt ſchon Offizier ſein, wenn Deine jetzigen Mitſchüler noch die Schulbank drücken. . . .

Daran hatte Sylveſter noch nie gedacht. Wenn er bloß noch vier Jahre ſtatt ſechs lernen mußte, ſo war das allerdings ein erheblicher Vorteil. Und als ihn der Hauptmann fragte, ob er einverſtanden ſei, antwortete er ſofort ja mit leuchtenden Augen. Da ſtand der Hauptmann auf, öffnete die Arme und ſprach, während ihm die Mundwinkel vor Rührung zuckten und ſeine Augen feucht wurden:

— Mein liebes Kind, ich betrachte dieſe Wendung des Schickſals gewiſſermaßen als eine Fügung Gottes, als einen deutlichen Wink von oben. Es hat eben ſo werden ſollen. Nun komm und gieb mir einen Kuß, Sylveſterchen!

Sylveſter war ſelbſt von dem Moment ergriffen und küßte ſeinen Vater feierlich auf beide Wangen. Dann ſchloß ihn die Mutter an ihr Herz. Lange, lange. Sie ſchluchzte laut, während ihr die Thränen niedertropften, und ſtrich ihrem Kinde den blonden Scheitel:

— Mein Sylveſter! Mein Sylveſter! Wenn es nur auch das rechte iſt! Wenn Du nur auch wirkliche Befriedigung findeſt in Deinem neuen Beruf!

Der Knabe ſtreichelte ihre Hand:

— Mutter, weine nicht! Bitte ſei doch . . . weine doch nicht!

Dann öffnete der Vater die Thür zum Salon und rief:

— Guſtel! Mariechen! Fanny! Ida! Kommt mal rein. Wir haben euch was zu erzählen. Sylveſters

Zukunft ist entschieden. Euer Bruder wird zu Ostern Kadett!

Allgemeines Erstaunen. Die Schwestern fragten sofort das nähere, wie das gekommen und warum vor allen Dingen. In der Absicht, ihren Liebling nicht bloßzustellen, ließ die Mutter gar nicht erst etwas vom Sitzenbleiben verlauten, sondern kam gleich zuvor:

— Sylvester will Offizier werden, da ist das der einfachste Weg!

Nur Tante Gustel, die im Geheimnis war, lächelte und zwinkerte mit den Augen. Die Schwestern beglückwünschten ihren Bruder und Sylvester brach das Versprechen, das er sich gegeben und bisher gehalten, mit Mariechen kein Wort zu reden. Er war in glückseliger Stimmung. Die ungeahnte Wichtigkeit, zu der er in diesem Augenblick in der Familie gekommen, that ihm wohl und beflügelte seine Zunge, sodaß er anfing zu erzählen, wie seit dem Kriege 1870 seine Neigung den Soldaten gehört. Er frohlockte über das endliche Aufhören des ihm so verhaßten Gymnasiums und fing an die Tage zu berechnen, die noch verstreichen müßten, bis er Uniform anhätte. Jetzt zählte er vierzehn Jahre, also könnte er schon mit achtzehn Jahren eingetreten sein.

Und die Schwestern, vor allem Mariechen, die durch ihr Ausgehen fast nur noch mit zweierlei Tuch in Berührung kam, waren angesichts der Aussicht, daß ihr Bruder bald Uniform anziehen würde, liebenswürdiger denn je zuvor. Den ganzen Abend wurde nur noch von Sylvesters Zukunft gesprochen. Söhne aus bekannten Familien wurden erwähnt, die im Kadettenhause waren, deren Bekanntschaft er nun machen würde und der Vater

fing an aus ſeiner eigenen Kadettenzeit Schwänke und Streiche zu erzählen, ſodaß Sylveſter ganz begeiſtert wurde und den Eindruck empfing, als ſei das Korps die reine Vergnügungsanſtalt für Söhne aus guten Häuſern.

Beim Gutenachtſagen küßte ſich Sylveſter ſogar mit den Schweſtern und auch der Vater gab ihm einen herzhaften Kuß. Während er ſich ſonſt immer nur von ſeinem Sohne umarmen ließ. Die Mutter aber ſprach am Bett noch lange mit dem Knaben und nahm Abſchied von ihm, als ob ſchon jetzt die Trennung ſtattfände:

— Weißt Du denn, daß Du dann zum erſten Male unſer Haus verlaſſen wirſt? — fragte ſie ihn noch ſehr wehmütig. Sylveſter antwortete:

— Du mußt nicht dran denken, Mutter, ich ſchreibe Dir dann vom Korps aus jeden Tag!

Sie küßte ihn und ſchlich ſich betrübt davon. Sylveſter aber war noch immer wie trunken von dem großen Ereignis. Er ſah nur Sonne und Licht in dem Wechſel, der ſich in ſeinem Leben vollziehen ſollte, denn nun wurde er doch von der Qual des Gymnaſiums auf dieſe Art enthoben.

Halb im Einſchlafen träumte er. Ihm war es als hätte er ſchon den bunten Rock angelegt, und er begegnete auf der Straße die Lehrer vom Gymnaſium, den Rektor an der Spitze. Er ſah ſie verächtlich an und grüßte ſie nicht einmal. Als Kadett brauchte er ſie nicht mehr zu kennen.

23.

Als Onkel Gottfried von dem Plan für Sylvesters Zukunft hörte, schüttelte er bedenklich den Kopf und es gab wieder einmal eine scharfe Auseinandersetzung zwischen den Brüdern. Der Hauptmann meinte:

— Ich werde für Sylvester eine Freistelle im Kadettenkorps bekommen. Das bedeutet eine sehr große Entlastung unseres Budgets, die nicht zu unterschätzen ist. Und Soldat soll er doch nun mal werden ...

Aber Onkel Gottfried wollte eben das nicht gelten lassen:

— Ja, Hanns, warum soll er denn gerade Soldat werden? Das ist ja der verkehrte Schluß. Er braucht doch nicht die Epauletten zu tragen? Es giebt doch noch tausend andere Berufszweige?

— So, welche denn? Da bin ich doch gespannt!

— Jurist und zwar Verwaltungsdienst oder praktische Gerichtslaufbahn, Advokat, Arzt, Kaufmann, Fabrikant, Landwirt, Lehrer, akademische Laufbahn meinetwegen, endlich sogar Geistlicher, obwohl Du weißt, daß ich von meinem Standpunkte der freien Richtung gerade dafür nicht eingenommen bin. Aber ich meine: der Junge sollte das werden, was er will.

Der Hauptmann war von einem der Vorschläge seines Bruders zum anderen mehr ins Lachen geraten. Er nahm alles garnicht für ernst, aber er suchte dennoch in möglichst ruhigem Tone zu widerlegen:

— Kaufmann ..... Puh .... das glaubst Du wohl selber nicht ... mein Sohn hinterm Ladentisch stehen und Nudeln verkaufen? Für drei Pfennige, höchstens für ein, zwei Thaler? .....

Onkel Gottfried unterbrach ihn ſofort:

— Was denn, was denn, was denn? Wer ſpricht denn davon? Er kann doch auch Großhändler werden! Er braucht gar kein Vermögen dazu. Allerdings, Tagediebe können die Leute nicht brauchen, das iſt ſehr richtig. Aber mit Fähigkeiten kommt in dem Fach einer vorwärts. Wenn er erſt mal Prokuriſt iſt, dann kann er ſehr gut auch Teilhaber werden und mal das Geſchäft allein haben oder eine neue Firma aufthun.

Der Hauptmann hielt ſich die Ohren zu und jammerte:

— Wenn ich bloß das Wort Geſchäft höre!

— Glaubſt Du denn, daß dieſe Leute nicht auf uns ziemlich von oben herabſehen? Die haben auch ihren Stolz, einen Kaſtengeiſt wie wir und faſt noch toller.

— So, aber der Unterſchied iſt nur der, daß wir auch zu Gelde kommen können, und daß das Geld eben das einzige iſt, was die Pfefferſäcke eingebildet macht. Und Geld? Bah ... Wer ſich auf Geld was zu Gute thut, dem antworte ich: Was biſt Du denn trotz Deiner Millionen, denn Rothſchild iſt Dir doch über, der kanns immer noch beſſer. Und möchte ich Rothſchild ſein? Nein, nie. Aber die Pfefferſäcke, die können uns den Adel nicht nachmachen ....

Onkel Gottfried ſchnitt ihm das Wort ab:

— Doch. Der Baron koſtet 30000 Mark oder 60 oder 100. Äh ... etſch.

Aber der Hauptmann gab ſich noch nicht geſchlagen:

— Gut, das iſt aber kein Baron von 900, ſondern von 1900 ..... die tauſend Jahre ſind aber doch nicht zu kaufen!

Sie waren ſo in Hitze geraten, daß ſie nun, als ſie

ſich mit erregten Geſichtern anſchauten, beide lachen mußten.

— Das iſt ja zu dumm! — meinte verſöhnlich Onkel Gottfried, und der Vater begann weiter ſeinem Bruder auseinanderzuſetzen mit dem Bemühen, ſich nicht zu ereifern, daß man zum Fabrikanten Geld haben müſſe und zum Landwirt eigenen Beſitz, denn bei den jetzigen ſchlechten Zeiten der Landwirtſchaft ſei es ein trauriges Vergnügen Gutspächter ſpielen zu wollen. Gegen den Juriſten hatte er nichts einzuwenden, aber nur den Verwaltungsdienſt ließ er gelten:

— Staatsanwalt, oder gar Rechtsanwalt. Nein, lieber Gottfried, das liegt nun mal zu ſehr außerhalb unſerer Sphäre. Vom Lehrer gar nicht zu reden und Arzt, wenigſtens praktiſcher .....

— Hanns, Hanns, ich will Dir etwas ſagen, wenn ich hätte Arzt werden können. Mein Gott, was wäre ich glücklich geweſen. Aber ... aber, es war zu ſpät. Arzt oder Künſtler ... Unſer ſeliger Vater hat ſchweres Unrecht an mir gethan, daß er mich gehindert hat. Nun bin ich nichts als ein unnützes Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft. Der Beruf des Arztes iſt der ſegensreichſte, edelſte, ſchönſte, den es giebt. Ein großer Arzt, ein die Tiefen der Natur aufwühlender, erkennender, großer Arzt! Ein Gott iſt das einfach für uns Menſchen.

Die Begeiſterung des Bruders machte auf den Hauptmann Eindruck und er ſagte in halbem Zugeſtändnis:

— Ja, ein großer Arzt. Aber eben ein großer!

Onkel Gottfried ſtand auf, um zu gehen, doch er konnte es ſich nicht verſagen, ein letztes Bedenken dem Hauptmann noch zurück zu laſſen:

— Hanns, aber eins haſt Du nicht bedacht, und das ſcheint mir faſt das wichtigſte zu ſein. Wenn der Junge nun, nachdem er nichts als ſeine Kadettenbildung gehabt hat, das Bein bricht und lahm bleibt?

Der Vater trat ungeduldig hin und her, ohne zu antworten, ſodaß Onkel Gottfried fortfuhr:

— Hat er einmal das Abiturientenexamen gemacht, ſo kann er noch immer werden, was er will, aber bloß mit der Reife der Prima des Korps iſt ihm faſt alles verſchloſſen. Und ſpäter nachholen? Kenne ich! Kenne ich!

Mit dem ärgerlichen Ausruf:

— Er bricht aber nicht das Bein! — beendete der Hauptmann, der in ſeinen Plänen nun einmal nicht mehr geſtört werden wollte, die Unterredung.

Sylveſter dachte nicht an ein Für oder Gegen, ſondern freute ſich nur der endlichen Erlöſung vom Gymnaſium. Sobald die Schule wieder begonnen hatte, erzählte er in der Klaſſe allen, daß er abgehe. Als große, wichtige Neuigkeit wurde dann ſofort von einem zum anderen herumgeſprochen:

— Sylveſter geht ab!

Nur die zukünftige Trennung von ſeinem Freunde Gabler wurde Sylveſter ſchwer. Wenn er daran dachte, überfiel ihn ein unbeſtimmtes Gefühl der Verlaſſenheit. Er hatte mit dem Dicken nun ſieben Schuljahre geteilt, das dünkte ihm ſo unendlich fern, daß er ſelbſt darüber erſtaunte, wie er nur hatte den ganzen Weg ſchon zurücklegen können.

Die Schule war jetzt für Sylveſter eine Qual geworden. Er that überhaupt nun gar nicht mehr mit und machte ſich im griechiſchen Extemporale nicht einmal mehr

die Mühe, auch nur abzuſchreiben. Er ließ einfach alles aus und gab ſein Heft ſogar leer ab. Der Lehrer des Griechiſchen wollte ihn dafür dem Rektor melden, aber zuletzt ließ er es dabei bewenden. Ihm war der Vorwurf gemacht worden, daß er nicht imſtande ſei, Ordnung in der Klaſſe zu halten, deshalb ſcheute er ſich, die Angelegenheit an die große Glocke zu hängen. Und nun wiederholte Sylveſter ſeine Art und Weiſe, griechiſche Arbeiten zu fertigen, und endigte damit, überhaupt kein Heft mehr einzugeben.

— Ich brauche ja von Oſtern ab das Blech nicht mehr zu lernen! — ſagte er zu ſeinen Mitſchülern, die ihn faſt alle beneideten und denen ſeine Unverſchämtheit gegen den Lehrer großen Eindruck machte.

Auch ſonſt hatte Sylveſter auf dem Gymnaſium keine Freude mehr. Die Singſtunde, die er bis dahin noch immer des Ulkes halber beſucht, fiel gerade auf den Tag, ſeines Konfirmationsunterrichtes. Er ſann nicht weiter nach über das, was Superintendent Doktor Kloß, der auch die Schweſtern eingeſegnet hatte, ſehr ergreifend, kurz, einfach, den Knaben ans Herz legte. Seine Gedanken ſchweiften fortwährend ab, während er mit den anderen Knaben in der Sakriſtei der Frauenkirche ſaß. Er dachte an die künftige Kadettenzeit.

Kadetten, die er etwa in der Stadt begegnete, verſetzten ihn nun in große Aufregung, und wenn er es irgendwie konnte, folgte er ihnen von weitem, um ſie möglichſt genau zu betrachten. Beim Vater unterrichtete er ſich über alle Abzeichen, die ſie trugen, und immer dachte er daran, ob er wohl dieſen oder jenen, den er ſah, ſpäter einmal näher kennen lernen würde.

Die Eltern und die Geschwister waren fast immer abends in Gesellschaft und Sylvester blieb mit Tante Gustel allein.

Kurz nach dem Abendessen, das die beiden einsilbig verzehrten, ging die Tante zur Ruhe. Sie fühlte sich seit Weihnachten, seitdem sie sich heftig erkältet, nicht ganz wohl und wollte sich schonen. Von selbst sprach sie nicht und Sylvester hing seinen Zukunftsträumen nach. Er war es gewöhnt, daß Tante Gustel keine Ansprüche machte, nun kümmerte er sich auch nicht viel um sie.

Wenn er dann allein in seiner Stube saß, die Tante im Nebenzimmer schlief und es ganz still im Hause war, dann wurde er plötzlich weich und die Freude über seinen demnächstigen Eintritt ins Kadettenhaus verkehrte sich in wehmütige Stimmung. Er dachte daran, daß er dann die Mutter nicht mehr haben würde, die für alles sorgte, daß er mit Wildfremden zusammen wohnen und schlafen mußte. Es befiel ihn die Angst, er möchte Heimweh bekommen. Davon hatte er immer gelesen und stellte er es sich sehr bitter vor. Das Bild des Kadettenkorps, das er nur einmal auf einem Spaziergang mit dem Vater flüchtig gesehen, tauchte vor ihm auf: draußen in der Albertstadt, jenseits der Elbe, über eine Stunde weit von der Ammonstraße entfernt, wie es einsam mitten in der Öde stand, das mächtige, langgestreckte Gebäude. Rundum rauschte der Wald, die Dresdener Haide, die weite Baum- und Sandwildnis.

Jetzt lag wohl Schnee draußen. In Gedanken fühlte er die Kälte. Und er dachte an die Sonntagabende, wenn er nach dem Urlaube wieder zurückkehren müßte, hinaus in die Anstalt. Wie dann die Schwestern im Vaterhause

zurückblieben, er aber hinausginge in die kalte, sturmdurchtobte Nacht, um den weiten Weg nach dem Korps zu durchmessen, ganz allein, zitternd und frierend, während die anderen vereint am warmen Ofen saßen. Und zu Fuß müßte er gehen, denn sie waren ja arm und konnten keine Droschke bezahlen. Doch er nur erhielt nichts, denn für die Schwestern wurde alles gethan. Die fuhren jeden Abend im teuern Wagen zum Ball, während er..... bei Kälte und Schnee würde zu Fuß laufen müssen.

Wie er das so überdachte, kam er sich eigentlich recht elend und jämmerlich vor, und aus Mitleid mit sich selbst und seinen eigenen Phantasieen traten ihm die Thränen in die Augen. Doch er verweilte immer wieder bei diesen Bildern, er wollte sich gar nicht herausreißen, er wollte sich als Märtyrer fühlen.

Als Märtyrer? Er hatte plötzlich das Gefühl, als müsse er das schon einmal gedacht, schon einmal erlebt haben. Dieser Augenblick, diese Empfindung, diese Gedanken, alles das mußte ganz genau so schon einmal früher in seinem Leben vorgekommen sein. Hatte er denn schon früher einmal gelebt? Er wußte es ganz bestimmt: dieser Augenblick jetzt eben war schon einmal dagewesen. Nur vermochte er nicht zu sagen wann. In einem früheren Leben? Im Geschichtsunterricht hatten sie einmal etwas von Seelenwanderung vernommen. Das kam ihm wieder in den Sinn.

Aber er lachte endlich darüber. Und nun war die Empfindung auch schon wieder vorüber. Er war gar nicht mehr traurig, sondern mit seinem Lose zufrieden. Ganz jäh fiel ihm der Degen ein, den die

ſächſiſchen Kadetten trugen. Er würde ihn auch bekommen. Hurrah!

Sylveſter lachte laut auf, ſodaß er ſich ſelbſt erſtaunt umblickte.

24.

Vor zwei Dingen fürchtete ſich Sylveſter: vor dem Zahnarzt und dem Photographieren. Beides mußte er noch über ſich ergehen laſſen, ehe er in das Kadettenkorps trat. Seine Zähne ſollten einmal gründlich nachgeſehen werden, und es erwies ſich, daß eine Anzahl Plomben nötig waren. Nur mit Aufbietung allen Zuredens der Mutter und auf ſtrengen Befehl des Vaters war Sylveſter dazu zu bringen, zur feſtgeſetzten Stunde beim Zahnarzt zu erſcheinen.

— Du ſtellſt Dich an, als ob Du nicht ſchon fünfzehn Jahr würdeſt, ſondern erſt fünf. Und Du willſt mal Soldat werden? — ſagte der Hauptmann.

Aber Sylveſter vermochte ſich nicht zu bezwingen, ſchon die leiſeſte Berührung ſeiner Zähne mit einem Inſtrument that ihm weh. Und der Arzt gab ihm vollkommen recht, indem er zur Mutter ſagte, daß ihr Sohn ohne Zweifel ein beſonders empfindliches Nervenſyſtem beſitze.

Beim Photographieren ging es beſſer. Zwar ſchnitt Sylveſter im Augenblick der Aufnahme ein fürchterliches Geſicht, aber die Wiederholung war nicht übel, wenn auch ſchon das ungeſchickte „Bitte, nun aber recht freundlich,

als ob Sie lichte Wolken sähen", Sylvester so wütend auf den Kerl machte, daß sein Bild ganz ernst wurde.

Nur ein halbes Dutzend Photographien wurden bestellt. Vater, Mutter, Onkel Gottfried, Tante Gustel erhielten je eine. Eine behielt für etwaige Fälle die Mutter zurück und eine durfte Sylvester zum Abschied seinem Freunde Gabler schenken. Das Bild war nicht günstig, doch man fand es sehr ähnlich. Das kränkte Sylvesters Eitelkeit ein bißchen. Er erschrak selbst über die große, scharfe Nase und den breiten Mund, ärgerte sich über sein Haar, daß er am Tage des Photographierens nicht ordentlich gebürstet hatte, und das ihm nun etwas wüst um den Kopf hing.

— Du, Sylvester, die Haare werden sie Dir aber abschneiden, wenn Du Soldat wirst! — meinte Gabler, als er auf dem Heimwege am letzten Schultage das Bild geschenkt erhielt. Der Dicke war mit Ach und Krach noch als Letzter nach Obertertia versetzt worden. Sylvester hatte seinen Mitschülern kaum Lebewohl gesagt. Er war so glücklich, dem alten, rußgeschwärzten Gebäude den Rücken kehren zu können, daß er nicht einmal daran gedacht hatte, beim Fortgehen noch einen Blick auf den Schulhof und die Fenster der Untertertia zurückzuwerfen. Sogar seine Bücher, die ihm nun nichts mehr nützten, hatte er zurückgelassen.

— Du, Sylvester, Du wirst mich wohl gar nicht mehr angucken, wenn Du erst Kadett bist? — fragte Gabler.

Sylvester antwortete, stehen bleibend, mit Nachdruck:

— Wir haben Freundschaft geschlossen, Gabler, und das werde ich nie vergessen. Du wirst immer mein bester

Freund bleiben, so lange ich lebe. Und wir wollen uns wiedersehen!

Der Dicke meinte eifrig:

— Ja, wenn Du Ferien hast!

Doch Sylvester verbesserte:

— Wenn ich auf Urlaub bin.

Darauf gaben sie sich feierlich die Hand.

Die folgenden vierzehn Tage zwischen dem Austritt aus der Schule und dem Examen im Kadettenkorps, verstrichen ihm wie im Fluge. Nur bis zur Konfirmation beherrschte ihn einige Bangigkeit und er wünschte, sie möchte bald vorüber sein. Vor allen Dingen war ihm das Abendmahl, zu dem er nach der Aufnahme in die Gemeinschaft der erwachsenen Christen, zum ersten Mal gehen sollte, etwas so Geheimnisvolles, daß er fast etwas wie Grauen davor empfand. Der Superintendent hatte den Knaben eingeschärft, daß sie ja gläubig an den Tisch des Herrn treten sollten, und daß sie sich vorher selbst zu prüfen hätten. Wer das nicht thäte, der esse es sich und trinke es sich zum Gericht. Davor bangte Sylvester; genau so, wie er früher auf dem Gymnasium einmal, als die Sünde wider den heiligen Geist vorgekommen, sich kurze Zeit hindurch fest eingebildet hatte, er habe sie begangen.

Nun war er wie von einem schweren Bann befreit, als die Konfirmation hinter ihm lag und er mit den Eltern, Geschwistern und Tante Gustel nach beendetem Abendmahl vom Altar trat. In der Sakristei, durch die sie den hohen Gewölberaum der Frauenkirche verließen, umarmten ihn Vater und Mutter noch einmal und die Mutter weinte vor Rührung so sehr, daß sein schwarzer

Konfirmationsrock ganz naß wurde. Er war aus einem Anzug des Vaters gefertigt, weil er nun, wo Sylveſter ja doch Uniform tragen würde, nur zu der einen Feier zu dienen hatte.

Zu Haus gab es dann noch eine kleine Feier in des Hauptmanns Zimmer. Die Eltern ſchenkten ihrem Sohn eine neue, ſchöne Bibel, die er mit ins Kadettenkorps nehmen ſollte. Auf dem erſten Blatte ſtand:

Sei getreu bis an den Tod, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben.

Offenb. Johannis 2, 10.

Unſerem Sylveſter das Buch der Bücher, in dem er recht oft Troſt und Erbauung finden möge, damit ihm dereinſt zu teil werde, was ſein Einſegnungsſpruch verheißt: die Krone des Lebens.

Dies wünſchen ſeine Eltern

Dresden,
am Palmſonntage
1875.

Hanns von Geyer,
Königl. Sächſ. Hauptmann a. D.
Eliſabeth von Geyer
geb. von Schirrmacher.

Dann trat Onkel Gottfried vor, der auf der Empore der Feier in der Kirche beigewohnt hatte, und gab Sylveſter eine goldene Uhr mit den Worten:

— Dein Pate, der Großonkel hat dies für Dich in ſeinem Teſtamente ausgeſetzt, und Dein anderer Pate erlaubt ſich, die Kette hinzuzufügen.

Sylveſter umarmte und küßte den Onkel und ebenſo Tante Guſtel, die ihm ein paar ſchöne, elfenbeinerne Manſchettenknöpfe mit Namenszug und Krone ſchenkte. Von den Schweſtern erhielt er Kleinigkeiten, die ſie ſelbſt gefertigt.

Sofort legte er alle ſeine neuen Beſitztümer an. Und nun war er glückſelig. Endlich einmal fühlte er ſich vollkommen frei. Das Korps hatte noch nicht begonnen und das Gymnaſium ging ihn nichts mehr an. Dazu war herrlichſtes Frühlingswetter und die Natur begann ſich ſchon in Grün zu kleiden. Die Sonne ſchien heiter den ganzen Tag, in den knoſpenden Bäumen zwitſcherten die Vögel. Sylveſter ging mit innerer Genugthuung am Reimannſchen Gymnaſium vorüber, nur von dem einen Gefühl erfüllt: die da drüben haben mir nichts mehr zu ſagen, ſie beſitzen keine Gewalt mehr über mich. Der Portier ſaß im Hausflur. Die Thür zum Schulhof ſtand offen, ſodaß man im Sonnenſchein die in den Ferien friſch geſtrichenen Turngeräte liegen ſah. Der Knabe blieb auf der anderen Seite der Straße ſtehen und blickte hinüber und ſeine überhebende, glückliche Stimmung machte ſich in lautem Lachen Luft.

Aber der Examentag rückte immer näher und ein banges Gefühl der Unſicherheit begann Sylveſter zu beſchleichen. Der Vater ging mit ihm hinaus zur feſtgeſetzten Stunde, früh neun Uhr. Dazu mußten ſie ſchon vor acht von der Ammonſtraße aufbrechen. Sylveſter trug ſeinen Konfirmationsanzug. Er war blaß und aufgeregt.

Während des ganzen Weges bis hinüber ſprach er krampfhaft, ununterbrochen.

Endlich erblickten sie die auf den Höhen am Walde liegenden Infanterie-Kasernen, und an der Seitenfront der einen hin gelangten sie zum Kadettenkorps, dessen großes Hofthor offen stand. Mit Bangen trat Sylvester ein. Im Hofe sah er sich flüchtig um: der Boden rechts und links war zum Exerzierplatz geebnet und von Gebäuden eingefaßt, die durch glasgedeckte Gänge mit einander in Verbindung standen. Vor ihnen lag der Hauptbau, ein mächtiger Kasten von drei Stockwerken.

Im Hausflur verabschiedete sich der Vater von Sylvester und er blieb sich selbst überlassen. Er folgte dem Strome einer Menge Knaben und jungen Leuten in Civil, die in den Gängen hin- und herfluteten in einen geräumigen Hörsaal, in dem sich schon ein Offizier befand, der ihnen sofort an einzelnen Tischen Plätze anwies. Eine Abteilung ward hinausgeschickt. Sylvester blieb. Sie erhielten ihre Prüfungsaufgaben, und ein paar Minuten später waren sie schon bei der Arbeit.

Alles ging pünktlich, in Ordnung, alles war vorher genau schon bestimmt.

Der Offizier, ein großer, stattlicher Infanterist vom 241ten Regiment, wie Sylvester auf den Achselstücken entzifferte, hatte sehr energisch alles Sprechen verboten. Die Tische waren rundum vom Nachbar mindestens anderthalb Meter entfernt, von abschreiben oder vorsagen war gar keine Rede. Und als vor Sylvester ein hochaufgeschossener, blonder Jüngling sich umdrehte, ihn um Papier zu bitten, rief augenblicklich scharf der Offizier:

— Meine Herren, ich bitte mir vollkommene Ruhe aus. Sie sind hier im Dienst für diese Zeit. Wer etwas will, möge sich an mich wenden.

Sylveſter bekam einen fürchterlichen Schreck, aber es machte ihm Eindruck. Das ganze Examen war ſchnell beendigt, auch das mündliche ging raſch, ſodaß Sylveſter wieder entlaſſen war, ehe er es vermutete. Der große Infanterieoffizier las die Diviſionen vor und zu jeder die Namen der ihr Zugeteilten. Als IV. Diviſion kam, horchte Sylveſter auf. Richtig, der Leutnant verkündete:

— Von Geyer.

Er hatte beſtanden. Er war Königlich Sächſiſcher Kadett.

Auf dem Heimwege fühlte er ſich wie trunken, und zu Haus kam er ins Zimmer geplatzt mit dem Rufe:

— Aufgenommen als Kadett der IV. Diviſion.

25.

Am Abend ſchon mußte Sylveſter ins Korps hinaus. Die Mutter wollte gern ihren Liebling bis an ſein neues Heim bringen, doch der Hauptmann hatte es ihr ausgeredet, weil es ſie nur noch trauriger machen würde. So mußte ſie ihm denn in der Wohnung Lebewohl ſagen. Sylveſter hatte die ganzen Stunden vorher ſchon ſoviel Verhaltungsmaßregeln und Ratſchläge wie Erfahrungen aus der Kadettenzeit des Vaters zu hören bekommen, daß er kaum wußte, wo ihm der Kopf ſtand. Gemerkt hatte er ſich bei der erdrückenden Menge ſo gut wie gar nichts.

Onkel Gottfried erſchien nachmittags blos auf fünf Minuten. Er war ein Feind von Abſchiedsſzenen und ſagte deshalb nur mit einem herzhaften Kuß:

— Mein alter Junge! Glück auf den Weg!

Tante Guſtel händigte Sylveſter unter einer Thränenflut noch im letzten Augenblick eine wollene Leibbinde ein, die ſie ſelbſt geſtrickt und die der neubackene Kadett unn gar nicht mehr unterzubringen wußte. Mariechen, Fanny und Ida umarmten den Bruder und küßten ihn ſo herzlich, daß er ſich in der Weichheit der Abſchiedsſtimmung ſagte, die ſonſt verachteten Mädchen ſeien doch eigentlich ganz gute Dinger.

Der Vater hielt noch eine längere Anſprache:

— Ich habe Dir nur eins zu ſagen, mein lieber Sohn: denke daran, daß Du von jetzt ab den Rock des Königs tragen wirſt. Darin liegt die Verpflichtung zu einer tadelloſen Führung, denn wenn Du der Ehre teilhaftig wirſt den Rock ſeiner Majeſtät zu tragen, ſo iſt das etwas, was Dich ſchon vor anderen Deiner Altersgenoſſen auszeichnet. Und nun behüte Dich Gott auf der Bahn, die nun einmal ſozuſagen Tradition in unſerer Familie geworden iſt, und in der Du hoffentlich einmal beſſere Erfolge aufweiſen wirſt, als Dein alter Vater..... komm, Sylveſter, gieb mir einen Kuß Und nun ab. Die Droſchke wartet.

Sie umarmten ſich und der Hauptmann küßte ſeinen Sohn mit Thränen in den Augen. Darauf ſchob er ihn der Mutter zu, die ihn in den Salon zog, wo Mutter und Sohn von einander allein Abſchied nehmen konnten. Sie war keines Wortes mächtig, und Sylveſter, der bis dahin männlich gegen die Weichheit angekämpft, weinte nun

auch. Ohne, daß sie hätte sprechen können, drückte sie ihm nun ein kleines Packet in die Hand mit der Aufschrift: „Für meinen lieben Sylvester. Unterwegs zu öffnen.“ Er küßte die Mutter dreimal auf den Mund, und sie fand noch die Kraft sich zu sammeln und ihm ins Ohr zu flüstern:

— Nicht wahr, Du vergißt nicht abends vorm Einschlafen Dein Gebet zu sagen, dann wird Gott bei Dir sein! Und vergiß mich nicht!

Dann drängte der Hauptmann:

— Es ist höchste Zeit!

In der Droschke, die auf dem Bock seinen Koffer trug, schüttelte Sylvester der alten Marie, der Köchin, wie der neuen Emma die Hand, dann schlug die Thür zu und der Wagen setzte sich in Bewegung. Am Fenster des Salons sah er noch Taschentücher winken und dann war das Vaterhaus seinen Blicken entschwunden.

Sylvester war sehr bewegt. Der Abschied hatte doch größeren Eindruck auf ihn gemacht, als er selbst vorher geahnt. Fortwährend kämpfte er mit den Thränen. Es würgte ihn im Halse, als müsse er eine klebrige, schwere, zähe Masse hinunterschlucken. Und in nervöser Stimmung begann er plötzlich zu pfeifen, um besser darüber hinwegzukommen. Da erinnerte er sich des kleinen Packetes, das ihm die Mutter mitgegeben hatte. Er riß es auf und entdeckte darin zwei einfach gerahmte Visitenkartenphotographien seiner Eltern und ein weiteres kleines Päckchen mit den Worten von der Mutter Hand: „Kleine Beihülfe für meinen Sylvester“. Darin fand er ein Zehn-Markstück, das sich die Mutter von ihrem Kleingelde abgespart hatte.

Er jauchzte in Freude laut auf und blieb heiter bis die Droſchke in den Hof der Anſtalt einbog und über das Pflaſter rollte. Ein Aufwärter ſtand bereit, der ſeinen Koffer in Empfang nahm und ihn nach dem Namen fragte:

— Sylveſter von Geyer! entgegnete der neue Kadett.

— Von Geyer?... Erſte Kompagnie, zehnte Korporalſchaft. Das iſt im erſten Stock! — lautete die Antwort des Aufwärters, der alle Namen auswendig zu wiſſen ſchien. Sie ſchritten nun durch einen endloſen Korridor, dann die Treppe hinauf und wieder über einen Gang im erſten Stock, in dem in langer Reihe Gasflammen brannten. Eine Thür wurde geöffnet, an der auf einem Blatt Papier ſtand:

I. Kompagnie.

10. Korporalſchaft.

I. Div. Kadett von Klippen.
I. Div. Kadett von Röhrsdorff.
II. Div. Kadett Berckmann II.
III. Div. Kadett Goldammer.
IV. Div. Kadett von Geyer.
V. Div. Kadett Ulrich.

Sylveſter blieb ſtehen und las die Namen derer, mit denen er auf der Stube zuſammen ſein ſollte. Als er ſich ſchon verzeichnet fand, lief ihm ein Schauer der Befriedigung über den Leib.

Der Aufwärter war vorausgegangen und hatte drin im Zimmer den Koffer abgeladen. Es war ein zwei-

fenstriger, großer Raum mit weißen Kalkwänden, an denen kommodenartige Pulte standen und hohe, schmale Kleiderschränke. In der Mitte über einem mächtigen Arbeitstisch brannten zwei Gasflammen durch grüne Blechschirme abgeblendet. Niemand war anwesend.

— Sie müssen sich beim Offizier du jour melden. Herr Leutnant Hahn. Im Flügel drüben! — sagte der Aufwärter, mit der Hand den Korridor hinaufweisend. Als Sylvester der angedeuteten Richtung folgen wollte, näherten sich zwei Kadetten, ein großer, blonder, hübscher Mensch mit kleinem Schnurrbärtchen, der die Mütze keck auf einem Ohr trug, und ein bedeutend kleinerer, schmächtiger, mit bräunlichem Teint und schwarzen Haaren. Der Blonde schlug fröhlich dem Aufwärter auf die Schulter:

— Guten Abend, Schneider! Leben Sie auch noch?

— Guten Abend, meine Herren! — antwortete freundlich der Aufwärter und sagte zum Blonden in seinem starken sächsischen Dialekt:

— Mei Herr von Rehrsdorff, eenen Neien haben Sie uf de Stube bekommen!

Sylvester wußte nicht, wie er sich benehmen sollte. Zuerst wollte er sich vorüberdrücken, dann, als er den Namen Röhrsdorff gehört, der auf dem Zettel an der Thür stand, überlegte er sich, ob es nicht besser sei, den älteren Kameraden zu bitten, ihm den Weg zum Offizier du jour zu zeigen. Da sprach ihn Kadett von Röhrsdorff auch schon an:

— Es ist hier Sitte, sich vorzustellen. Der jüngere natürlich zuerst. . . . von Röhrsdorff . . bei mir ist das wurscht . . . .

Sylvester nannte seinen Namen etwas erstaunt, denn

er war das auf der Schule nicht gewöhnt gewesen. Der Braune sagte:

— Beckmann — mit kurzer Verbeugung und verschwand in der Stube. Kadett von Röhrsdorff aber nahm sofort sehr freundlich Sylvester beim Arm und zog ihn den Gang hinunter:

— Ist Ihre Frau Mutter nicht eine geborene von Schirrmacher?

Erstaunt bejahte Sylvester, und der große Blonde fuhr fort:

— Dann sind wir entfernt verwandt. Meine Großmutter war auch eine Schirrmacher. Mein Vater hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß Sie jetzt einträten. Das trifft sich ja sehr gut. Ich kann Ihnen schnell noch ein paar Sachen sagen, damit Sie sich Unannehmlichkeiten als Neuer ersparen. Sie müssen unseren Stubenältesten nie einfach bei Namen anreden. Sagen Sie immer... Kadett von Klippen. Übrigens heißt für Sie jeder Kadett einer höheren Division .. vor allem der ersten .. Kadett. Also Kadett Müller .... Kadett so und so .... Ich lege keinen Wert ....

Weiter kam er nicht, denn in diesem Augenblick zog lärmend eine Schar älterer Kadetten vorüber, die Röhrsdorff in ihre Mitte nahm. Sylvester folgte. Eine Glasthür schloß am Ende des Ganges die Offizierswohnung ab. Mehrere Kadetten warteten dort schon. Wer von der ersten Division war, drängte sich vor, und kam vor den übrigen an die Reihe, zur Meldung in das Zimmer des Leutnants zu treten.

Endlich konnte sich auch Sylvester melden. Er wußte zwar nicht, wie das zu geschehen hatte, aber ein paar

andere, die ſich im Geſpräch als demnächſtige Klaſſenkameraden entpuppten und ſehr liebenswürdig waren, hatten ihm geſagt, er als Neuer brauche nur Diviſion und Namen zu nennen. Deshalb ſagte Sylveſter gleich beim Eintreten, indem er verſuchte, möglichſt ſtramm zu ſtehen, wie es ihm der Hauptmann ein wenig beigebracht hatte:

— Vierte Diviſion: von Geyer!

Der Offizier, Leutnant Hahn, ſaß bei der Lampe am Tiſch und blickte Sylveſter an. Er nickte, machte mit dem Bleiſtift auf dem Papier vor ſich einen Strich und ſagte:

— Danke!

Als Sylveſter nicht gleich verſtand, was er ſollte, rief Leutnant Hahn laut:

— 's iſt gut! Der nächſte ſoll kommen!

Sylveſter machte eine Verbeugung, wobei der Offizier zu lächeln ſchien, und ging. Mit Mühe fand er, die Thürſchilder ſtudierend, die zehnte Korporalſchaft wieder. Im Zimmer war niemand. Sylveſter wußte nicht recht, was er beginnen ſollte. Er blieb ſtehen und ihm ſchoſſen tauſend Gedanken durch den Kopf. Es war alles ſo neu und ungewohnt. Er fühlte etwas wie Verzweifelung und Furcht. Niemals, glaubte er, würde er ſich hier einleben können, nie, meinte er, würde er das alles lernen, was es hier neu für ihn zu lernen gab.

Da ging die Thür auf und ein winziger Kadett, ohne Degen, nur mit Mütze und Handſchuhen, trat ein. Er hatte eine Fünf und eine Krone darüber auf den Achſelklappen. Alſo fünfte Diviſion, und, da er kein Neuer war, offenbar ſitzen geblieben. Er achtete nicht auf Sylveſter, ſondern lief zu einem der Schränke, den er öffnete.

Dann knöpfte er den Waffenrock auf und im selben Augenblick fiel ein wahrer Regen von Äpfeln, Birnen und Nüssen in den Schrank. Dann knöpfte er wieder zu, trat eilig an Sylvester heran, sagte vorstellend:

— Ulrich! — und war zur Thür wieder hinaus.

— So ein Bengel! — rief eine Stimme, und Röhrsdorff erschien mit den Worten:

— Unser Stubenältester liegt schon in der Falle ... Ach so, das verstehen Sie nicht ... also im Bett ... Ich würde Ihnen raten, sich bei ihm zu melden ....

— Was muß ich da sagen? — fragte schüchtern Sylvester. Kadett von Röhrsdorff antwortete:

— Ich melde mich zur Stelle! oder Kadett von Geyer meldet sich auf die zehnte Korporalschaft gelegt .... oder irgend so'n Unsinn..... Da .. daneben ist der Schlafsaal ... gehen Sie nur rein....

Er öffnete die Thür und geleitete Sylvester hinein. Der Raum war matt erleuchtet. In Abständen standen sechs Betten und sechs Waschtische an der Wand. Am ersten Bett angekommen, gab Röhrsdorff Sylvester ein Zeichen, und der neue Kadett, der in den Tüchern nur einen dunklen Kopf unterscheiden konnte, sagte stotternd:

— Ich, Kadett von Geyer .....

— 's gut! Gehen Sie in die Falle. Aber Trab. Wir wollen schlafen ... — knarrte eine Stimme, und in den anderen Betten bewegte es sich gleichfalls. Sylvester öffnete seinen Koffer, wo glücklicherweise, wie er wußte, das Nachtzeug obenauf lag. Damit schlich er sich in den Schlafsaal zurück. Ulrich, der wiedergekommen war, nahm noch schnell einen seiner Äpfel mit und folgte ihm. Er zeigte ihm flüsternd ein Bett am Fenster:

— Da iſt Ihrs. Aber leiſe machen.

Dann entkleidete er ſich und ſtopfte ſich ſeine Bettdecken an den Seiten und am Fußende ein. In einer Minute war auch Sylveſter fertig. Er mußte nur noch das Hemd wechſeln, aber trotz der halben Dunkelheit im Raum ſchämte er ſich, weil er ſich noch nie vor Fremden ausgezogen hatte, bis auf das Baden in der Elbe. Dort war es natürlich, hier dünkte es ihm peinlich. Ein barſcher Zuruf des Stubenälteſten trieb ihn zur Eile an und er fuhr in der Angſt, ſein Taghemd anbehaltend, in die Decken, die ſich kalt anfühlten, als ob ſie naß geweſen wären.

Sylveſter war wie erſtarrt. Er klapperte vor Kälte. Die Bettdecke war nicht eingeſtopft. Sein geſteiftes Vorhemd ſtörte ihn, doch er wagte nicht das Nachthemd anzuziehen, ſo grob hatte die Stimme geklungen. Dazu war ſeine Matratze unerträglich hart, eingelegen, ſodaß ſich förmlich eine Rinne in der Mitte befand, in die er verſank. Sein weiches Kopfkiſſen fehlte ihm, hier lag er auf Seegras, das ihm wie ein Stück Holz vorkam. Er hatte das Taſchentuch nötig, aber es ſteckte im Rock und er wagte es nicht ſich zu bewegen. Endlich verrutſchte die Decke, ſodaß ſeine Füße bloß wurden.

Da fühlte ſich Sylveſter unglücklich, zu Tode unglücklich. Er zitterte und bebte. Er dachte an zu Haus, an ſein Zimmer, in dem er allein lag in dem ſchönen, warmen, weichen Bett. Und mit Grauen überlegte er, daß er nur in die vierte Diviſion gekommen war, alſo noch ganze vier Jahre aushalten mußte, daß es nun, wo er einmal eingetreten, keine Möglichkeit für ihn gab wieder zu entfliehen. Da fühlte er ſich wie ein Gefangener und verfluchte in ſeinem Inneren die Stunde, wo der Plan

gefaßt worden, daß er Kadett werden ſollte. Und jetzt erſchien ihm das Gymnaſium ſo freundlich, ſo friedlich und glücklich, daß er die brennende Sehnſucht empfand, wieder dorthin zurückzukehren. Wenn das geſchehen könnte ſchwor er ſich ſo fleißig zu ſein, daß er der Erſte in ſeiner Klaſſe würde.

Er hatte ſich im Gedanken daran bewegt und den Verſuch gemacht, die verrutſchte Bettdecke wieder in die Höhe zu ziehen. Da brummte halb im Schlaf der Stubenälteſte:

— Verfluchter Neuer ... Schlafen laſſen ... Hmmmm ..

Sylveſter erſchrak. Wie er gerade ſich befand blieb er liegen. Die Aufregung hatte ihn ſo müde gemacht, daß er mit einem Male eingeſchlummert war.

26.

Sylveſter ſchlief wie ein Toter, bis ihn am anderen Morgen ſein Gegenüber, der kleine Ulrich, weckte. Er fuhr in die Höhe und noch halb ſchlaftrunken hörte er draußen auf dem Korridor ein Trompetenſignal. Die anderen Kadetten ſaßen aufrecht in ihren Betten, reckten und dehnten ſich, nur Röhrsdorff war lang ausgeſtreckt liegen geblieben. Der Stubenälteſte, der eben ſeine Strümpfe anzog, herrſchte Sylveſter an:

— Aufſtehen, der Neue da!

Sylveſter beeilte ſich ſo ſehr als möglich, während die anderen ſchon an den Waſchtiſchen ſtanden und bei heruntergelaſſenem Hemd den entblößten Oberkörper wuſchen.

Und nun gewahrte er auch Goldammer, den Kadett der dritten Diviſion, den er am Abend gar nicht bemerkt. Er war weißblond, mittelgroß und hatte in ſeinen Bewegungen etwas ungeheuer Sicheres und Ruhiges. Wie ihm gelehrt worden, ſtellte ſich Sylveſter vor.

— Ulrich, Sie ſind des Neuen Spezieller, — knurrte der Stubenälteſte in ſeinen Waſchſchwamm hinein. Ulrich erklärte ſofort, was das bedeutete:

— Ich zeige Ihnen alles, weil ſie Neuer ſind.

Darauf machte er Sylveſter mit der Einrichtung des Waſchtiſches bekannt, wo jedes Stück ſeinen beſonderen Platz hatte. Kadett von Klippen ging ſchon in das anſtoßende Wohnzimmer. Wie Sylveſter nun ſah, hatte er ein bleiches Geſicht mit kleinen Augen und fehlenden Brauen, einen Wollkopf winziger, ſchwarzer Löckchen, wie ein Neger, und wulſtige, rote Lippen. Röhrsdorff blieb noch immer im Bett liegen. Sylveſter wollte ſeine Waſchſachen aus dem Koffer holen um ſie einzuräumen, aber Ulrich bedeutete ihm, es ſei nicht die mindeſte Zeit zu verſäumen, und ſchon blies draußen wiederum der Horniſt:

— Das iſt das Signal Vorwärts. Sie müſſen mitkommen zum Frühſtück in den Eßſaal! — erklärte der kleine, ſchwarze Ulrich. Und ſie ſchritten nun, einem Strom von Kadetten folgend, durch die Korridore über die Treppen, dann den Glasgang hin zu einem großen Nebengebäude, in dem der Eßſaal lag. Alles trug blaue Jacken ohne Schöße mit ſilbernen Knöpfen und den Diviſionsnummern auf den Achſeln. Es war ein Gewirr und ein Geſchiebe, ein Erzählen, Lachen und Lärmen, daß Sylveſter ſich ganz erſtaunt umſah. Er bemerkte eine Reihe von Schickſals-

genoſſen, wie er noch in Civil, faſt erdrückt unter dem Schwarm von Uniformen, und er erkannte unter ihnen einzelne bekannte Geſichter vom Examen her. Er empfand das Bedürfnis, ſich ihnen zu nähern, weil er ſich unwillkürlich ihnen zugehörig fühlte, doch Goldammer, der an ſeiner Seite geblieben war, ſchob ihn immer weiter.

Plötzlich ertönte lautes Lachen hinter ihnen und eine Schar großer Kadetten von der erſten Diviſion machte ſich, alles bei Seite drängend, rückſichtslos Platz. Sylveſter bekam einen tüchtigen Stoß ab und wollte ihn zurückgeben, wie er es auf der Schule gewöhnt geweſen, als ihn ſein Begleiter warnte:

— Um Gottes Willen nicht! Was denken Sie! Da könnten Sie eklig hineinſchmieren! Das iſt ja erſte Diviſion und noch dazu der zweite Dienſt darunter.

Da er ſah, daß Sylveſter nicht verſtand, erklärte er, daß zwei Kadetten der erſten Diviſion täglich den Dienſt hätten, um in der Beaufſichtigung den Offizier du jour zu unterſtützen. Sie ſeien dadurch kenntlich, daß ſie Mützen trügen, im Gegenſatz zu den andern, die immer barhaupt gingen.

Inzwiſchen hatten ſie den Speiſeſaal erreicht, in dem die Kompagnien getrennt waren. In der linken Hälfte ſtanden die Tiſche für die erſten. An jedem Tiſch war für etwa zwei Korporalſchaften Platz, die Stubenälteſten in der Mitte. Die Jüngſten, die fünfte Diviſion, quer vor. Ulrich hatte Sylveſter beim Arme gepackt und ſchob ihn auf ſeinen Platz neben ſich, wo er die Kaffeetaſſe fand mit einem Brot, zwei Stückchen Zucker und einem zinnernen Kännchen, das Kaffee und Milch ſchon gemiſcht

enthielt. Doch ehe sie sich setzten ertönte aus der Mitte des Saales das scharfe Kommando:

— Still gestanden!

Erstaunt sah sich Sylvester um. Im selben Augenblick erhielt er von hinten einen Puff und der Stubenälteste zischte:

— Ruhig stehn!

Nun gewahrte er Leutnant Hahn in der Mitte, von dem das Kommando ausgegangen war und am Tische neben ihnen ertönte ein kurzes Gebet. Der Kadett vom Dienst las vor, der vorhin unter denen gewesen, die Sylvester gestoßen hatten. Der Saal hallte vom Stühlerücken wieder und alles nahm Platz. Man hörte nur das Klappern der Löffel und Tassen und das gleichmäßige Aufstoßen der Säbelschleppe, wenn Leutnant Hahn im Längsgange zwischen den Tischen auf und niederschritt. Fast kein Wort wurde gesprochen. Es war keine Zeit, manche hatten auch wohl noch Heimweh, Kater oder waren noch verschlafen. Röhrsdorff, der zuletzt erschienen, ganz kurz noch vor dem Kommando, konnte, wie es schien, vor Müdigkeit kaum aus den Augen sehen.

Die neuen Eindrücke wirkten so stark auf Sylvester, daß er fast das Essen vergaß und in Gedanken verloren sich umsah. Er war noch nicht fertig mit seinem Frühstück, als auch schon das Kommando des Leutnants klang:

— Aufstehen! — Schnell stopfte ihm noch der kleine, schwarze Ulrich die übrig gebliebene Semmel in die Tasche, dann tönte das zweite Kommando:

— Wegtreten!

Die Kadetten machten Kehrt und Sylvester drehte sich unwillkürlich ein Stück mit, ohne recht zu wissen

warum. Dann ging es denſelben Weg wieder zurück, durch den Glasgang über die Treppe, den Korridor nach der Stube, und kaum waren ſie im Zimmer angekommen, als auch ſchon wiederum draußen ein Signal erklang.

— Setzen! — rief der Stubenälteſte. Jeder hatte ein paar Hefte und Bücher von ſeinem Pulte geholt und nahm nun in der Mitte an dem großen Tiſche Platz: obenan Kadett von Klippen. Gegenüber blieb ein Platz frei für Röhrsdorff, der noch nicht eingetroffen war. Sylveſter kam unten an, neben dem blonden Goldammer auf derſelben Seite wie der Stubenälteſte. Alle ſaßen, nur der kleine Schwarze noch nicht, der in der ganzen Stube herumfuhr, um etwas Ordnung zu ſchaffen. Er klappte die Koffer zu, ſchloß offen ſtehen gebliebene Schränke und ſuchte ſo gut es ging, die Papiere zur Seite zu räumen, wobei es ihm einen beſonderen Spaß zu machen ſchien, ſich ſcheinbar übergroße Mühe zu geben, indem er faſt außer Atem kam, ohne indeſſen recht etwas vor ſich zu bringen.

— Wer hat Stubendienſt? — fragte der Stubenälteſte. Ulrich fuhr zuſammen, daß ſeine Nähte krachten und rief mit ernſtem Geſicht, als ſei er voll vom Werte ſeines Vorgeſetzten überzeugt:

— Ich! Kadett von Klippen!

Ganz traute der Stubenälteſte dem Schwarzen nicht und ſagte daher:

— Machen Sie nur nicht ſolchen Skandal mit ihrem Diereifer!

— Zu Befehl! — rief Ulrich. Dann trat er heran und ſagte:

— Ich melde die Stube in Ordnung!

Er machte darauf eine Kehrtwendung, daß die Dielen der Stube erbebten und setzte sich an seinen Platz.

Da das Schuljahr eben erst begonnen, so hatte noch keiner etwas zu arbeiten und sie kramten daher alle in ihren Sachen herum, wodurch einige Unruhe entstand, sodaß der Stubenälteste sich mehrfach mißtrauisch umsah und öfters brummte:

— Ich bitte mir Ruhe aus!

Plötzlich öffnete sich die Thür, der Kadett vom ersten Dienst steckte den Kopf herein und rief:

— Die Arbeitsstunde fällt aus, statt dessen sollen die Koffer ausgepackt werden.

Er schlug die Thür wieder zu und alle erhoben sich. Die Bücher wurden weggepackt. Die Kadetten gingen daran, ihre Pulte und Schränke in Ordnung zu bringen. Ulrich half Sylvester. Er lehrte ihm, daß jeder Gegenstand seinen genau vorgeschriebenen Platz hatte, in welcher Reihenfolge im Schrank die Kleider hängen sollten, daß unten in das eine Fach die schmutzige Wäsche kam, in das andere die Stiefel und oben über die Kleiderhalter die Kopfbedeckungen. Dann im Pult, wie oben darauf die Bücher stehen müßten, in die unteren großen Fächer oben die Wäsche käme, der Reihe nach gelegt, sodaß Nummer eins begann, unten die übrigen Gegenstände.

Bei manchen Sachen, die Sylvester vorsorglicherweise von der Mutter eingepackt erhalten, lachte Ulrich und behauptete, die müßten wieder zurückgeschickt werden. Als die Leibbinde Tante Gustels zum Vorschein kam, erhob sich ein allgemeines Gelächter und der Stubenälteste sagte verächtlich zu Berckmann I, dem von der zweiten Di-

vision, dem er als älteren zuweilen ein paar gnädige Worte gönnte:

— Der Neue scheint ein riesiges Mutterſöhnchen zu sein!

Dann gingen sie in das Schlafzimmer, um Bürsten und Kämme, Seife und Schwamm an Ort und Stelle zu legen. Röhrsdorff fanden sie dort, der sich erst jetzt wusch, weil er in der Eile vorhin beim Aufstehen keine Zeit mehr dazu gehabt. Ulrich hatte eben gezeigt, wie die Fächer des Waschtisches mit weißem Papier ausgelegt werden mußten, als wieder ein Signal erklang.

— Schluß der Arbeitsstunde! — erklärte lachend der blonde Röhrdorff, der immer noch gegen Sylvester sehr zuvorkommend war.

— Antreten! — befahl Kadett von Klippen. Am Fenster stellten sich, in ihren blauen Köperwesten, die Kadetten in einem Gliede dem Alter nach auf, unter dem linken Arm, in die Hüfte gestemmt, die Stundenmappe eine Art Büchertasche aus Pappe und Leder. Röhrsdorff hatte den rechten Flügel. Der Reihe nach folgten Beckmann I, Goldammer, Geyer und Ulrich. So gut er es vermochte, suchte Sylvester stramm zu stehen. Es freute ihn doch, daß er nicht der Letzte war und noch einen hinter sich hatte. Nun schritt der Stubenälteste die Front ab, um den Anzug zu prüfen. Röhrsdorff hatte Staub auf dem linken Ärmel. Als Divisionskameraden wagte ihm Kadett von Klippen nichts zu sagen und befahl deshalb:

— Stubendienst, bürsten Sie Kadett von Röhrsdorffs Ärmel ab!

Sofort sprang Ulrich, mit einer Bürste bewaffnet, diensteifrig herzu, während der Stubenälteste weiterging. An Beckmann I war nichts auszusetzen, Goldammer tadel-

los. Nun stellte sich Kadett von Klippen vor Sylvester. Er musterte ihn einen Augenblick, dann rief er:

— Sie sind total dreckig! Sie Neuer! Sie scheinen mir ein faules Früchtchen zu sein!

Dabei wies er auf eine kleine staubige Stelle an der linken Hüfte, die auf Sylvesters dunkelblauem Civilanzug die Stundenmappe hervorgebracht hatte. Er hatte kaum Zeit, mit dem rechten Ärmel darüber hinzufahren, als das Signal „vorwärts" klang. Ulrich meldete wiederum, daß die Stube in Ordnung sei, dann kommandierte der Stubenälteste rechtsum und sie marschierten auf den Korridor hinaus, in dem vor und hinter ihnen schon mehrere andere Korporalschaften einher stampften. Der kleine, schwarze Ulrich, der dicht hinter Sylvester ging, rief ihm fortwährend zu:

— Rechts, links, rechts, links!

Vor der Treppe erweiterte sich der Korridor zu einem Platze und dort stellten sich alle zwölf Korporalschaften der Kompagnie auf. Nochmals wurde der Anzug durchgesehen, und Sylvester hörte, wie Röhrsdorff zu einem anderen Stubenältesten sagte:

— Klippen ist riesig geschwollen, daß er Stubenältester ist und ich nicht! So ein Kamel!

Da rief Kadett von Klippen plötzlich, für alle kommandierend:

— Stillgestanden!

Leutnant Hahn war aus seiner Wohnung am Ende des Ganges getreten. Er ließ den Säbel schleppen und zog sich die Handschuhe an. Als er ganz nahe herangekommen war, begannen sämtliche Stubenältesten der Reihe nach zu melden. Schnell sah der Offizier die Kadetten durch.

Es war so viel Neues, daß es Sylvester fast überwältigte, er zerstreut war, und das Herannahen des Leutnants nicht bemerkte. Die übrigen in der Korporalschaft hatten Stellung genommen, nur er ließ in Gedanken den linken Fuß abgespreizt stehen und drehte sogar ein klein wenig den Kopf nach links, weil ihm in dem Augenblick die Frage aufgestoßen war, ob auch hierbei die Kadetten vom Dienst ihre Mützen trügen.

— Passen Sie auf! Auch als Neuer könnten Sie schon gemerkt haben, daß Sie ruhig zu stehen haben, wenn ich durchsehe! Wie heißen Sie? — sagte Leutnant Hahn, und in tödlicher Angst, schon von Anfang an etwas versäumt zu haben, nannte Sylvester seinen Namen.

Beim Wegtreten rief ihn der Stubenälteste noch einmal zurück und bedeutete ihm, er möge sich ordentlich zusammennehmen, denn er habe nicht Lust, seinetwegen von den Vorgesetzten etwa „Nasen zu fassen". Damit war er entlassen und mußte nun sehen, wie er seine Division allein fand. Er folgte dem Strom der Kadetten und gelangte mit ihnen in das Untergeschoß, wo er das Glück hatte, sofort an einer Thür ein Schild zu entdecken mit der Aufschrift: IV. Division. Dort trat er zaghaft ein. Er sah ein geräumiges Schulzimmer vor sich, mit Katheder und Wandtafeln, wie im Gymnasium. Nur die Bänke fehlten. Statt dessen hatte jeder einzelne seinen Tisch für sich, vor dem ein Holzstuhl stand. Alles war hier geordnet, denn sofort trat ein Kadett auf ihn zu, den er schon beim Frühstück am selben Tisch bemerkt, und sagte:

— Sie sind doch der Neue? Von Geyer? Gut. Hier ist Ihr Platz.

Dann gebot er Ruhe, und einen Augenblick ſpäter trat der Lehrer ein, der Deutſch zu geben hatte. Bei ſeinem Eintritt war das allgemeine Geſpräch, die Begrüßungen nach dem Urlaub, das Erzählen der Erlebniſſe, verſtummt, die Kadetten hatten ſich erhoben und ſetzten ſich wieder an ihre Tiſche, nachdem ihnen der Lehrer, Profeſſor Doktor Raum, ein hoher Fünfziger mit graugeſprenkeltem Haar und langem Schnurrbart, eine ſehr artige Verbeugung gemacht hatte.

Das war ſo anders, als im Gymnaſium, daß Sylveſter faſt ſich zu ſetzen vergaß vor Staunen. Sein Platz befand ſich unten an, doch ein gutes Stück vom Katheder entfernt. Er folgte mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Als die Glocke zum Schluß erklang, war ihm die Zeit wie nichts verflogen.

Die Mathematik, die dann kam, gab ein Offizier, ein Artilleriſt: Leutnant Raff. Und ſchon aus militäriſchem Gefühl, wie er ſich einbildete, hörte Sylveſter zu. Premierleutnant Raff war ſehr liebenswürdig, die Art und Weiſe, wie er den Unterricht handhabte, hatte etwas ungemein Gewinnendes. Als einer einmal den Verſuch machte, vorzuſagen, hielt der Offizier inne und ſprach:

— Meine jungen Herren! Ich möchte, daß wir uns von Anfang an einigten über unſer Verhältnis zu einander. Mich brauchen Sie nicht durch Vorſagen hinters Licht zu führen, denn, erſtens höre ich's doch — ich habe nämlich ſehr gute Ohren — und zweitens — will ich nur, daß Sie was lernen ſollen. Wir arbeiten nicht gegen einander, ſondern mit einander. Endlich ſind wir Militärs und Sie keine Schuljungen, keine Pennäler mehr. Alſo hand-

haben wir den Unterricht auch militäriſch, und beim Militär giebt's kein Vorſagen.

Dieſe Rede machte Sylveſter ungeheuern Eindruck. Er fühlte ſich ſtolz darauf, nicht mehr Gymnaſiaſt zu ſein, und gab ſich das Verſprechen, ein anderer Menſch zu werden.

Zwiſchen der zweiten und dritten Stunde fand eine längere Pauſe ſtatt, in der alles auf den Hof hinaus mußte. An der Thür ſtanden die uniformierten Aufwärter mit Körben, die das Frühſtück enthielten: geſtrichene Dreierbrötchen mit Wurſt, Schinken oder Käſe belegt. Sylveſter war der einzige Neue in der vierten Diviſion der erſten Kompagnie, und die Kameraden nahmen ſich ſeiner ſehr freundlich an. In den Pauſen fragten ſie ihn, wo er auf der Schule geweſen, wer ſein Vater ſei, und erzählten ihm allerlei über das Korps, über die Offiziere, die Lehrer, die ſie nicht mehr Spieße, ſondern Pauker nannten. Vor allem liebenswürdig war gegen ihn Kadett von Hoyer, der Diviſionsälteſte. Er erklärte ihm alles, was Sylveſter unbekannt und neu war:

— Sie haben übrigens Pech, auf der zehnten Stube zu liegen! — ſagte er. Sylveſter fragte warum und bekam die Antwort:

— Ihr Stubenälteſter Klippen iſt ein rieſiges Rauhbein. Den kleinen, ſchwarzen Ulrich, der ja auch auf Ihrer Stube liegt, den hat er voriges Jahr, wo er ſchon Stubenälteſter war, weil es in der erſten Diviſion nur zehn Katheten gab, ganz gemein geſchunden.

— Katheten? — fragte Sylveſter.

— Ja, wir nennen uns immer Katheten!

Das, was er von Hoyer gehört, ging ihm doch ſehr

im Kopfe herum. Warum mußte er nun gerade das Pech haben, zu einem unangenehmen Stubenälteſten zu kommen! Er fühlte ſich wohl hier in der Diviſion unter lauter Kameraden, die zuvorkommend gegen ihn waren, und er begann ſich ſchon vor dem Augenblick zu fürchten, wo er wieder hinauf auf die Korporalſchaft mußte, um von Kadett von Klippen angefahren zu werden, für Dinge, die er als Neuer unmöglich bereits wiſſen konnte. Als nach der vierten Stunde die Glocke zum letzten Male erſchallt war, wurde es ihm förmlich bange ums Herz, und mit Zagen packte er ſeine Bücher in die Stundenmappe. Mit Hoyer ging er die Treppe hinauf ſeinem Schickſal entgegen. Kaum hatte er die Thür geöffnet, als ihn auch ſchon der Stubenälteſte anrief:

— Vorwärts. Sie ſollen Sachen faſſen. Die anderen ſind längſt dort. Natürlich ſchon wieder Sie der Letzte. Sie ſcheinen mir ein rechtes Früchtchen zu ſein.

Schnell legte Sylveſter die Stundenmappe fort und eilte hinaus. Röhrsdorff ging ihm nach. Er ließ die Thür offen und ſagte wie abſichtlich, um Klippen zu ärgern:

— Geyer, wiſſen Sie denn, was Sachen faſſen heißt? Alſo das heißt: der Feldwebelleutnant giebt Ihnen die Uniformen und den ganzen Schwindel, den Sie brauchen. Übrigens iſts eben erſt durch den Dienſt angeſagt worden. Sie brauchen ſich weiter gar nicht abzuhetzen. Dort iſts, auf dem Platz, wo wir heute früh zum Stundenappell ſtanden.

Sylveſter dankte und lief was er konnte, den Gang zum Platze hinunter, wo er ſchon eine Menge Neuer fand. Feldwebelleutnant Heinrich, ein gedienter Unteroffizier, mit langem, grauem Vollbart und einem mächtigen Siegelring

auf dem Zeigefinger der rechten Hand, trat unter sie. Er wollte ihnen gleich bei der ersten Begegnung Eindruck machen und herrschte sie deshalb an, ohne daß irgend einer von den ziemlich zaghaften Neuen Lärm gemacht hätte:

— Ruhe! Ruhe! Ruhe!

Sylvester erschrak zuerst, doch merkte er schnell, daß es gar nicht so ernst gemeint sei. Sie gingen nun an die gegenüberliegende Kammer und der Feldwebelleutnant begann aus den dort aufgestapelten Vorräten an Anzügen und Ausrüstungsgegenständen jedem, die Größe nach Augenmaß berechnend, ein paar Tuch-, ein paar Drell-Hosen, eine blaue Köperweste sowie einen Waffenrock zuzuteilen.

Als Sylvester die Uniformstücke in der Hand hielt die er von nun ab tragen sollte, überlief ihn ein wonniges Gefühl der Erregung. Den Weg bis zum Schlafsaal legte er im Laufen zurück, weil er es nicht mehr erwarten konnte sich endlich in Uniform zu sehen. Er fand die Stube leer: die übrigen hatten auf dem Stellplatze auf der anderen Seite einen Appell. Hastig fuhr er in die Kleidungsstücke. Die Beinkleider waren ihm ein wenig zu lang, aber der Waffenrock paßte wie angegossen. Das ungewöhnte Zuknöpfen machte ihm zuerst Mühe, sodaß es lange dauerte, und als endlich auch die Heftel am Kragen geschlossen waren, eilte er vor den Spiegel im Schlafsaal um sich zu betrachten. Er mußte laut auflachen als er sich sah. Die enganliegende Taille, der hohe Kragen störten ihn zuerst, doch nachdem er ein paar Mal im Zimmer auf und abgelaufen war, schien es ihm, als säße es schon bequemer.

Er schämte sich fast, die Stube zu verlassen und

lief ſo ſchnell als möglich auf den Stellplatz, wo ſchon ein paar andere Neue ſtanden, die ſich in der ungewohnten Uniform ebenſo komiſch vorkamen wie er ſelbſt. Sie betrachteten ſich gegenſeitig.

— Ruhe! — ſchallte die Stimme des Feldwebelleutnants. Er begann ſie durchzuſehen, doch kaum hatte er angefangen, ſo kommandierte er:

— Stillgeſtanden. Nicht euch.

Der Kompagniechef Hauptmann Schröder erſchien, ein kleiner Mann mit blondem Vollbart, den er am Kinn ausraſiert trug. Nachdem ihm der Feldwebelleutnant gemeldet, zog er ſich ſeitwärts an ein Fenſter zurück und rief den rechten Flügelmann heran, um eingehend mit ihm zu ſprechen, jedoch ſo leiſe, daß die übrigen nichts von der geführten Unterhaltung verſtehen konnten. Darauf folgte der Zweite. Sylveſter ſtand als Vierter, da er für ſein Alter hochaufgeſchoſſen war. Als er an die Reihe kam, ſtellte er ſich dem Hauptmann in möglichſt militäriſcher Haltung gegenüber. Dieſer fragte:

— Wie heißen Sie?

— Von Geyer.

— Kadett von Geyer! — verbeſſerte der Hauptmann, dabei nahm er ſein Notizbuch vor und las einen Augenblick:

— Sie ſind auf der zehnten Korporalſchaft. Da haben Sie in Ihrem Stubenälteſten einen ſehr ſcharfen Vorgeſetzten bekommen. Nehmen Sie ſich alſo recht zuſammen. Sie werden, wenn Sie bei uns Ihre Pflicht thun, finden, daß das Leben im Korps ganz ſchön iſt. Zwar iſt es eine ernſte Schule ſchon bei jungen Jahren, aber für unſeren Beruf als Soldaten thut das

Not. Noch eines: ich bin Ihr Kompagniechef, ich habe für Sie zu sorgen. Es steht Ihnen frei sich jederzeit an mich zu wenden, sobald Sie glauben irgend wie Rat zu brauchen. Vergessen Sie das nicht. Wollen Sie?

— Zu Befehl, Herr Hauptmann! — antwortete Sylvester ganz militärisch, wie er es von den anderen alten Kadetten gehört hatte. Und die Antwort machte auf den Kompagniechef einen günstigen Eindruck, denn er nickte ihm freundlich zu und sagte:

— Sie sind ja übrigens aus einer Soldatenfamilie, das sieht man Ihnen gleich an.

Sylvester war etwas beschämt, denn er verstand nicht recht, wie er das verdient haben sollte, was doch sicherlich ein Lob bedeutete. Darüber begann er rot zu werden, und als der Hauptmann ihm die Hand reichte mit den Worten:

— Ich heiße Sie also willkommen in meiner Kompagnie! — schritt er auf seinen Platz zurück mit einem Kopf wie ein Truthahn.

Während die Neuen noch anprobierten, tönte wieder das Signal „vorwärts", und der Feldwebelleutnant entließ sie auf die Stuben. Die Korporalschaft war schon angetreten, um zum Stellplatz abzumarschieren. Sylvester trat sofort ein. Da ihm seine Sachen gepaßt hatten, durfte er sie anbehalten. Er wollte einfach im Glied stehen bleiben, doch Ulrich gab ihm einen Stoß, indem er ihm ins Ohr zischte, daß er sich zu melden habe. Aber sofort fuhr ihn Kadett von Klippen auch schon an:

— Der Neue kann sich wohl nicht zur Stelle melden!

Und Sylvester polterte heraus mit seinem:

— Ich melde mich zur Stelle! — wie es ihm Röhrsdorff ganz gemütlich laut vorgesagt hatte.

Auf dem Stellplatze sammelten sich wieder alle zwölf Korporalschaften. Ein Jägeroffizier, Leutnant von Sargofski, hatte du jour und sah die Kadetten durch. Ulrich schickte er auf die Stube zurück, weil er seine Knöpfe nicht geputzt hätte, wofür der kleine Schwarze vom Stubenältesten einen wütenden Blick bekam.

Während der Leutnant noch die Korporalschaften abschritt, erschienen der Hauptmann und Feldwebelleutnant Heinrich.

Leutnant von Sargofski meldete und der Kompagniechef rief den Kadetten zu:

— Guten Morgen!

Sofort klang als Antwort, alles im Chore:

— Guten Morgen Herr Hauptmann!

Das erschien Sylvester so seltsam, weil es so maschinenmäßig klang und das Echo weckte, daß er an sich halten mußte, um nicht zu lachen. Nun schritt der Hauptmann noch einmal die Fronten ab und der Feldwebelleutnant verlas den Befehl, der die Angabe des Tagesdienstes für den nächsten Tag enthielt, ein paar Befehle über Abgabe der Urlaubsgarnituren und Bestimmungen über die Neuen. Sylvester hörte aufmerksam zu und schielte dabei immerfort an seiner Brust herunter auf die Reihe silberner Knöpfe, die ihn blendete und störte im Gefühl des Ungewohnten. Im Gedanken daran verpaßte er das Kommando:

— Weggetreten! — des Offiziers du jour, und war ganz erschrocken, als mit Getöse die ganze Kompagnie herumfuhr.

Im selben Augenblick stürmte schon alles die Treppe hinunter zum Eßsaal, wo beim Mittagsessen wie beim Frühstück am Morgen ein Gebet durch den Kadetten vom Dienst verlesen wurde. Der Feldwebelleutnant aß mit. Er saß Kadett von Klippen gegenüber neben Röhrsdorff. Die Suppe wurde vom Stubenältesten ausgeteilt und Ulrich flüsterte Sylvester verschmitzt lächelnd zu:

— Geyer, sehen Sie mal den Klipperich an, wie viel Suppe er sich genommen hat.

Es wurde von Zinntellern gegessen und man trank Wasser. Nach der Suppe gab es Rindfleisch mit Nudeln und Kartoffelstücken, aber, obgleich das Essen gut zubereitet war, widerstand es Sylvester, weil ihm Röhrsdorff ernstester Miene mitgeteilt, die Nudeln seien gekochte Bandwürmer. Nun weideten sich alle an des Neuen Ekel.

Sylvester stand hungrig auf. Er dachte an das Essen zu Haus, wo ihm die Mutter so oft seine Lieblingsgerichte hatte zubereiten lassen. Als sie durch den Glasgang nach der Stube zurückschritten, war ihm weh ums Herz. Es schnürte ihm die Kehle zu und er war so weich gestimmt, daß er fast geweint hätte, als ihn mehrfach ältere Kadetten fragten, wie er hieße, und dann unbändig lachten, als er gesagt:

— Kadett von Geyer!

Nun gingen die alten Kadetten in den Park bis drei Uhr, bis zur Nachmittagsarbeitsstunde. Die Neuen, so war befohlen worden, sollten oben bleiben, um noch Sachen zu fassen, oder ihre Schränke in Ordnung zu bringen.

Sylvester war jetzt endlich allein auf der Stube. Das dünkte ihm wie eine Erlösung. Er, der zu Haus

allein in ſeinem Zimmer gewohnt, geſchlafen, gearbeitet, kam ſich wie benommen vor, vor den anderen, die fortwährend um ihn herum waren, ihn nie zu ſich ſelbſt kommen ließen, ihn unausgeſetzt mit Fragen, Befehlen, Antworten bedrohend. Er atmete nun auf, als ob er befreit ſei von einer unerträglichen Laſt, und weil er fürchtete, in das Wohnzimmer möchte jemand kommen und ihn ſtören, ging er in den Schlaffaal hinüber.

Es war ihm ſehr elend zu Mut, ſehr weh und bitter. So hatte er ſich das Kadettenkorps doch nicht gedacht. Zwar hatte man ihm nichts zuleide gethan, im Gegenteil, verſchiedene waren freundlich gegen ihn geweſen: Röhrsdorff, Ulrich, der Diviſionsälteſte und der Hauptmann, aber es bedrückte ihn doch. Alles quälte ihn: dieſe maſchinenmäßige Ordnung und Pünktlichkeit, dieſes Lärmen, Kommandieren, Aufeinanderfolgen ohne Unterbrechung, ſodaß jede Minute ausgenutzt wurde, und man keine Zeit für ſich beſaß, um ſich zu ſammeln.

Da ward ihm unſäglich ſchwer ums Herz. Er dachte an ſein Zuhaus zurück, wo er freilich hie und da wohl mit dem Vater ſeine Kämpfe zu beſtehen gehabt, aber wie anders doch! Wo er immer ſatt zu eſſen gehabt, wo er außer der Schule hatte allein ſein können, wann er gewollt.

Das Bild der Mutter trat vor ſeine Seele.

Seine Mutter! Seine liebe, gute Mutter! Und plötzlich erinnerte er ſich der kleinen Photographien, die ſie ihm noch als letztes Andenken mitgegeben. Er lief hinüber an ſein Pult und ſuchte nach den Bildern. Den Rahmen mit dem der Mutter fand er ſofort und nahm

ihn in den Schlafsaal mit hinüber. Dort setzte er sich auf sein armes, hartes, schmales Bett, in dem er die Nacht so gefroren und blickte lange die Photographie an, die seiner lieben Mutter Züge wiedergab, mit all ihrer Güte in den Augen und um den Mund.

Wie er so das Bild betrachtete, wurde er ganz weich, und obwohl er sich schämte, weil er schon fünfzehn Jahre alt war, und jetzt Uniform trug, konnte er sich doch nicht mehr bezwingen und ließ seinen Thränen freien Lauf.

— Wollen Sie sich gleich herunterscheren! — rief da hinter ihm durch die geöffnete Thür in den Schlafsaal hinein der Kadett vom Dienst, der die Stuben abzusuchen hatte, damit niemand ohne Erlaubnis während der Freistunde oben blieb. Sylvester fuhr erschrocken zusammen und suchte möglichst schnell das Bild der Mutter zu verbergen. Der Kadett vom Dienst, groß und blond wie Röhrsdorff, kam näher heran. Als er Sylvester ins Gesicht sah, rief er:

— Ach so, Sie sind ja Neuer. Ich wußte nicht, weil Sie schon Uniform anhaben.

Dabei blickte er ihn genauer an:

— Donnerwetter, Sie heulen ja? Wa..wa..was ist denn? Heimweh? Wie?

— Nein! — stammelte Sylvester, möglichst seinen Schmerz bekämpfend. Doch der Kadett vom Dienst lächelte freundlich und legte ihm die Hand auf die Schulter:

— Na... na... na... das wird alles wieder. Sie brauchen sich nicht zu schämen, daß Sie weinen. Warum denn? Weinen Sie sich nur ordentlich aus. Das ist keine Schande. Sie dachten doch an zu Haus?

Sylvester hatte Vertrauen zu ihm und entgegnete leise:

— Ja, daran dachte ich.

— Alſo hatten Sie doch ein bißchen Heimweh?

— Ein Bißchen vielleicht.

Da ſchlug ihm der große Kadett kräftig auf die Schulter und ſagte:

— Das haben wir alle mal gehabt! Wers leugnet, iſt entweder ein Klotz oder er ſohlt. Aber das geht alles vorbei.

Und dann ſah er ihn noch einmal freundlich an und lachte:

— Nur ſchlau ſein! Man brauchts ja nicht allen zu zeigen. Rohe Patrone giebts überall. Ich habe ooch geheult wie'n Schloßhund. Aber das geht alles vorüber. Wie heißen Sie?

— Kadett von Geyer! — antwortete Sylveſter mechaniſch, und der Kadett vom Dienſt ſagte, während er der Thüre zuſchritt:

— Packen Sie mal Ihren Koffer aus und räumen Sie die Sachen ein, das hilft gleich auf andere Gedanken. Morjen ....

Dabei pfiff er ein Lied und warf die Thür zu.

Die Begegnung kam Sylveſter wie ein Troſt vor. Er weinte nicht mehr, ſondern ging in das Wohnzimmer zurück, aber der Gedanke verließ ihn nicht, warum es der Zufall gerade ſo gewollt, daß er auf die zehnte Korporalſchaft gekommen. Wenn er auf der Stube des großen, blonden Kadetten vom Dienſt hätte ſein können! Er bewunderte ihn, er meinte, er müßte ihn lieben, wenn er auch nicht einmal wußte, wer es war.

27.

An den nächsten Tagen mußten die Neuen jeden Nachmittag von drei bis fünf Uhr, statt etwaigen Unterrichtes oder statt der Arbeitsstunden, exerzieren. Sie wurden von einem Sergeanten regelrecht ausgebildet. Das Wetter war kühl, regnerisch und unfreundlich, trotzdem gingen die Übungen weiter. Sylvester fror oft, ärgerte sich über Wind und Regen und fand es rücksichtslos, so den Unbilden der Witterung ausgesetzt zu werden. Aber als die Sonne wieder schien, freute er sich, auf diese Art und Weise, auf ein paar Wochen wenigstens, die Nachmittage nicht auf der Korporalschaft bleiben zu müssen.

Den Stubenältesten haßte er. Seinen Spitznamen, den Ulrich erfunden, den aber Röhrsdorff sogar lachend wiederholt hatte: Klipperich, fand er vorzüglich und sagte ihn gern mit verächtlichem Ausdruck ein dutzendmal hinter einander vor sich hin. Dienstlich gab Sylvester Kadett von Klippen keinen Anlaß, etwas auszustellen, denn er lernte schnell, seine Kleidung sauber halten, die Knöpfe gut putzen und sein Fach im Waschtisch, den Schrank und das Pult in Ordnung haben.

Doch die Art und Weise, wie der Stubenälteste mit mit ihnen verkehrte, empörte ihn täglich von neuem. Der Stubendienst mußte alles für ihn machen: ihm die Kleider abbürsten, ausklopfen, mit Fleckwasser reinigen, die Knöpfe putzen, lockere und abgesprungene annähen, seinen Degen putzen und die Lederscheide lackieren, dann seine Bücher — wie es für alle vorgeschrieben war — in blaues Papier einschlagen und sie mit kleinen Namenszetteln bekleben.

Nur die Betten machte Schneider, der Aufwärter, und ebenso wichste er die Stiefel.

Sylvester, als Neuer, wurde am meisten vom Stubenältesten mißbraucht. Während er in der Arbeitsstunde mitten in einer mathematischen Aufgabe war, rief ihm dann Kadett von Klippen zu:

— Geyer, holen Sie mir meinen Federkasten!

Dann mußte Sylvester seine mühsame Arbeit im Stiche lassen, um sie zum zweitenmale zu beginnen. Das brachte ihn zur Wut, denn in Mathematik war er schwach, und eine solche Unterbrechung kostete ihm oft die ganze Arbeitsstunde.

Zwischen Röhrsdorff und dem Stubenältesten herrschte ein sehr gespanntes Verhältnis, doch wagte Kadett von Klippen seinem Divisionskameraden nichts zu sagen, wenn er auch früh über das Signal hinaus im Bett liegen blieb, zur Durchsicht vor den Appells nicht mit antrat, zum Beginn der Arbeitsstunde nicht eintraf, und in jeder Weise zeigte, wie gleichgültig ihm der Stubenälteste war. Berckmann I, den Kadett der zweiten Division, behandelte der Stubenälteste auch schlecht, wenn er ihm auch nicht viel sagen konnte, da er bestimmungsgemäß keinen Stubendienst mehr that. Dem blonden Goldammer mit seiner unglaublichen Ruhe, Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit gab es nie etwas vorzuwerfen und Ulrich war so gerissen, daß man ihm schwer beikommen konnte.

Deshalb wurde Sylvester allmählich der Sündenbock und bekam Strafpredigten und Grobheiten fast die ganze Zeit zu hören, während er sich auf der Stube befand.

Die Neuen durften von dem Stubenältesten noch nicht bestraft werden, wie der Hauptmann bestimmt hatte,

doch Sylveſter wußte genau, was ihm bevorſtand, falls erſt einmal ihre Beſichtigung vor dem Kommandeur vorbei ſein würde. In der Mittagsfreiſtunde mußten ſie im Park der Anſtalt oben auf dem Plateau bleiben wie man es nannte, das heißt, ſie durften nicht wie die übrigen Kadetten in das bewaldete Thal der Priesnitz hinab. Dann wurden ſie gewöhnlich von den Kadetten der erſten Diviſion zuſammengetrieben und mußten auf deren Befehl ein Wettrennen über Hinderniſſe machen, die, durch Gartenbänke und Stangen gebildet worden waren.

Dagegen bäumte ſich Sylveſters Stolz auf. Er wollte nicht etwas auf Befehl der anderen Kadetten thun, die ihm eigentlich gar nichts zu befehlen hatten. Er wollte nicht zur Unterhaltung dienen, es wurmte, kränkte, ärgerte, empörte ihn. Und darum hielt er ſich möglichſt abſeits. Kadett von Klippen ertappte ihn dabei. Er ſchrie ihn wütend an:

— Sie wollen ſich wohl drücken! Sie Neuer! Thun Sie mal nicht ſo. Sofort antreten hier!

Der Trotz erwachte in Sylveſter und er rührte ſich nicht vom Fleck.

— Kommen Sie mal ſofort hierher zu mir! Aber Trab! — brüllte der Stubenälteſte.

Da Sylveſter wußte, daß er gehorchen mußte, ging er hin und nahm Stellung, wie er es beim Exerzieren gelernt hatte.

— Warum gehorchen Sie nicht?

— Ich bin nicht verpflichtet hier mit zu laufen! — ſagte Sylveſter beſtimmt, während ihm das Blut dunkelrot in die Wangen ſtieg. Der Stubenälteſte war ſprachlos.

— Wollen Sie gleich gehorchen?

Einen Augenblick ſchoſſen Sylveſter allerlei Befürchtungen durch den Kopf. Er ſah ſich ſchon wegen Ungehorſam beſtraft. Da enthob ihn das Signal der Antwort. Sie mußten im Hauſe antreten, um zum Exerzieren zu gehen. Kadett von Klippen rief ihm drohend nach:

— Wir werden uns heute abend auf der Stube noch ſprechen.

Während der Arbeitsſtunde von ſechs bis acht Uhr redete der Stubenälteſte kein Wort mit Sylveſter, der vor Aufregung und Erwartung kaum zu arbeiten vermochte. Dann ging es zum Abendeſſen hinunter und auch dabei that Kadett von Klippen nicht, als ob irgend etwas Beſonderes vorgefallen ſei. Von ein halb neun bis neun Uhr war auf den Stuben Freiſtunde, die zum Putzen und in Ordnung bringen der Pulte und Schränke benutzt werden ſollte. Dabei würde die Auseinanderſetzung erfolgen, das war ganz ſicher.

Als er die Treppe hinaufging mit den anderen, die ſangen, pfiffen, ſchwatzten und lärmten vom Speiſeſaal auf das Revier der erſten Kompagnie, ſah er Röhrsdorff gerade vor ſich mit jenem großen, blonden Kadett vom Dienſt, der ihn getröſtet hatte, als er damals auf dem Bett ſitzend geweint. Und ſofort kam ihm der Gedanke die beiden zu fragen, wie er ſich benehmen ſollte. Mit dem Diviſionsälteſten der vierten Diviſion, Kadett von Hoyer hatte er ſchon geſprochen. Der hatte ihm geantwortet:

— Klipperich? Ich glaube, da kriegen Sie heute Abend Dreſche!

Der kleine Ulrich aber hatte nur geſagt:

— Das ist riesig schneidig! Kolossal schneidig von Ihnen!

Sylvester faßte einen Entschluß und erzählte Röhrsdorff sein Leid, während Kadett Steiger, der andere blonde Große, ruhig zuhörte. Röhrsdorff nahm die ganze Geschichte überhaupt nicht allzu ernst, wollte jedoch lieber mit der Sache nichts zu thun haben, denn Kadett von Klippen sei nun doch einmal sein Divisionskamerad. So überließ er dem blonden Steiger die Antwort. Dieser aber dachte einen Augenblick nach und meinte:

— Gehorchen müssen Sie nun mal dem Älteren, und erst recht ihrem Stubenältesten. Ich bin auch kein Freund der Neuenschinbereien, aber am Ende kostet es Ihnen nicht das Genick, wenn Sie einmal über ein paar Gartenbänke huppen. Das ist doch schließlich ein sehr unschuldiger Scherz. Ich würde an Ihrer Stelle zu Ihrem Stubenältesten gehen und ihn um Entschuldigung bitten.

Da bäumte sich Sylvesters ganzer Trotz auf:

— Das kann ich nicht!

— Können Sie nicht?

— Nein.

Plötzlich wurde der scheinbar so ruhige, große, blonde Kadett wütend und rief:

— Dann soll Sie der Deubel holen!

Doch er faßte sich gleich wieder:

— Jetzt ärgerte ich mich selbst. Also hören Sie, ich muß Ihnen doch eine Moralpauke halten. Glauben Sie denn, daß Sie es entwürdigt, um Entschuldigung zu bitten? Das ist überhaupt ein sehr kindlicher Stand-

punkt: ich habe das mal gethan, also bleibts dabei. So was verstehe ich nicht. Haben Sie solche unreife Ansichten, dann kann ich Ihnen auch nicht weiter raten.

Dabei wandte sich Kadett Steiger zum Gehen. Doch die ruhige, bestimmte Haltung dieses Menschen, der das Bild der Klarheit und Gefestigtheit in seinem Wesen bot, machte auf Sylvester Eindruck. Er fühlte etwas wie ungeheure Bewunderung vor dem, der vor ihm stand. Der Wunsch schoß ihm durch den Kopf, auch so zu werden, und er sagte, sich von der Regung des Augenblickes leiten lassend:

— Ich werde sofort um Entschuldigung bitten.

— Brav so! — antwortete Kadett Steiger und folgte Sylvester, der fortstürmte nach der zehnten Korporalschaft.

Der Augenblick war sehr günstig: der Stubenälteste befand sich allein im Zimmer, und Sylvester ging, nachdem er sich beim Eintritt vorschriftsmäßig zur Stelle gemeldet hatte, gerade auf ihn los und sagte:

— Ich wollte um Entschuldigung bitten, wegen meines Benehmens heute im Park.

Kadett von Klippen zögerte einen Augenblick, bekam einen roten Kopf und that schon den Mund auf, um eine heftige Antwort zu geben, als Kadett Steiger eintrat. Da schluckte er die Entgegnung hinunter aus Verlegenheit vor seinem Kameraden, der in seiner Division ein großes Ansehen genoß und rief nur kurz:

— Sie werden sich zur Strafe drei Mal früh melden.

Dann schnitt Steiger das Weitere ab, indem er mit Klippen zu sprechen begann.

Sylvester machte sich an seinem Schrank zu schaffen

und dachte in Dankbarkeit seines Retters. Es wurmte ihn wohl, daß er nun dreimal früher aufstehen mußte als die anderen und sich in vollständigem Anzug mit umgehangenem Degen beim Stubenältesten zur Durchsicht melden sollte, aber er hatte doch Angst gehabt, die ganze Angelegenheit möchte ein schlimmes Ende nehmen.

Nun war er glückselig, so davongekommen zu sein.

Er hatte noch immer nicht nach Haus berichtet. Nicht eine Zeile, während er von der Mutter schon drei Briefe erhalten, in denen sie ängstlich um Nachricht gebeten. Aber während der Arbeitsstunden durfte er nicht schreiben und in den Lehrstunden wollte er es nicht. Einmal war er zu sehr beobachtet auf seinem Platze ganz vorn an und andererseits hatte er sich fest vorgenommen, hier im Kadettenkorps ein neues Leben zu beginnen und fleißig zu sein. In den Tagesfreistunden endlich mußten alle Kadetten in den Hof oder in den Park hinunter. So blieb nur die Abendfreistunde von acht bis neun Uhr übrig, und Sylvester entschloß sich endlich, den Eltern zu schreiben.

Er nahm Briefpapier vor und legte es auf den Arbeitstisch, während die beiden Kadetten der ersten Division am Fenster sprachen, Berckmann I arbeitete, Goldammer in seinem Pult räumte und Ulrich so that, als ob er des Stubenältesten Degen putzte, während er in Wirklichkeit halb im Einschlafen leise darauf mit dem Lederlappen hin und her fuhr. Röhrsdorff befand sich niemals auf der Stube, sondern war immer dort, wo gesungen oder irgend welcher Scherz getrieben wurde.

Eben wollte Sylvester sich setzen und den Brief an die Eltern beginnen, als ihm Kadett von Klippen seine Köperweste zuwarf mit den Worten:

— Knöppe putzen! Aber blank!

Eine entsetzliche Bitterkeit bemächtigte sich Sylvesters dabei, noch gesteigert durch einen Augenblick körperlichen Schmerzes, als ihn ein Metallknopf des geworfenen Kleidungsstückes empfindlich an den Fingerknöcheln traf.

Seinem Retter und Vorbild, dem großen, blonden Steiger sah er halb schwärmerisch, halb wehmütig nach, als dieser ging. Er wußte es ja, daß er nicht gern hier war und nur seinetwegen gekommen. Auf der zehnten Korporalschaft war es immer öde und traurig, denn die übrigen Kadetten vermieden es, die Stube aufzusuchen.

Sylvester legte in ohnmächtiger Wut sein Papier wieder fort und nahm die Köperweste des Stubenältesten wieder vor. Langsam holte er sein Putzzeug und zwängte die Knöpfe in die Knopfgabel, um sie, wie es ihm Ulrich beigebracht, mit Putzpomade zu beschmieren und sie dann mit dem Lederlappen blank zu reiben. Bei seiner Arbeit dachte er an die Eltern. Sie saßen wahrscheinlich gerade nach dem Abendessen im Salon. Onkel Gottfried vielleicht gerade bei ihnen, und die Schwestern auch mit ihren Stickereien. Die kamen ja eben nie von zu Haus fort, die wußten nicht, was es hieß, in der Fremde zu sein. Sie ahnten nicht, wie es ihm ging, daß er unglücklich war, sehr, sehr unglücklich.

Als er mit Knöpfeputzen fertig war, gab er dem Stubenältesten die Köperweste, der nur brummte, während er zur Thür hinausging:

— In den Schrank hängen!

Kaum hatte Kadett von Klippen den Rücken gewendet, so warf der schwarze Ulrich den Degen fort, und rief:

— Hurrah! Der Klipperich iſt weg! Hurrah!

Und ſofort begann zwiſchen den Kadetten eine lebhafte Unterhaltung. Nur Sylveſter beteiligte ſich nicht. Er hatte wiederum Heimweh. Und er dachte nicht daran, nun noch für die Mutter ein paar Worte auf das Papier zu werfen, ſondern er fühlte ſich nur unglücklich und gekränkt in tiefſter Seele, daß er nicht einmal mehr ſeinen Eltern eine Zeile ſchreiben dürfe. Er wollte unglücklich ſein, er wollte nicht mehr ſchreiben, da es nun doch zu ſpät wäre, wie er ſich einredete.

Er trat an das Fenſter und blickte hinaus. Der Mondſchein lag auf dem Bilde. Unter ihm dehnten ſich die breiten Raſenflächen mit den kiesbeſtreuten Wegen dazwiſchen, dann das Priesnitzthal mit ſeinen Windungen, überall baumbeſtanden. Und gegenüber über dem Park erſchien das Arſenal, das am jenſeitigen Ufer des Baches auf den Höhen lag, die weißen, langgeſtreckten Mauern mondbeſchienen.

Ganz links war der Horizont heller gefärbt durch die Lichter von Dresden. Sylveſter ſah lange hinüber, dort drüben wohnten ſie, dort war die Mutter, da war er glücklich geweſen und hier war er verlaſſen und tot-unglücklich. Seine Gedanken weilten drüben auf der Ammonſtraße. Er blieb lange ſo ſtehen, die Stirn gegen die kühlen Scheiben gepreßt, von der ſchönen Fernſicht vor ihm nur die Stelle erblickend, wo wie er glaubte, ſein Vaterhaus lag.

28.

Das Melden am anderen Morgen wurde Sylveſter ſehr ſauer. Durch den Aufwärter hatte er ſich eine halbe Stunde vor der Reveille wecken laſſen, und mit den erſten Tönen des Signals trat er auch ſchon im Waffenrock mit Degen, Handſchuhen und Mütze angethan an das Bett des Stubenälteſten:

— Ich melde mich zur Durchſicht.

Kadett von Klippen beſah ihn ſchlaftrunken flüchtig an und brummte:

— Gut.

Beim Waſchen fing Röhrsdorff, der heute aufgeſtanden war, weil Leutnant von Sargofsky als Offizier du jour gewöhnlich früh die Schlafſäle revidierte, an zu ſchimpfen über das Melden:

— Nicht mal Schlafen kann man ruhig bis zur Reveille. Da muß immer ſo ein Unglückswurm ſchon zum Melden aufſtehen, ſo daß man geweckt wird. Die Melderei ſollte überhaupt verboten werden!

Der Stubenälteſte ſchluckte ſtumm ſeinen Ärger hinunter. Als ſich Sylveſter am zweiten Tage wiederum meldete, wurde Röhrsdorff deutlicher:

— Auf keiner Stube iſt dieſe Wirtſchaft. Nicht mal ruhig ausſchlafen kann man mehr.

Dieſesmal entgegnete der Stubenälteſte:

— Dann ſollten Sie lieber aufſtehen, wenn das Signal heraus iſt.

Und Röhrsdorff antwortete grob, weil er wußte, daß der andere zurückzog, wenn man unangenehm wurde:

— Ich thue was ich will. Sie haben mir gar nichts

zu sagen. Bilden Sie sich nur nicht ein, daß Sie mich auch schinden können wie die ganze Stube.

Sylvester war bei dem Gespräch der beiden im Schlafsaal geblieben, während die anderen sich entfernt hatten, und schadenfroh durch die halboffene Thür den immer erregter werdenden Ton anhörten. Kadett von Klippen herrschte Sylvester an:

— Scheren Sie sich raus. Sie haben nicht zuzuhören, wenn ältere Kadetten sich unterhalten.

Sylvester ging davon. Nach dem Mittagsappell ließ ihn der Hauptmann zurückbleiben, bis die übrigen die Treppe zum Eßsaal hinabgegangen waren. Dann fragte er:

— Haben Sie schon nach Haus geschrieben, seitdem Sie im Korps sind?

Es fiel Sylvester wie eine Last auf die Seele, daß er es ja von Tag zu Tag verschoben:

— Nein, Herr Hauptmann!

— Warum nicht? Das können doch Ihre verehrten Eltern erwarten. Ich habe einen Brief von Ihrem Herrn Vater erhalten, mit der Anfrage, ob Sie etwa krank geworden wären, da Sie bis jetzt noch nichts von sich haben hören lassen! Sie haben Ihre Frau Mutter in die größte Besorgnis versetzt. Warum haben Sie denn nicht geschrieben?

Das stramme Stehen, Angst und Erregung hatten auf Sylvester so gewirkt, daß sich ihm alles zu drehen schien und er vor Schwindel fast fürchtete zu fallen. Er stotterte nur noch:

— Ich hatte keine Zeit, Herr Hauptmann! — und benutzte einen Moment, während Hauptmann Schröder auf den Hof sah, wo man Stimmen hörte, um sich zu bewegen,

damit der Bann von ihm weichen ſollte. Der Kompagniechef fragte erſtaunt:

— Keine Zeit? Nun, und die Abendfreiſtunde? Was machen Sie denn da?

— Ich putze meine Sachen! — antwortete Sylveſter, worauf ihm der Hauptmann antwortete, das könne unmöglich ſo lange Zeit dauern, und ihm empfahl, etwas fixer zu werden. Sylveſter hätte ſagen können, daß er die Sachen des Stubenälteſten zu reinigen hätte, und deshalb keine Zeit gehabt, aber er wußte aus den Erzählungen der anderen, daß der Hauptmann unbarmherzig gegen jeden Übergriff älterer Kadetten vorging und hielt es unter ſeiner Würde, zu klatſchen, wie ſie das auf dem Gymnaſium genannt hatten. Hauptmann Schröder ſchloß:

— Nach dem Eſſen werden ſie oben auf der Stube bleiben, Kadett von Geyer, und nicht zur Freiſtunde hinunter gehen. Dem Kadett vom Dienſt melden Sie, ich hätte es befohlen. Danke.

Sylveſter war entlaſſen. Während die anderen ſich im Priesnitzpark zerſtreuten, ſetzte er ſich an den Tiſch, um ſeinen Brief zu beginnen. Er wußte ſelbſt nicht recht, wie es gekommen, daß er nun ſo lange nicht einmal eine einzige Zeile der Mutter geſchickt, die ſo ſehnſüchtig darauf wartete. Es war der erſte Brief, den er den Eltern ſchrieb, da er ſich bis dahin noch niemals ganz von ihnen getrennt gehabt, und es kam ihm förmlich feierlich vor. Aber er vermochte nicht den Anfang zu finden, gerade, weil er es ſo lange verſchoben hatte. Nach mehrmaligem Anſetzen, Innehalten, Aufhören und wieder Beginnen ſchrieb er endlich:

Dresden, Kadettenkorps.

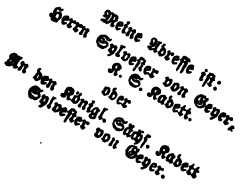
Liebe Eltern!

Zuerſt muß ich Euch um Verzeihung bitten, daß ich ſo lange nichts von mir hören ließ, aber ich hatte zuviel zu thun. Wir haben nämlich rieſig viel zu thun, und es iſt ganz anders hier wie auf dem Gymnaſium. Man merkt gleich den Unterſchied mit dem Militäriſchen. Hoffentlich ſeid Ihr nicht zu böſe, daß ich Euch nicht geſchrieben habe, aber ich hatte wirklich keine Zeit. Mir geht es ſehr gut. Ich liege auf der zehnten Korporalſchaft. Daß es erſte Kompagnie iſt, wißt Ihr ja ſchon. Auf meiner Stube iſt es ſehr ſtreng, denn der Stubenälteſte, Kadett von Klippen, iſt koloſſal gemein gegen uns, wir nennen ihn auch nur den Klipperich, aber natürlich darf er das nicht hören. Dann iſt noch auf der Stube von Röhrsdorff, der rieſig ſchneidig iſt und mir ſehr gefällt. Er iſt auch entfernt mit uns verwandt, wie er mir gleich ſagte, und iſt gegen den Klipperich furchtbar unverſchämt. Worüber wir uns alle freuen. Dann iſt noch auf der Stube Berckmann I, der iſt in der zweiten Diviſion, und Goldammer, der iſt in der dritten Diviſion. Mit den beiden ſpreche ich nicht ſehr viel. Unter mir iſt Ulrich, ein ſehr netter Knopp, nur ein bißchen frech manchmal. Es wird Euch intereſſieren, zu hören, daß ich in der Diviſion ganz gut bin, weil ich mir auch rieſige Mühe gebe. In der erſten Stundenarbeit, im Lateiniſchen, (es heißt bei uns im Korps nicht mehr Extemporale, weil wir es deutſch nennen,

was ich sehr richtig finde) hatte ich eine fünf. Das ist nämlich nicht das Schlechteste, wie bei Reimann, sondern sehr gut, denn im Korps wird gerade andersherum gerechnet und die schlechteste Zensur ist die eins. Das Exerzieren strengt sehr an, bald wird die Besichtigung sein und dann gehen wir in Uniform aus. Meine Uniform paßt mir sehr gut. Ich finde, es ist doch was anderes wie Civil, man fühlt sich gleich ganz anders, und es sieht wirklich gut aus. Dafür sind wir nun einmal Katheten (so nennen wir uns nämlich selbst). Das Essen schmeckt mir ganz gut, aber zu Haus ist es doch besser. Die Mädchen wissen gar nicht, wie gut es ihnen geht. Das könnt Ihr ihnen sagen, mit einem Gruß für sie. Übrigens bin ich auch sehr zufrieden. Ich werde Euch noch mehr erzählen, sobald ich erst Sonntags nach Hause komme, wenn ich nämlich meine gute Uniform habe, die noch gemacht wird, und die Besichtigung gewesen ist, denn eher gehe ich nicht aus. Hier ist es Sitte, bei uns im Korps, Taschengeld zu bekommen, und man muß ganz genau darüber Buch führen. Der Hauptmann hat mir immer drei Mark ausgezahlt, damit ich alles bezahlen kann, an Putzzeug und so weiter. Man kann bis sechs Mark bekommen, und Du mußt mir schreiben, wieviel ich bekommen soll, aber so, daß ich die Stelle dem Hauptmann zeigen kann, denn das verlangt er. Auf der zehnten Korporalschaft haben alle sechs Mark. Nun lebt wohl. Ich küsse Euch vielmals und Tante Gustel auch. Wenn Ihr Gabler seht, so sagt ihm, bitte, ich hätte leider noch keine Zeit gehabt, ihm zu schreiben, denn wir haben im Korps viel zu thun. Ich lasse Onkel Gottfried küssen, und

ich grüße sehr die Marie und Emma und alle, die ich kenne.

Euer
gehorsamer Sohn
Sylvester von Geyer,
Königlich Sächsischer Kadett.



Bitte, laßt mir sofort Visitenkarten machen, denn die muß man hier haben. Sie dürfen aber nicht so groß sein, wie Vater seine, sondern ganz klein. Es muß darauf stehen:

Sylvester von Geyer,
Königlich Sächsischer Kadett.

Aber die Karten so klein als möglich und lithographiert, nicht gedruckt. Ihr müßt hundert Stück bestellen.

29.

Der Sonntag war endlich gekommen an dem Sylvester zum ersten Mal ausgehen durfte. Es wäre schon früher möglich gewesen, aber der Hauptmann wünschte, daß die Neuen sich schnell an die veränderte Lebensweise gewöhnen sollten, und zuerst im Korps selbst die neuen Eindrücke verarbeiten und überwinden.

Nun war die Besichtigung vor dem Kommandeur des Kadettenkorps Oberst Freiherr von Nyssen vorüber und

Sylveſter hatte ganz gut abgeſchnitten. Der Oberſt, der aus des Vaters Regiment ſtammte, hatte Sylveſter gefragt, wie es ſeinem alten Regimentskameraden erginge. Dann war die feierliche Aufnahme der Neuen im Exerzierhauſe erfolgt, in Anweſenheit ſämtlicher Offiziere, wobei die alten Kadetten umgehangen mit Degen, Tſchako und Gewehren ausgerückt waren. Die Fahne des Korps auf dem rechten Flügel. Und zum erſten Mal in ſeinem Leben hatte Sylveſter in das militäriſche Hurrah auf den Landesherren einſtimmen dürfen.

Vor dem Urlaubsappell am Morgen war noch im großen Saal des Korps eine Andacht gehalten worden. Nun ſtanden die Korporalſchaften auf dem Stellplatze in Reih und Glied. Die Kadetten, die ausgehen durften in Waffenrock, Tſchako und Degen, die übrigen, die keine Einladung hatten in Köperweſte und Drellhoſen.

Hauptmann Schröder war ſelbſt zugegen und hielt den Neuen eine Rede darüber, wie ſie ſich auf Urlaub zu benehmen hätten und daß ſie ja abends zur vorgeſchriebenen Stunde wieder zurück ſein ſollten. Dann wurde noch einmal der Anzug durchgeſehen und die Urlaubspäſſe verteilt. Endlich waren ſie entlaſſen und ſtürmten nun ſo ſchnell ſie konnten die Treppe hinab.

Unten im Korridor rief der ſchwarze Ulrich Sylveſter an:

— Geyer, ich darf heute nicht ausgehen. Nicht wahr, Sie bringen mir was mit!

Sylveſter fühlte Mitleid und verſprach es, obwohl es verboten war, Eßwaren ins Korps mitzubringen, und er am erſten Sonntag, den er ausging, nicht ſofort einen Ungehorſam begehen wollte.

Am Thor traf er den dicken Gabler, dem er geschrieben hatte, wenn er ihn in Uniform sehen wolle, müsse er ihn diesen Sonntag vormittags etwa um elf Uhr erwarten. Zuerst erkannte ihn der Dicke nicht:

— Ihr seht Euch alle gleich! Eine Uniform wie die andere — meinte er, und Sylvester fühlte sich durch diese Bemerkung ein klein wenig unangenehm berührt. Sie gingen miteinander der Stadt zu, Gabler unausgesetzt, während sie sprachen, seinen Begleiter musternd, Sylvester sehr stolz und glücklich doch ein bißchen unsicher, weil er sich immerfort umsehen mußte, in der Befürchtung irgend einen Vorgesetzten nicht zu grüßen.

Er erzählte fortwährend mit großer Lebhaftigkeit und zwar nur Gutes. Daß er sich oft sehr unglücklich gefühlt, daß ihm manches nicht gefiel, sagte er nicht sondern that, als ob alles im Korps viel angenehmer wäre, als auf dem Reimannschen Gymnasium. Das, was ihn bedrückt und gequält, empfand er nicht mehr in der Aufregung und Freude des ersten Urlaubs.

Gabler ließ sich über alles aufklären, da er keinen Kadetten kannte, und über alles war er sehr erstaunt. Er befühlte die Silbertresse an Sylvesters Ärmelaufschlägen, sah sich genau den Tschako an, mit der Sonne um das Wappen vorn darauf und dem National, das oben steckte, bei den Kadetten Pompon geheißen. Uber diesen Namen wollte er sich totlachen. Am meisten aber interessierte ihn der Degen:

— Ist er denn auch geschliffen? — fragte er ungläubig, und Sylvester sagte in der Aufregung:

— Natürlich, ganz scharf!

Er wußte, daß er eigentlich log, da nur die Spitze einigermaßen ſpitz war, aber er wollte nicht, daß Gabler ihn etwa als Soldaten nicht für voll anſehen ſollte und ließ es daher dabei bewenden. Vom Gymnaſium wurde mit keinem Worte geſprochen.

Am Gartenthor des Hauſes in der Ammonſtraße trennten ſie ſich, und der Dicke kehrte nach Haus zurück. Als er ſich umwendete und Sylveſter davon ſchreiten ſah, bemerkte er plötzlich an ihm etwas, das er noch nie geſehen: der Dicke ging breitbeinig, weil er die mächtigen Oberſchenkel nicht bequem einander nähern konnte. Sylveſter hatte ein abſtoßendes Gefühl. Dieſe Beobachtung war ihm unangenehm.

Er ſtürmte die Treppe hinauf und riß an der Klingel, erſtaunt, daß er nicht ſchon erwartet wurde und eine offene Thür fände. Das Mädchen machte auf und fiel beinahe um vor Schreck indem ſie ſchrie:

— Nee, nee aber och! Herr Sylveſter iſt's, un ich denke, es is ee ganz gemeener Sulbate!

Da öffnete ſich eine Thür, ein Jubelruf und Sylveſter lag in den Armen der Mutter. Sie hielten ſich lange Zeit umſchlungen und ihr liefen die Thränen herab. Schnell zog ſie ihn in den Salon um ihn genauer zu ſehen, denn auf dem Flur war es dunkel. Nun kam auch der Hauptmann und gab Sylveſter gerührt und herzhaft einen Kuß und darauf Tante Guſtel, der gleich die Augen naß geworden waren, zum Schluß die Schweſtern. Sie küßten ſich mit dem Bruder, jetzt, wo er aus dem Hauſe war und ſie ſich ſo lange nicht geſehen hatten.

Dann wurde Sylveſter von allen Seiten beguckt und

befühlt, ob er es denn auch wirklich wäre und wie er ausſchaue.

— Du biſt mager geworden, Junge! — meinte der Hauptmann, doch die Mutter, die von Anfang her noch immer ſeine Hand in der ihren hielt, wollte davon nichts wiſſen und wiederholte eifrig einmal über das andere:

— Nein, nein. Da ſeht ihn doch ordentlich an! Wohl und munter iſt er, nicht wahr, mein Liebling?

Sylveſter ſagte glückſtrahlend:

— Ich fühle mich ſehr wohl, Mutter!

Dann wurden ihm Tſchako, Degen, Koppel und Handſchuhe abgenommen, und man ſetzte ſich im Salon. Sylveſter mußte erzählen. Der Vater und er führten allein das Wort, während die Damen zuhörten. Der Hauptmann fragte nach allen Einzelheiten des Lebens im Korps und bei jeder Antwort Sylveſters fügte er eine längere Erklärung hinzu, wie alles zu ſeiner Zeit gehandhabt worden, und daß die Einrichtungen ſeiner Kadettenjahre in jeder Beziehung beſſer geweſen ſeien. Die Mutter aber blieb neben ihrem Sylveſter ſitzen und betrachtete ihn unabläſſig, indem ſie ſich von Zeit zu Zeit bemühte, auch eine Frage an ihn zu richten, oder ein Wort dazwiſchen zu werfen.

Um zwei Uhr wurde gegeſſen; dazu erſchien Onkel Gottfried der Sylveſter einen Kuß auf die Wangen gab und fröhlich ſagte:

— Na, mein Junge, wie ſtehts denn, noch keinen Arreſt gehabt?

— Nein! Ich bin ganz gut in der Diviſion, Onkel!

Bei Tiſch ging es luſtig zu, und Sylveſter empfand ein angenehmes Gefühl des Gehobenſeins, weil er heute

die wichtigste Person in der Familie war, und sich alles nur mit ihm beschäftigte.

In diesem Sinne erschienen ihm auch die Schwestern anders als sonst: die kleinen Eifersüchteleien waren gewichen, die Reibungen durch das tägliche Sehen und Nebeneinanderwohnen aufgehoben. Sie sprachen gar nicht von ihren Angelegenheiten, sondern erkundigten sich nur nach des Bruders Schicksalen. Sogar Mariechen ließ sich genau die Einrichtung einer Korporalschaft erklären, sodaß Sylvester sich sagte, sie sei doch ein sehr nettes Mädchen.

Onkel Gottfried scherzte:

— Kennst Du den schönen Vers:

Kadett, Kadett, Kaldaunenschlucker,
Hosen ohne Unterfutter,
Roter Kragen —
Nichts im Magen!
Goldne Tressen —
Nichts zu fressen!

Sylvester, der das kleine Spottgedicht noch niemals gehört hatte, lachte aus vollem Halse und bat den Onkel, ihm das Verschen doch nach Tisch aufzuschreiben. Der Hauptmann dagegen legte die Stirn in Falten:

— Das paßt nicht, denn Sylvester sagt ja selbst, daß das Essen gut sei. Nichts im Magen ist auch Unsinn, und unsere Kadetten tragen silberne Tressen.

Die anderen hatten die Geschichte nicht so tragisch genommen wie der Vater, und Onkel Gottfried fing an, über Hosen ohne Unterfutter zu sprechen, weil er wußte, daß sein Bruder etwas prüde war, und schon an und für

ſich das Wort Hoſen, in Gegenwart ſeiner Töchter, für unſchicklich hielt:

— Hoſen ohne Unterfutter iſt auch Unſinn, denn man füttert doch die Hoſen nicht. Ich wenigſtens trage Hoſen ohne Futter, und Du wohl auch, Hanns?

Die Mädchen kicherten, Tante Guſtel ſah verſchämt auf ihren Teller und der Hauptmann ſagte ein wenig erregt:

— Ich denke, wir brechen das Geſpräch ab, Gottfried. Du verſtehſt es niemals, Rückſichten zu nehmen.

Zur Feier des Tages, um die erſte Anweſenheit ſeines Sohnes im Vaterhauſe zu feiern, ließ der Vater die letzte Flaſche Champagner kommen, die von einem Diner übrig geblieben war, das die Eltern geglaubt hatten geben zu müſſen, als Quittung für Balleinladungen der Töchter. Die Mutter fand das ſehr unnütz, aber die Flaſche war entkorkt, ehe ſie etwas ſagen konnte.

Nachmittags wollte Sylveſter durchaus ausgehen, obwohl der Himmel Regen verhieß. Es gab darüber eine Auseinanderſetzung mit dem Vater, der befürchtete, die neue Uniform möchte verdorben werden. Doch als die Wolken ſich ein wenig verzogen, bekamen alle Luſt zu einem Spaziergang, und bald ſetzte ſich die ganze Familie über die Pragerſtraße, Bürgerwieſe nach dem Großen Garten in Bewegung.

Sylveſter war ſehr ſtolz. Obwohl es ihm Spaß machte, ſich in der Uniform zu zeigen, hatte er dennoch ein Gefühl wie Verlegenheit, vor allem, weil der Vater, mit dem er gehen mußte, immer ſehr laut ſprach, und zwiſchendurch — womöglich mitten auf der Straße — ſtehen blieb, um irgend etwas mit lebhaft bewegten Händen

zu erklären. — Unterwegs grüßten ſie eine Menge Menſchen, die Sylveſter nicht kannte. Er fragte jedesmal, wer das geweſen ſei, und erhielt regelmäßig zur Antwort:

— Bekannte aus der Geſellſchaft!

Einmal fuhr Ida herum, die vor Sylveſter ging, und warnte ihn:

— Paß auf, Du mußt grüßen!

Doch es war kein Offizier, nur ein Steuerbeamter geweſen. Als er ſpäter aber wirklich eine Ehrenerweiſung machen mußte, ſah ihn die ganze Familie dabei an, ſodaß er ganz rot wurde. Der Hauptmann tadelte die Haltung ſeiner rechten Hand beim Anlegen an die Kopfbedeckung und meinte, ſie hätten als Kadetten viel ſtrammer gegrüßt.

Als nach dem Abendeſſen, das früher geſetzt worden war, die Zeit kam, wo Sylveſter wieder ins Korps zurückkehren mußte, rief ihn der Vater noch einmal allein zu ſich in ſein Zimmer an den Schreibtiſch, und ſprach:

— Wir haben noch etwas mit einander abzumachen, Sylveſter. Es betrifft Dein Taſchengeld. Du ſchreibſt mir, daß es freiſteht, wieviel Taſchengeld ein Kadett erhalten ſoll, nur ſei zwei Thaler die Grenze nach oben, und Du fügſt hinzu, daß auf Deiner Stube alle Kadetten zwei Thaler Taſchengeld bekämen. Ich halte das für reichlich viel und vollkommen unnütz. Zu meiner Zeit war ein Thaler zu viel, und zehn gute Groſchen überreichlich, fünf gute Groſchen dagegen ſehr anſtändig. Deshalb meine ich, iſt es ganz genug, wenn Du nach jetziger Rechnung . . . zwei Mark und fünfzig Pfennige erhälſt. Ich habe mit anderen Vätern geſprochen, die Söhne im Korps haben. Die geben nicht zwei Thaler. Ich weiß nicht, ob auf Deiner Stube lauter Millionärsſöhne liegen,

jedenfalls habe ich nicht genug Geld — leider — und vielleicht auch Gott sei Dank — das erkläre ich Dir mal, wenn Du Offizier wirst ..... um meinem Sohne zwei Thaler monatlich Taschengeld zu geben, der dafür nur Papier, Federn und Putzzeug halten soll. Wir sind nicht reich, daß mußt Du nie vergessen, aber deswegen kommen wir immer noch ganz anständig durch die Welt....

Sylvester war sehr niedergeschlagen, aber er bemühte sich es dem Vater zu verbergen. Doch in den paar Minuten, die noch bis zum Abschied waren, ging es ihm fortwährend im Kopf herum. Onkel Gottfried gab ihm das Geleite, nachdem Sylvester noch von allen einen Kuß bekommen und Vater wie Mutter ein paar Thränen vergossen.

Dem Kadetten war beim Verlassen des Hauses sehr trübselig zu Sinn: Der Tag war so schnell vergangen, und wenn Sylvester an die nüchternen, nackten Wände der zehnten Korporalschaft dachte und an die langen, öden Gänge des Korps, so überschlich ihn etwas wie Heimweh. Er erinnerte sich immer wieder der letzten Worte, die ihm die Mutter noch ins Ohr geflüstert:

— Nächsten Sonntag kommst Du ja wieder!

Aber bis dahin war noch eine ganze Woche! Wie schnell die Zeit auf Urlaub enteilte, wie langsam sie im Korps hinstrich!

Nicht weit von der Anstalt entfernt blieb Sylvester an einem Kolonialwarenladen stehen und sagte halb verlegen zum Onkel, weil er nicht wußte, wie jener es auffassen würde:

— Onkel, ich habe Ulrich versprochen, ihm was mitzubringen, denn er durfte nicht auf Urlaub gehen!

— Was soll es denn sein? — fragte Onkel Gott-

frieb. Sylveſter zuckte die Achſeln, weil er ſich ſeines geringen Taſchengeldes erinnerte, von dem er nun auch noch für Fremde etwas kaufen ſollte, denn die zehn Mark, die ihm die Mutter geſchenkt beim Eintritt ins Korps, wollte er ſich für Notfälle aufheben. Da lief der Onkel in den Laden und kehrte ſofort mit zwei großen Würſten zurück, wovon er eine Sylveſter in den linken Ärmel ſchob und die andere einſteckte:

— Da haſt Du eine für Dich, eine für Deinen Kameraden. Es iſt Leberwurſt, die ißt Du ja gern!

Das Tragen ging ſehr gut. Zwar hielt Sylveſter den Arm etwas ſteif, doch war nichts zu bemerken. Kurz vor dem Korps nahm Onkel Gottfried Abſchied. Schnell entſchloſſen knöpfte er ſeinem Neffen auf der Bruſt den Waffenrock auf und ſtopfte ihm die zweite Wurſt dort hinein. Da ſie ziemlich zeitig gekommen waren und die anderen Kadetten erſt kurz vor Thorſchluß einzutreffen flegten, ſah es niemand. Unbemerkt gelangte Sylveſter auf die Korporalſchaft. Schnell warf er die Würſte in den Schrank und ging zum Offizier du jour, um ſich zu melden. Als er zurückkehrte war Ulrich auf der Stube und fragte ſofort:

— Sie, Geyer, haben Sie mir was mitgebracht?

Sylveſter hatte gerade noch Zeit ihm beide Würſte zu geben mit der Bitte, eine aufzuheben, weil ſie bei ihm ſicherer läge, als der Stubenälteſte eintrat, der von dem Recht der Kadetten der erſten Diviſion keinen Gebrauch machte, eine Stunde ſpäter einzutreffen. Röhrsdorff behauptete, der Klipperich thäte das, um ſich zu ſchuſtern, was im Kadettenkorps ſoviel wie einſchmeicheln bedeutete.

Kadett von Klippen ſprach nie mit Sylveſter, heute abend ſchien er jedoch beſonders gnädig zu ſein, denn er redete ihn an, aber nur um ihm etwas Unangenehmes zu ſagen. Er fragte:

— Wer war denn das dicke Rauhbein, das Sie heute früh am Korps abholte?

— Ein Freund von mir! — antwortete Sylveſter, und der Stubenälteſte fügte höhniſch hinzu:

— Sie ſcheinen ja nette Freunde zu haben!

30.

Die Bemerkung des Stubenälteſten über Gabler hatte Sylveſter ſehr geärgert, aber er ſchrieb ſeinem alten Freunde nicht wieder, wann er Sonntags auf Urlaub ginge, weil er auch von den anderen Kadetten gefragt worden war, wer denn der Civiliſt geweſen, mit dem er vom Korps aus fortgegangen. Alle hatten dem Worte Civiliſt einen verächtlichen Ton gegeben, ſodaß in Sylveſters Seele ein unangenehmes Gefühl zurückblieb, wenn er an den Dicken dachte. Allmählich vergaß er ihn ganz. Zwar ſchrieben ſie ſich noch ein paar Mal, aber dann war es aus. Sie gingen doch verſchiedene Wege, und mit der Zeit befeſtigte ſich in Sylveſter die Meinung, daß der Dicke ein ganz klein wenig gewöhnlich ſei und nicht mehr zu ihm paſſe.

Beim Baden, wozu das Kadettenkorps jeden Mittwoch und Sonnabend Nachmittag geſchloſſen marſchierte, entdeckte Sylveſter einmal den ehemaligen Freund, der

auf dem Sprungbrett des benachbarten Bades von Gasse stand und in das Kadettenbad nebenan hinüber blickte. Doch er bangte vor einer Erkennungsszene, da der Dicke im Bade geradezu den Spott der anderen Kadetten herausgefordert haben würde.

Dann sah er Gabler nicht wieder und hörte nichts mehr von ihm bis zum großen Urlaub, der mit den großen Ferien des Gymnasiums so ziemlich zusammenfiel.

Zum ersten Male, seitdem er Kadett war, brachte Sylvester eine Zensur mit nach Hause. Sie war gut und enthielt die Bemerkung, daß er in seiner Division Sechster geworden sei unter dreizehn Kadetten.

— Das ist zwar nicht sehr großartig, aber Du bist doch wenigstens in der ersten Hälfte der Division! — meinte nicht unzufrieden der Hauptmann. Sehr erfreut war er aber über das Urteil des Kompagniechefs, das unter den Zensuren stand und lautete:

Kadett von Geyer ist ein wohlerzogener, junger Mann von guten Formen. Seine wissenschaftlichen Leistungen sind befriedigend, müßten jedoch seiner ausgezeichneten Veranlagung entsprechend noch bessere sein. Er hat im ganzen seine Pflicht gethan, nur wäre mehr Gleichmäßigkeit zu wünschen. Ich will diese Bemerkung weniger als Tadel aussprechen, wie als Sporn zu weiterer Pflichterfüllung und hoffe, daß Kadett von Geyer sich noch einen höheren Platz in seiner Division erringt, sobald er erst das Neue und Ungewohnte überwunden haben wird.

Schröder,
Hauptmann und Kompagniechef.

Während des großen Urlaubes sah Sylveſter den Dicken nicht, weil Gablers ſich im Seebade befanden, mit anderen Kadetten kam er jedoch kaum zuſammen, denn ſeine Stubengenoſſen waren alle außerhalb Dresdens auf Urlaub. In ſeiner Diviſion hatte er noch keinen eigentlichen Anſchluß gefunden. Zwar waren ſie alle liebenswürdig gegen ihn geweſen, doch in der Freiſtunde im Park fanden ſich immer nur die zuſammen, die das Korps ſchon von der fünften Diviſion ab durchgemacht hatten und Sylveſter blieb für ſich.

Mit den Eltern und Schweſtern machte er lange Spaziergänge, und mit Onkel Gottfried einmal eine dreitägige Partie in die ſächſiſche Schweiz. Dann wurde ſein altes Civil wieder inſtand geſetzt und der Vater ſchenkte ihm einen Spazierſtock, da er bisher noch keinen beſeſſen.

Das Freie und Ungebundene, das Neue bei der ganzen Unternehmung machte Sylveſter Vergnügen. Er fühlte ſich beſeligt, nur in Begleitung des Onkels zu ſein, der mehr wie ein älterer Freund ſich gegen ihn ſtellte. Von der Schönheit der Natur hatte er keinen rechten Begriff. Der Blick von der Baſtei herab gefiel ihm zwar ſehr gut, aber das landſchaftliche Bild machte auf ihn wenig Eindruck. Er war nur ſtolz, auch oben geweſen zu ſein.

Als ſie auf dem großen Winterberg ſtanden, ließ er ſich die Höhe in Fuß und in Metern ganz genau ſagen. Eine eigentliche Freude über die freie, ſchöne, dunſtloſe Luft, den herrlichen Wald, die Ausſicht, empfand er nicht, nur Genugthuung fühlte er darüber, daß er nun auch einmal auf einem wirklichen Berge ſtand.

Die Ausdrücke Thal, Thalsohle, Abgrund, vor allem dann Gipfel, Wasserfall, Felswand, machten ihm Eindruck, wie sie ihm schon früher in der Geographiestunde als etwas Besonderes erschienen waren. Die Verbindung „ein grauenvoller Abgrund", klang ihm angenehm in den Ohren.

Während er neben dem Onkel herschritt, überlegte er sich, wie nun erst die Alpen wohl aussehen müßten und wie gar der Himalaya. Die Höhenzahlen hatte er im Kopf und berechnete sich daraus, um wieviel sie die sächsische Schweiz überragten.

— Ich möchte reisen. Muß das schön sein: große Reisen machen! — sagte er und Onkel Gottfried nahm es sofort eifrig auf:

— Ja, mein Junge, das mußt Du auch mal. Das erweitert den Gesichtskreis, daß man nicht engherzig wird!

— Onkel, Du bist wohl weit gereist?

— O ja! — antwortete Onkel Gottfried kurz, und ging auf ein anderes Gespräch über. Als später, am Abend der Rückreise nach Dresden, Sylvester bat:

— Onkel, erzähle mir doch mal, wo Du alles gewesen bist! — sagte jener:

— Später einmal sage ich Dir das ganz genau. Vielleicht lernst Du was daraus.

Die Antwort ging Sylvester noch lange im Kopf herum. Es schien ihm wie etwas Geheimnisvolles dabei verborgen zu sein und erneut kehrte der Wunsch in ihm wieder, schon mitten im Leben zu stehen, etwa dreißig Jahre alt zu sein, denn das war das Alter, das ihm den größten Eindruck machte.

Als er nach den großen Ferien in das Korps zurückkehren mußte, kam es ihn schon sauer an. Vor allem

wurde ihm der Abſchied von der Mutter ſchwer, die ihn während der ganzen Zeit verzogen hatte, und ihm, als er mit ſeinem Koffer davon fuhr, wiederum ein erſpartes Zehnmarkſtück zuſteckte. Heimweh hatte er nicht mehr, nur den erſten Abend, im Bett, ein ganz klein wenig. Aber das ging ſchnell vorüber.

Kadett von Klippen war bei der Verſetzung Gefreiter geworden und behandelte Sylveſter nun beſſer, da dieſer auf Ulrichs Rat den Stubenälteſten unausgeſetzt Herr Gefreiter nannte. Nur über eines empörte ſich Sylveſter jeden Tag von neuem: über des Gefreiten Eßgier und Ungerechtigkeit. Wenn es Bierkaltſchale gab, ſo nahm er ſich ſelbſt faſt alle Roſinen und alles Brot, während die Übrigen nur das Flüſſige bekamen. Auch Röhrsdorff wurde ſchlechter bedacht, bis er einmal ſehr grob ward und den Gefreiten beim Abendeſſen anrief:

— Sie werden ſich bald Magenerweiterung holen, mit Ihrer Freſſerei!

Seitdem ſchämte ſich der Gefreite doch vor den anderen und nahm ſich in Acht.

Zweimal in der Woche hatten die Kadetten der erſten Diviſion Reitſtunde. Dann blieben ſie mittags vom Eſſen weg, und einer der zweiten Diviſion übernahm für ihre Abweſenheit den Dienſt. Währenddeſſen verſchob ſich alles: die zweite Diviſion fühlte ſich als oberſte und war gnädig mit der demnächſtigen zweiten, wie es die erſte mit ihnen war. Auch auf Sylveſter fiel dann ein Sonnenblick von dem allgemeinen Avancement.

An einem ſolchen Tage, wo er ſozuſagen dritte Diviſion ſpielte, kam es ihm immer vor, als ob er ſicherer geworden ſei, und er ſehnte ſich darnach, endlich wenigſtens

eine Diviſion höher zu ſein. Seine Gedanken gingen dann weiter bis zur zweiten und ſchließlich bis zur erſten, die er erſt — nach allem, was er im Korps geſehen — für ein menſchenwürdiges Daſein zu halten begann. Die übrigen in ſeiner Diviſion, mit denen er darüber ſprach, hatten ähnliche Träume und es ſchmeichelte Sylveſter, daß ihm der Diviſionsälteſte Kadett von Hoyer das Zeugnis gab:

— Sie, Geyer, werden noch mal ein rieſig anſtändiger Stubenälteſter.

Er erzählte das Sonntags dem Vater, doch dieſer meinte nur:

— Erſtens einmal, ſind bis dahin noch ein paar Jahre und zweitens habe ich in meiner Dienſtzeit die Erfahrung gemacht, daß ſchwierige Untergebene — wie Du mir einer zu ſein ſcheinſt, nach allem, was ich ſo höre — auch ſpäter unangenehme Vorgeſetzte werden, während umgekehrt, gute Untergebene, ihrerſeits nachſichtige Vorgeſetzte ſind.

Seit dieſem Geſpräch betrachtete Sylveſter den Stubenälteſten nur noch von dem Geſichtspunkte aus, an ihm auf das aufmerkſam zu werden, was er dereinſt in der gleichen Lage vermeiden müſſe. Und er ſchwor ſich, niemals einen Kadetten ſeiner Stube mit melden zu beſtrafen, nie ſich vom Stubendienſt, oder irgend einem Jüngeren bedienen zu laſſen, nie auf ſeinen Teller mehr Roſinen zu thun, wie auf den der jüngeren Kameraden und nie grob zu werden. Seine ganze Stube aber ſollte ihn bis zur fünften Diviſion hinab einfach Geyer und nicht Kadett nennen. Gefreiter kam nicht in Frage, denn dieſen Titel verachtete er ſo, daß er im ſtillen entſchloſſen

war, ihn nie anzunehmen, auch wenn er ihn bekommen hätte.

Eine Äußerung Röhrsdorffs machte ihm deshalb großen Eindruck:

— Gefreiter will ich gar nicht sein. Das klingt nach Kommiß. Und was koofe ich mir denn davor?

Diese Redensart gewöhnte sich Sylvester an und sagte sie, wo er konnte. Er fühlte sich sehr stolz, etwas verachten zu können. Und mit diesem Gefühl versuchte er sich über alles hinwegzubringen. War einmal eine Stundenarbeit schlecht ausgefallen, oder wurde er wegen einer Unordnung vom Appell fortgeschickt, hatte er sich zu einem Unterrichtsgegenstand nicht genügend vorbereitet, oder mußte ihm gar der Hauptmann wegen irgend einer Versäumnis eine Rüge erteilen: immer tröstete er sich nach einer Weile darüber mit dem Satze: „Ob oder ob nicht — was koofe ich mir davor!"

Sylvester schuf sich ein künstliches System der Gleichgiltigkeit, zu dem der Gedanke beitrug, den Röhrsdorff, der Letzte in der ersten Division, immerfort in einer Art Galgenhumor, auf der Stube verkündigte:

— Wie man das Examen besteht, ist ganz wurscht. Wenn man nur gerade durchkommt. Beim Regiment kräht kein Hahn danach, was die dummen Pauker hier gefunden haben!

Als Sylvester daher zu Weihnachten auf seinem Platze blieb, war er mit sich selbst ganz zufrieden, während der Vater erwartet hatte, er würde ein paar heraufkommen. Doch es gab zwischen Vater und Sohn keine Auseinandersetzung darüber, denn der Hauptmann hatte in den Weihnachtstagen viel zu thun. Es war der Entschluß gefaßt

worden, die drei Mädchen nun doch — gegen die urſprüngliche Abſicht — an den Hof zu führen. Dazu mußten Beſuche gemacht werden und allerlei Vorbereitungen waren zu treffen, da die Vorſtellung am Neujahrstage ſtattfand.

Die Mutter hatte es nicht gewollt: es koſtete neue Toiletten, neue Wagen, Lohndiener und Ausgaben. Doch der Hauptmann hatte erklärt, ſie ſeien verpflichtet, alles zu thun, um ihren Töchtern die Möglichkeit zu bieten, ſich zu verheiraten und dazu halte er gerade das Ausgehen an den Hof für unumgänglich. Er ſagte zur Mutter, als Sylveſter dabei ſaß:

— Die Geſellſchaft, in der wir verkehren, iſt die Hofgeſellſchaft. Alle gehen Sie an Hof, nur wir nicht. Da wäre es denn doch möglich, daß man was darin fände, oder etwa meinte, wir hätten einen Grund, uns gerade vom Hof fern zu halten. Und das könnte den Mädeln ſchaden. Wenn es auch jetzt mehr koſtet: ich ſage Dir, das Geld iſt gut angewendet, es iſt gewiſſermaßen Mitgift für unſere Töchter.

Sylveſter dachte daran, daß Mariechen nun ſchon den dritten Winter ausging, ohne einen Mann zu finden, und fragte:

— Wie alt iſt denn eigentlich Mariechen jetzt?

— Sie iſt 1855 geboren. Nun kannſt Du Dir's ſelbſt ausrechnen, Sylveſter, da Du ja ... hm ... hm in Mathematik beſonders ſtark biſt! — entgegnete der Hauptmann etwas ſcharf, da er jetzt ſchon für jede Anſpielung auf Mariechens Alter empfindlich war, obwohl ſie noch nicht einundzwanzig Jahre zählte.

Als dann am Neujahrstage 1876, nachdem Sylveſters

Geburtstag, wegen des Nähens und Vorbereitens der Toiletten, faſt ohne Sang und Klang vorüber gegangen, die drei Mädchen mit dem Hauptmann in den Mietwagen ſtiegen, um ins Schloß zu fahren, blieb Sylveſter mit der Mutter und Tante Guſtel allein im Hauſe zurück.

— Weshalb gehſt Du denn nicht mit, Mutter? — fragte der Kadett. Die Mutter ſah ihre Schweſter an und meinte:

— Das iſt ſo ausgemacht. Siehſt Du, Sylveſter, Du weißt doch, daß wir uns mit den Ausgaben ein wenig in acht nehmen müſſen. Wenn ich nun mitgehe, ſo brauche ich dafür den Winter doch mindeſtens ein Kleid mehr, das mich eine Menge Geld koſtet, auch wenn wir es im Hauſe machen. Der Vater dagegen hat einfach ſeine Uniform, die er bei Hofe anzieht und die er ſich doch halten muß. Da iſt es billiger ſo!

Eine Weile überlegte Sylveſter, dann fragte er:

— Ja, iſt es denn nötig, an Hof zu gehen?

— Der Vater wünſcht es! — antwortete zögernd die Mutter. Da kam dem Kadett plötzlich der Gedanke an ſeine zwei Mark fünfzig Taſchengeld, die er bloß erhielt, und er fand wieder eine Ungerechtigkeit des Vaters darin, daß für die Schweſtern ſo viel ausgegeben werden ſollte:

— Ich möchte auch gern mehr Taſchengeld haben! Da . . . könnten die Schweſtern doch ebenſogut auch mal nicht alles kriegen!

Die Mutter machte ein böſes Geſicht:

— Pfui, Sylveſter, ich glaube gar, das iſt Neid.

Er war rot geworden, und ſtammelte nur:

— Nein, nein, Mutter, ſicher nicht!

Doch ſie merkte ſeine Verlegenheit und ließ ihn nicht los:

— Sylveſter, Du weichſt mir nicht aus. Das war nicht hübſch, was Du da eben geſagt haſt. Thue ich nicht alles für Dich, was ich kann. Komm mal her, mein Junge. Wir wollen mal recht zuſammen reden. Ich habe Dich ja nicht oft ſo ganz allein wie heute .....

Dabei zog ſie ihn an ihren Nähtiſch, an dem ſie ſeine Strümpfe ſtopfte, damit er ſie alle in gutem Zuſtande wieder in das Kadettenkorps brächte. Tante Guſtel hatte ſich, beſcheiden und zurückhaltend, wie ſie immer war, aus dem Zimmer entfernt, indem ſie etwas von „nach der Wäſche ſehen“ gemurmelt. Und die Mutter begann von neuem, ihrem Sohne zuzureden. Dabei kamen ſie durch Frage und Gegenfrage, Rede und Antwort von einem zum anderen, vom hundertſten ins tauſendſte. Zum erſten Male ſchüttete Sylveſter voll ſein Herz aus über das Korps, wie er ſich dort fühlte, wie es ihm erging. Er fragte nach dem Leben zu Haus und dabei fand es ſich, daß ihm die Mutter genau und ſo ausführlich, wie Sylveſter es noch nie gehört, von den pekuniären Verhältniſſen ſprach, die nach ihrer Überzeugung abwärts gingen von Jahr zu Jahr.

Sylveſter erinnerte ſich wiederum jener Äußerung, halb verſtanden nur, ohne ſich der Tragweite bewußt geworden zu ſein, die er vor Jahren der Mutter nachgeſprochen:

— Wir ſind arm!

Und von neuem, wie es ihm ſchon früher ergangen bildete er ſich ein, dieſer Augenblick, dieſes Gefühl, dieſer Gedanke müſſe ſchon einmal in ſeinem Leben dageweſen ſein:

— Ich glaube, ich bin ſchon früher einmal auf der Erde geweſen, Mutter. Irgendwo anders. Vielleicht als Blume oder als Tier ..... In der Diviſion haben

wir das auch schon gehabt .... daß man das geglaubt hat .....

Die Mutter lachte ihn aus, und schließlich mußte er selbst mit lachen.

31.

Wie alle anderen Kadetten hatte sich Sylvester für die Zeit bis Ostern einen Kalender angelegt, der über alles mögliche Auskunft gab: über die Zahl der Wochen, die noch zu durchleben waren, die Anzahl der Tage und Stunden. Die Mathematik war darin mit grün unterstrichen, mit einem hellen Giftgrün, das er als Wiesengrün unter seinen Planzeichenstiften gefunden. Von diesem „Stundenfresser", wie die Tabelle im Korps hieß, strich Sylvester mit größter Sorgfalt das Abgelaufene fort. Je näher Ostern herankam, desto mehr Unterabteilungen über jegliche Art von Dienst und Unterricht erhielt der Stundenfresser, bis er schließlich zur Instandhaltung fast die ganze Arbeitsstunde in Anspruch nahm.

Früher hatte der Gefreite diese Spielerei verboten, jetzt aber dachte er nur noch an sein bevorstehendes Examen und kümmerte sich von Tag zu Tag weniger um die anderen auf der Stube.

Sylvester war das sehr angenehm und er begann sich viel sicherer und wohler im Korps zu fühlen. Aber dennoch sehnte er die Sonntage herbei, mit dem Ausgehen, weil es doch etwas anderes war, eine Unterbrechung in dem ewig gleichen Tageswege.

Schon der Sonnabend hatte etwas Beſonderes, denn es gab abends ein Ragout, das die Kadetten Urach nannten. Darauf freute ſich Sylveſter die ganze Woche. Dann der Sonntagmorgen mit den Vorbereitungen zum Ausgehen. Das beſaß etwas Anheimelndes. Während der Kirche im großen Saal wußte Sylveſter es ſo einzurichten, daß er möglichſt weit nach hinten zu ſitzen kam, und dann träumte er während der Worte des Geiſtlichen und überließ ſich, oft in halbem Schlaf, ſeinen Gedanken. Faſt nie hörte er zu, aber er ging gern zur Kirche, wegen dieſes Brütens, in ſich ſelbſt verſunken. Dann überlegte er ſich, was er wohl auf Urlaub den Tag machen würde, und freute ſich ſchon im Voraus darauf, alle wiederzuſehen zu Haus. Er dachte daran, was es wohl zu eſſen geben möchte, denn die Mutter machte ihm jeden Sonntag eines ſeiner Lieblingsgerichte. Und endlich ſann er nach über ihre Armut, die Beſchränkung der Lebensführung bei den Eltern, die Sorge der Mutter um jeden Pfennig, den ſie ausgab, und am Schluß immer wieder über ſein geringes Taſchengeld, das ihm kaum geſtattete, wie andere das thaten, Sonntags früh erlaubnisgemäß ſich ein paar Stück Streuſel- oder Pflaumen-Kuchen zu beſtellen.

Aber er fühlte faſt eine Befriedigung darin, daß er zur Entſagung gezwungen ſei. Ihm that es wohl, ſich arm zu fühlen. Er war ſtolz, etwas bekämpfen, etwas überwinden zu können, und jeden Sonntag Morgen, wenn ihn Ulrich fragte:

— Eſſen Sie denn keinen Kuchen? — erwiderte Sylveſter ſcheinbar gleichgültig, um den wahren Grund nicht zu verraten:

— Ach, ich mache mir nichts daraus!

Als nun noch dazu gegen Ostern seine Knabenstimme anfing umzuschlagen bald in der Fistel, bald im Baß zu klingen, und Röhrsdorff sagte:

— Sie mutieren ja, Geyer! — da war Sylvester sehr erfreut darüber, weil es ihm etwas Männliches, etwas Erwachsenes gab. Auf Urlaub den Schwestern gegenüber suchte er etwas darin, so tief zu sprechen als möglich, und jedem, der darüber lachte, wie ihm der Ton versagte, antwortete er ernst:

— Ich kann nichts dafür, ich mutiere.

Mit dem Eintreten der Mannesstimme wurde er immer sicherer in seinem Auftreten und am Versetzungstage, der ihn als Sechsten in die dritte Division brachte, nahm er vom Gefreiten und von Röhrsdorff Abschied so gleichgültig und bestimmt, als ob er mindestens in der zweiten Division gesessen hätte. Gefreiter von Klippen war wie umgewandelt. Nun, wo er Sylvester nichts mehr zu sagen hatte und sich in Examenaufregung befand streckte er die Hand entgegen und sprach so freundlich er es vermochte:

— Leben Sie wohl, lassen Sie sichs gut gehen!

Sylvester nahm allen Mut zur Antwort zusammen und erwiderte, als ob er nie hätte Kadett oder Gefreiter sagen müssen:

— Adieu, Klippen!

Ohne sich umzublicken, ging er davon, aber als sie das Korps verließen, fragte er den schwarzen Ulrich, der nun endlich als Kadett der vierten Divisin den ersehnten Degen tragen durfte:

— Was hat er denn für ein Gesicht gemacht, als ich ihn ganz einfach Klippen nannte?

— Der Klipperich? Een koloſſal dummes, wie immer. Das war rieſig ſchneidig von Ihnen. Röhrsdorff hat's auch geſagt.

— So? Röhrsdorff hat's auch geſagt! — meinte Sylveſter mit innerem Frohlocken, äußerlich gleichgültig, wie ſein Muſter Röhrsdorff es gethan hätte.

Als er längſt zu Haus war und der Familie ſeine Erlebniſſe erzählte, fiel ihm plötzlich ein, daß er dem großen, blonden Steiger, der ihn damals im Anfang getröſtet, nicht Lebewohl geſagt und das that ihm leid, aber nur für einen Augenblick, dann gewann er ſeine Haltung beginnender Blaſiertheitsheuchelei wieder. Während des Urlaubes merkte Onkel Gottfried etwas von dieſer neuen Art und Weiſe und ſagte zum Hauptmann:

— Sylveſter hat, finde ich, jetzt ſo was flapſiges .... ſo. — So ne Wurſchtigkeit, eine dumme .....

Doch der Vater meinte nur:

— Das iſt Wachstum. Er iſt noch nicht ſechzehn Jahr und ſchon ein Meter neunundſechzig!

32.

Auf der zehnten Korporalſchaft war Sylveſter geblieben und Röhrsdorff war ſein neuer Stubenälteſter. Dieſer hatte die Prüfung nicht beſtanden, ausnahmsweiſe durfte er die erſte Diviſion ein zweites Mal durchmachen, worum ſein Vater gebeten, weil er befürchtete, auf einer Preſſe möchte der Sohn vollkommen verbummeln. Doch mit der Würde des Stubenälteſten und damit verknüpfter

Verantwortlichkeit hatte sich Röhrsdorff verändert. Er war nun unzugänglicher, beim Appell konnte er sogar unangenehm werden und in der Arbeitsstunde hielt er genau so auf Ruhe, wie es der Gefreite im Jahr vorher gethan.

Sylvester hatte keinen Stubendienst mehr, weil außer Ulrich noch ein zweiter Kadett der vierten Division auf die Stube gekommen war und noch ein Neuer der fünften, von Lintt geheißen, ein winziges, zierliches Kerlchen, das sich als Generalssohn schnell und sicher in das militärische Leben fand. Berckmann I hatte nun selbst eine Korporalschaft bekommen, Goldammer war in die zweite Division aufgerückt und somit der Vertraute des neuen Stubenältesten.

Jetzt ärgerte sich Sylvester über Röhrsdorff, weil er sich nun auch sehr förmlich von den Jüngeren Kadett von Röhrsdorff anreden ließ, was er doch im vorigen Jahre noch lächerlich gefunden. Von der Verwandtschaft der Familien Schirrmacher und Röhrsdorff war nicht mehr die Rede, ja es schien sogar, als ob dem Stubenältesten die ehemalige Vertraulichkeit des jungen Verwandten nicht sonderlich angenehm sei.

Eine Anrede suchte Sylvester immer zu umgehen, weil er fürchtete, nun auch Kadett sagen zu müssen. Wenn er glaubte, Röhrsdorff sei möglichst gut gelaunt, am Sonntag Morgen vor dem Ausgehen oder wenn er ihm sein Reißzeug borgen konnte, wagte es Sylvester, so flüchtig als es ging, mit halbem Verschlucken der Silben zu sagen:

— ... Röhrsdorff ..... nicht wahr .....

Aber immer hatte er das Gefühl sich eine Vertraulichkeit zu gestatten, die der andere einmal würde zurückweisen können. Am unangenehmsten war es ihm, daß er

nicht wußte, ob er, wie es alle jüngeren Kadetten thaten, Röhrsdorff um die Erlaubnis fragen mußte, während der Arbeitsstunde aufstehen zu dürfen. Am Anfang der Abendarbeitsstunde packte er auf seinem Platz am Tisch alle Bücher zusammen, nur um nicht in Verlegenheit zu kommen, die zweifelhafte Frage entschieden zu sehen. Wenn er nun einmal zufällig nicht die Bücher auf dem Tisch hatte, die er brauchte, so mochte er nicht fragen: „Bitte aufstehen zu dürfen!“ und zog es vor, lieber die betreffende Arbeit ganz zu unterschlagen. Hauptmann Schröder kam öfters während der Arbeitsstunde, ließ sich das Aufgabebuch zeigen und an der Hand dessen die fertigen Arbeiten vorweisen. Einmal fragte er ihn:

— Warum haben Sie die französische Übersetzung nicht, Kadett von Geyer?

Und Sylvester entgegnete aufstehend, wobei ihn sein Vorgesetzter wieder auf den Stuhl niederdrückte:

— Ich bin noch nicht dazu gekommen, Herr Hauptmann.

— Haben Sie die Bücher hier?

— Nein, Herr Hauptmann.

— Holen Sie die Bücher!

Nun mußte Sylvester dennoch aufstehen, aber er hatte doch wenigstens den Stubenältesten nicht gefragt. Eine Weile wohnte noch der Hauptmann der beginnenden Übersetzung bei, bis er das Zimmer verließ.

— Nicht Euch! — rief Röhrsdorff und sämtliche Kadetten sprangen auf. Der Kompagniechef winkte ab, ließ setzen und schärfte noch im Hinausgehen dem Stubenältesten ein:

— Achten Sie mir auf den Kadett von Geyer. Wenn

er bis zum Schluß der Arbeitsſtunde mit ſeiner Arbeit nicht fertig ſein ſollte, ſo haften Sie mir dafür, daß er heute abend nach der Freiſtunde noch bis zehn Uhr aufbleibt. Auf Ihrer Stube iſt doch immer was los! Alſo paſſen Sie auf.

— Zu Befehl, Herr Hauptmann! — ſagte ernſt und wichtig der heitere und leichtſinnige Röhrsdorff mit einem wenig liebenswürdigen Blick auf Sylveſter. Damit war das Vorgeſetztenverhältnis, das Sylveſter immer möglichſt nicht zu beachten oder zu verwiſchen ſuchte, hergeſtellt. Röhrsdorff ſagte zwar nichts, aber als das Signal herauskam zum Schluß der Arbeitsſtunde und die Kadetten in den Schlafſaal hinüber gingen, um ſich befehlsgemäß vor dem Abendeſſen die Hände zu waſchen, fragte der Stubenälteſte:

— Sind Sie fertig, Geyer, oder ſoll ich Sie aufſchreiben laſſen zum Aufbleiben?

Sylveſter antwortete, während er die Seife weglegte möglichſt gleichgültig, faſt ohne ſich herumzudrehen:

— Danke ſehr. Ich bleibe nicht auf.

Dieſe Art und Weiſe reizte den Stubenälteſten, den es ärgerte, daß er vom Hauptmann wieder Tadel bekommen, und Röhrsdorff ereiferte ſich plötzlich und ſchrie,

— Nehmen Sie überhaupt die Beine zuſammen, wenn Sie mit mir reden!

Sylveſter erſchrak, aber gehorchte unwillkürlich, indem er einen Augenblick Stellung nahm. Röhrsdorff ging hinaus und ſchlug die Thür zu, daß ein Stück Kalk herunter fiel.

— Er iſt nervös heute abend! — meinte Ulrich lachend, während draußen der Schritt des Stubenälteſten

auf dem Korridor verklang. Sylveſter war ſo wütend geworden, daß ihm die Thränen im Zorn in die Augen traten. Goldammer der einzige, der noch mit ihnen im Schlafſaal war, ſagte in ſeiner ruhigen Weiſe:

— Geyer, wiſſen Sie, Röhrsdorff iſt wirklich rieſig anſtändig, aber mit Ihnen iſt doch ewig irgend ein Trödel . . . . . .

Sylveſter wiſchte ſich, als er allein war, mit dem Schwamm über die Augen. Er war noch ſo aufgeregt, daß ſein Arm dabei zitterte und nur ein Gefühl beherrſchte ihn vollkommen: er wollte ſich rächen, auf irgend eine Art und Weiſe. Beim Eſſen ſprach er kein Wort, bis er wieder zur Freiſtunde auf der Stube war. Und keinen Augenblick verließ ihn der Gedanke, wie er es wohl machen ſollte, um zu vergelten.

Am andern Morgen dachte er ruhiger. Er beſchloß nun bloß ſo zu thun, als ob Röhrsdorff gar nicht vorhanden ſei und ſetzte das auch bis zum großen Urlaub durch.

Während des großen Urlaubes machte Sylveſter oft mit den Schweſtern längere Spaziergänge und entdeckte dabei zu ſeiner großen Verwunderung, daß er ſich gerade mit Mariechen ſehr gut unterhielt. Sie ließ ſich von ihm alle Einzelheiten des Lebens im Korps erzählen und ſchien für alles Verſtändnis zu beſitzen. Dabei betrachtete er ſie genauer und fand ſie plötzlich hübſch.

Onkel Gottfried ſagte einmal:

— Mariechen hat ein entzückendes Profil!

Sylveſter ſah ſich jetzt die Schweſter an und als er ihre ſenkrechte Stirn, die gerade fein geſchnittene Naſe, die leicht geſchwungenen Lippen entdeckte, mußte er dem

Onkel beistimmen. Nun sah er alle Menschen auf das Profil hin an, um sein Urteil zu fällen. Dabei fand er zwischen Mariechen und der Mutter eine große Ähnlichkeit, auf die er bisher noch nicht geachtet gehabt.

Als kurz darauf ein Besuch kam, dem er nicht ausweichen konnte, weil er in den Salon platzte, in dem dieser sich befand, kam das Gespräch auf Familienähnlichkeiten. Der Besuch, Generalin von Enckenberg, deren Tochter gleichen Alters mit Fanny war, fragte Sylvester ob er nicht fände, das sich Fanny und Mariechen sehr ähnlich sehen. Der Kadett wußte nicht, was er antworten sollte. Die fremde Dame störte ihn, das Anstarren der übrigen von allen Seiten, und im selben Augenblick fiel ihm mit Schrecken ein, daß er unter dem Kragen des Waffenrockes keine Halsbinde trug, weil er sie vorhin der Erleichterung halber abgebunden. Er war so verlegen, daß es ihm schien, als drehe sich alles um ihn im Kreise. Und in dieser Aufregung entsann er sich nur des einen Wortes von Onkel Gottfried und wiederholte mechanisch:

— Mariechen hat ein entzückendes Profil!

Frau von Enkenberg hüstelte geziert:

— Wie Sie das alles gleich bemerken! Sehr richtig. Das Profil hat wohl Fanny nicht ganz so, aber sie ist doch auch sehr hübsch.

Die Tochter der Generalin fiel zustimmend ein und man überbot sich an gegenseitigen Schmeicheleien. Nachdem der Besuch verschwunden war, sagte der Vater zu Sylvester:

— Junge, wo hast Du nur das her: entzückendes Profil! Das ist famos den Nagel auf den Kopf ge-

troffen. Du biſt ja ein Teufelskerl. Du wirſt noch einmal ein ganz guter Unterhalter.

Sylveſter ſchwieg beſchämt, ob des unverdienten Lobes. Nur ſpäter wagte er einmal über ſeine Verlegenheit zu ſprechen:

— Es iſt mir gräßlich, ſo mit fremden Leuten zuſammen zu ſein! — erklärte er in Gegenwart Onkel Gottfrieds und der Eltern. Davon wollte jedoch der Vater nichts hören:

— Du mußt das aber lernen. Was willſt Du denn nur um Gottes Willen machen? Du wirſt doch ſpäter als Offizier gerade in Geſellſchaft gehen müſſen!

— Ich gehe nicht! — antwortete Sylveſter, und der Hauptmann ſchon erregt werdend, ſprudelte hervor:

— Dein Kommandeur wird Dirs einfach befehlen!

— Vater, außer Dienſt darf er mir gar nichts befehlen!

— Oho, und ob. Lieber Sohn, dann kennſt Du eben die Sache noch nicht!

Aber Sylveſter ergab ſich noch keineswegs, ſondern behauptete:

— Ich laſſe mir nicht befehlen.

— Dann wirſt Du eingeſteckt, mein Junge, und wenn Du dann noch nicht zur Vernunft kämſt, würdeſt Du einfach verabſchiedet!

— Das wäre mir ganz wurſcht! — meinte trotzig Sylveſter. Der Hauptmann aber bekam einen ſeiner Zornesanfälle und rief in kurzen Abſätzen, während er in der Stube auf und niederlief:

— Das ſind ja ſehr nette Anſichten für einen angehenden Offizier .... das ... das iſt ja einfach ...

Gehorſamsverweigerung .... Damit wirſt Du freilich nicht weit kommen ... und ich kann Dir nur das eine ſagen, wenn ich ſo etwas vorher hätte ahnen können, dann hätte ich freilich dem nicht zugeſtimmt, daß Du Kadett würdeſt. Dann, dann hätteſt Du allerdings lieber auf irgend einem gottvergeſſenen Gut an der polniſchen Grenze Miſt klatſchen können, oder mit ſolchen Ideen — Häringe verkooſen meinetwegen .....

Er ſchwieg eine Weile, während Sylveſter mit einem Armeſündergeſicht daſtand und die Mutter ängſtlich Onkel Gottfried anſah. Keiner ſprach ein Wort, weil ſie wußten, daß ſie nur neuen Zündſtoff geben würden und es immer am beſten war, den Hauptmann ruhig ausreden zu laſſen. Er ſchloß auch ſehr bald ſeine Rede:

— Es wird wohl das Beſte ſein, bei ſolchen Anſichten, wenn ich Dich ſofort aus dem Korps herausnehme, Sylveſter. Was? Antworte.

Der Trotz gab zuerſt dem Kadetten ein, ja zu ſagen, aber ein flehender Blick der Mutter, die zum Zeichen, den Finger auf den Mund legte, hieß ihn keine Antwort geben. Der Hauptmann verlangte auch keine, ſondern entſchied ſofort:

— Ich werde Dir aber nicht den Gefallen thun, lieber Freund, ſondern Du magſt Dir erſt mal die Hörner ablaufen!

Dann kamen, weil es Eſſenszeit war, die Schweſtern mit Tante Guſtel herein und das Geſpräch nahm ein Ende. Der Vater war wieder gut gelaunt und alles ſchien vergeſſen. Nur nach Tiſch brachte Onkel Gottfried noch einmal die Rede darauf. Er konnte es nicht unterlaſſen, ſeine Zufriedenheit mit Sylveſter auszudrücken:

— Weißt Du, Hanns, eigentlich hat der Bengel gar nicht so unrecht. Wenn ich mir denke, ich sollte mich so von jedem Menschen kommandieren lassen . . . Und ich muß sagen, Eigenart hat auch was Gutes. Vor allem für einen angehenden, jungen Mann. Sylvester ist ein guter Junge . . . . . mir gefällt das . . . . . .

Der Hauptmann hörte ihn ganz ruhig an, bis er trocken sagte:

— Bist Du fertig, Gottfried?

— Freilich!

— Gut, dann Schluß der Debatte. Was kostet übrigens die Cigarre, die Du da rauchst?

33.

Es war Herbst geworden und die Kadetten mußten an regnerischen Tagen während der Nachmittagsfreistunde von fünf bis sechs Uhr ins Exerzierhaus gehen, statt wie sonst in den großen, schönen, freien Park mit seinen weiten, versteckten Spazierwegen bis in das Thal der Priesnitz hinunter.

Sylvester war das nicht unangenehm. Er hatte noch immer keinen näheren Anschluß in seiner Division gefunden. Waren die Kadetten im Park, so verteilten sie sich nach allen Seiten. Fast stets fanden sie sich zu zweien zusammen und schritten Arm in Arm daher. Dabei wußte Sylvester nie recht, mit wem er gehen sollte, weil die übrigen sich meist schon vorher verabredet hatten. Er schloß sich dann, wie es gerade kam, einmal diesem und

einmal jenem an, aber es war ihm stets ein peinliches Gefühl, mit zweien zu gehen, von denen er nicht genau wußte, ob sie nicht lieber für sich allein blieben.

In den Freistunden jedoch, die in der Exerzierhalle abgehalten wurden, blieb des beschränkten Raumes halber alles mehr oder weniger vereinigt. An den Turngeräten wurden dann Übungen vorgenommen, vor allem am Reck, und stets stand eine große Anzahl von Kadetten im Kreise rundum. Irgend einer machte eine Übung, eine Welle oder Kippe oder Stemme, ein Kunst- oder Kraftstück, während die übrigen die Leistung beurteilten, bis sie ein zweiter nachmachte oder durch eine andere überbot.

Sylvester war gewandt in körperlichen Übungen, trotz der langaufgeschossenen, schmalen Gestalt, und was er gut machte zeigte er von Zeit zu Zeit, wobei er geschickt den Augenblick zu wählen wußte, wenn eine möglichst große Anzahl von Zuschauern sich versammelt fand.

Aber meist wiederholte er dasselbe: den Knieabschwung vom Sitz auf der Stange aus, den die Kadetten Glockenabschwung nannten, und den Riesenschwung, ein Abschwingen vom Stütz aus nach hinten, um frei an den Händen um die Stange kreisend mit dem Leib oben wieder das Reck zu berühren. Das war der Anfang zur Riesenwelle.

Bei den Kadetten galt die Riesenwelle als das Schwerste, als die höchste, turnerische Leistung, die alle erstrebten und die wenigen, die sie zeigen konnten, wurden von allen angestaunt. Es war Sylvesters höchster Ehrgeiz, sie zu lernen, doch trotz aller Bemühungen kam er über den Riesenschwung nicht hinaus. Jede Freistunde ging er ans Reck mit dem festen Entschluß, nun endlich

die erſehnte Rieſenwelle zu machen. Dann nahm er ſo ſtarken Schwung wie nur möglich, holte weit aus, ſauſte herum mit der Überzeugung, daß es nun gehen müſſe, aber jedesmal knickte er mit den Armen ein, wenn es gerade hieß ſie ſteif zu machen, um die Höhe zu gewinnen.

Dann ſagten ein paar von denen, die immer zuſahen und ihr Urteil abgaben, ohne je auch nur einen Klimmzug ſelbſt zu machen:

— Das nächſte Mal kriegt es Geyer fertig. Er hat doch den ſchönſten Schwung. Es liegt blos am Entſchluß im letzten Augenblick.

Und dieſe Worte, die er auffing, thaten ihm wohl. Doch ſie halfen nicht. Da er wußte, daß Onkel Gottfried ſelbſt einſt ein guter Turner geweſen war, fragte er ihn beim Sonntagsurlaub, wie er es machen müſſe, um endlich die Rieſenwelle zu lernen.

— Da kommt es gar nicht drauf an, mein Junge! — antwortete jedoch der Onkel. Sylveſter ereiferte ſich:

— Warum? Wenn ich die Welle könnte, ſo würde ich ſicher eine Auszeichnung erhalten, Onkel. Die Beſten kriegen nämlich Turnauszeichnungen, das ſind weiße Streifen auf den Ärmeln. Man kann bis zu drei kriegen.

Doch auf Onkel Gottfried machte das keinen Eindruck:

— Sylveſterchen, hör mal, das ſind Dinge, die Du ſpäter vielleicht erſt mal kapierſt, daß es nämlich in der Welt gar nicht darauf ankommt was, ſondern nur wie. Ich habe Turner gekannt, die die ſchwierigſten Wellen und Geſchichten konnten, aber alles wie die Affen und andere, die die Rieſenwelle nicht konnten, aber dafür alles

andere Turnen ſo leicht, ſo elegant, daß einem das Herz im Leibe lachte. Dem jüngeren Menſchen machen immer die Kunſtſtücke Eindruck, erſt ſpäter kommt man hinter das andere .....

Sylveſter ärgerte ſich darüber, daß er unrecht haben ſollte, und hatte einen Augenblick den Gedanken, Onkel Gottfried verſtände wohl eigentlich doch nichts vom Turnen. Früher wäre man noch nicht ſo weit geweſen wie jetzt. Deshalb ſagte er:

— Onkel, die Katheten turnen nämlich ganz gut. Sie verſtehen was davon.

Onkel Gottfried hatte ſeinen Gedankengang erraten und erwiderte ſpöttiſch:

— Wir verſtanden's auch. Übrigens habe ich Deine geliebte Rieſenwelle als Junge auch gemacht, ſogar mit Abſchwung. Etſch! Monſieur, was ſagſt De nu!

Dann ſchlug er ſeinem Neffen vor, ſie wollten nachmittags einmal in den Garten eines Bekannten gehen, wo ein Reck ſtünde, um die Sache von Grund aus zu ſtudieren. Doch als ſie eben aufbrechen wollten, klagte Sylveſter mit einem Mal über einen Schmerz im Unterleib, und zwar überfiel er ihn ſo ſtark, daß er, der es ſonſt in knabenhafter Eitelkeit für feige hielt, bei einer Empfindung zu zucken, das Bedürfnis empfand, ein wenig ruhig ſitzen zu bleiben.

— Er hat wahrſcheinlich zu viel gegeſſen! — meinte der Vater, und die Mutter verbeſſerte, etwas ängſtlich geworden:

— Nein, zu viel nicht! Du haſt Dir angewöhnt ſchnell zu eſſen, Sylveſter, das iſt gar nicht gut!

Sylveſter achtete nicht viel auf das, was um ihn ge-

redet wurde, weil die Schmerzen, wenn sie auch zuerst eine Weile nachgelassen hatten, nun immer heftiger wurden. Er legte sich endlich auf das Sofa im Salon, nachdem er sich den Waffenrock aufgeknöpft und die Mutter ihm einen warmen Umschlag gemacht hatte. Als es nicht besser wurde, verhandelten die Eltern miteinander, ob ein Arzt geholt werden solle, aber des Hauptmanns Ansicht, daß es nichts weiter sei und das Geld für den Doktor nur zum Fenster hinausgeworfen würde, blieb die entscheidende. Die Mutter in ihrer Besorgnis war für den Arzt gewesen, doch auch Onkel Gottfried beruhigte sie:

— Kadetten essen immer zu viel! — meinte er lachend. Und nach einiger Zeit schienen denn auch die Schmerzen nachzulassen, aber Sylvester fühlte sich doch ein wenig matt und angegriffen. Um acht Uhr mußte er schon wieder ins Korps hinaus, weil er etwa dreiviertel Stunde Zeit brauchte und die Kadetten um neun Uhr eingetroffen sein mußten. So erhielt er Sonntags stets schon um sieben-einviertel Uhr seinen kalten Aufschnitt und sein Bier. Heute bekam er Griesbrei und rohen Schinken, dazu diesmal Thee:

— Es ist besser, mein Liebling. Man kanns nie wissen und zu große Vorsicht schadet nichts! — sagte die Mutter, die ihren Sohn am liebsten ganz dabehalten hätte, um ihn zu Haus zu pflegen. Doch der Vater wollte das keinesfalls gut heißen:

— Wenn er krank ist, gehört er ins Lazarett, Liesbeth. Auf Urlaub krank werden ist immer eine faule Sache. Als ich noch meine Kompagnie hatte, war ich immer gegen die Kerls eingenommen, die auf Urlaub krank wurden und etwa nicht wieder kamen, weil sie sich über-

freſſen oder beſoffen hatten, oder weil der Schatz ſie nicht fortlaſſen wollte, denn das ſind die Gründe im militäriſchen Leben. Sylveſter ſoll kein unſicherer Kantoniſt werden.

Auch der Kranke ſelbſt ſträubte ſich gegen den Gedanken, etwa bei Muttern zu bleiben. Es wurde eine Droſchke geholt und er fuhr ins Korps zurück, nachdem die Mutter ein paar Thränen vergoſſen. Unterwegs bekam Sylveſter plötzlich einen derartigen Schmerzensanfall, daß er für den Augenblick wie ſinnlos war und nicht wußte, was er beginnen ſollte. Kalter Schweiß trat ihm auf die Haut. Erſt nach einigen Minuten fing es an, ihm etwas beſſer zu gehen. Als er ſich beim Offizier du jour, Leutnant Hahn, vom Urlaub zurückmeldete, fragte ihn dieſer:

— Fehlt Ihnen was?

Sylveſter konnte nur mit äußerſter Anſtrengung gerade noch antworten, daß er Schmerzen habe, als er einen ſolchen Anfall bekam, daß er ſich ſetzen mußte. Leutnant Hahn bemühte ſich um ihn, rief einen Gefreiten der erſten Diviſion herein und ließ Sylveſter ins Lazarett führen, das in dem oberſten Stockwerke lag.

Der Arzt war nicht da, nur der Lazarettgehülfe vom Dienſt, ein kleiner, freundlicher Menſch mit rötlichen Haaren und ſommerfleckigem Geſicht, der ihn ſofort zu Bett brachte, ihn mit dem Fieberthermometer maß und ermutigend ſagte:

— Sie haben ein biſſel Fieber, Herr Kadett. Aber wenig. 38,8 Grad. 's wird ſchon vorbeigehen.

Sylveſter lächelte ein wenig müde und blieb ruhig liegen. Die Bewegungsloſigkeit that ihm wohl und ſchaffte ihm eine kleine Erleichterung. So wartete er die Ankunft des Arztes ab, nach dem geſchickt worden war. Endlich

gegen elf Uhr erſchien Stabsarzt Doktor Bremer. Er war ſehr ſicher und ruhig. Sein faſt bartloſes Geſicht, in dem ein paar klare, blaue Augen leuchteten, flößte dem Kranken ſofort Vertrauen ein. Zuerſt hatte er mit dem Lazarettgehülfen geſprochen, nun wandte er ſich an Sylveſter:

— Auf welcher Seite haben Sie Schmerzen?

— Rechts, Herr Stabsarzt.

— Aha! Ausgeſprochen rechts, nur rechts? Sie wiſſen es beſtimmt?

— Jawohl, nur rechts!

Das ſchien den Arzt zu befriedigen. Er ſchritt nun zur Unterſuchung. Als er die Gegend rechts berührte, zuckte Sylveſter zuſammen und ſtöhnte laut.

— Es wird vorbei gehen. Ängſtigen Sie ſich nur nicht! — ſagte der Stabsarzt freundlich zum Kranken, der ſehr entſchieden antwortete:

— Ich habe keine Angſt, Herr Stabsarzt.

Was es ſei, erfuhr Sylveſter nicht. Er erhielt auf die empfindliche Stelle eine Eisblaſe, die ihm wohlthat und bekam den ſtrengſten Befehl, ſich nicht zu rühren. Dann wurde ihm Ricinusöl eingegeben und im Laufe der Nacht ein zweites Mal. Die Schmerzen hielten noch an. Zu Zeiten wurden ſie immer unerträglicher. Im Nebenzimmmer lag der Lazarettgehilfe auf einem Bett angezogen und ſchlief. Er hatte Sylveſter eingeſchärft, ihn ja zu rufen, ſobald er ſeiner bedürfe. Doch der Kranke überwand ſich, ſo ſehr er konnte, und kämpfte den Schmerz in ſich hinein. Nur, wenn es zu arg wurde, glaubte er manchmal, es nicht mehr aushalten zu können und rufen zu müſſen. Aber er überlegte ſich noch, daß ihm der Wärter doch nicht würde zu helfen vermögen.

Und da kam ihm der Gedanke an die Mutter: die würde bestimmt jetzt an seinem Bett sitzen und seine Hand in der ihren halten, ihm Mut einzureden und ihn zu beruhigen. Schon ihre Gegenwart allein hätte ihm geholfen.

Er blickte sich in Not und Schmerzen in dem kahlen Lazarettzimmer um, durch die halb eingedrehte Gasflamme erhellt, vor die der Lazarettgehilfe einen halben Bogen Löschpapier gehangen, um die Blendung zu mildern. Sylvester dachte an seine kleine Stube zu Haus mit den alten, lieben Möbeln, die er von Jugend auf kannte, die ihm so vertraut und behaglich waren. Er dachte an sein Bett daheim, in dem er sich so wohl befand, weil er gleich hinein versank, so wie es ihm bequem war, und da überkam ihn eine große Weichheit und Ergriffenheit. In seinen Schmerzen fühlte er sich totunglücklich.

Wie seine Phantasie in Qual und Stille der Nacht wuchs, war es ihm mit einem Male, als müsse er sterben, und einen Augenblick wurde er schwach. Ganz langsam traten ihm die Thränen in die Augen, daß es ihm an den Schläfen herunterlief und auf das Kopfkissen perlte. Wie dann ein besonders schlimmer Moment kam, erinnerte er sich der Bitte der Mutter, am Abend, ehe er ins Korps fuhr, vor nun bald zwei Jahren, er sollte das Beten nicht vergessen.

Er hatte nie wieder daran gedacht, und er glaubte, der liebe Gott würde ihm helfen in seiner Not, wenn er das Unrecht gegen die Mutter gut mache. Darum faltete er die Hände und versuchte zu beten. Nur Worte fand er nicht, bis er schließlich in seiner Herzensangst hervor stieß:

— Lieber Gott, hilf mir! hilf mir! bitte, hilf mir doch!

Weil ſeine Gedanken dadurch abgezogen wurden, und die feſte Einbildung ſeine Nerven beruhigte, war es ihm, als ob wirklich der Schmerz nachzulaſſen begänne, und er ſchlummerte ein wenig ein.

Am anderen Morgen, vor dem allgemeinen Anbringen, wie militäriſch das Melden der Kadetten zum Arzt genannt wurde, erſchien Stabsarzt Doktor Bremer im Krankenzimmer. Der Lazarettgehilfe meldete ihm, daß die wiederholten Doſen Ricinusöl ihre Schuldigkeit gethan hatten.

— Nun iſt ihnen wohl leichter? — fragte der Arzt und Sylveſter beſtätigte es. Es quälte ihn nur, zu erfahren, woran er eigentlich erkrankt ſei, doch es wurde ihm nicht mitgeteilt:

— Später nenne ich Ihnen den Namen. Es iſt auch noch nicht ganz ausgemacht. Jetzt vor allem müſſen Sie ſich ſchonen, das iſt die Hauptſache. Nicht bewegen. Ganz ruhig bleiben.

Damit ging der Stabsarzt davon und Sylveſter blieb allein im Zimmer liegen, in dem die Vorhänge zugezogen worden waren. Das Fieber ſank immer mehr und nach einer Woche waren die Schmerzen vollkommen verſchwunden. Aber noch immer war vollkommenſte Ruhe befohlen, wenn der Kranke auch leſen durfte und ſich mit dem Lazarettgehilfen unterhielt.

Nun erfuhr er auch, daß die Mutter am Montagmorgen ſelbſt dageweſen war, um ſich nach ſeinem Wohlergehen zu erkundigen, und endlich erklärte ihm der Stabsarzt, was ihm gefehlt:

— Sie haben eine Blinddarmentzündung gehabt. Sind Sie nun befriedigt?

Sylveſter war ebenſo klug wie vorher, und ſah den freundlichen, kleinen Mann in die klaren, blauen Augen:

— Was iſt das, Herr Stabsarzt?

Der Arzt lächelte, einen Augenblick ſchwankend, ob er ſich damit begnügen ſolle, oder ob er dem Kadetten eine nähere Erklärung geben könnte. Doch er entſchloß ſich, die Wißbegierde zu befriedigen:

— Sie ſind ganz tapfer geweſen, drum will ich Sie belohnen. Außerdem müſſen Sie, um Wiederholungen der Geſchichte zu vermeiden, fortan vorſichtig ſein, und das wird Ihnen vielleicht leichter werden, wenn Sie den Grund einſehen. Im menſchlichen Körper exiſtiert ein Blinddarm genannter Darm mit dem ſogenannten Wurmfortſatz. Das iſt ein ganz ſchmales, enges Därmchen, wie ein Finger lang und am Ende verſchloſſen. Eine Sackgaſſe alſo. Setzt ſich nun dort unglücklicherweiſe etwas hinein, was eigentlich ſeinen Weg weitergehen ſollte, ſo .... na, das führt zu weit. Kurz und gut, unverdaut Liegengebliebenes kann dann Entzündungen veranlaſſen: Blinddarmentzündung. Typhlitis stercoralis — was Sie übrigens freilich in ihrem Caesar nicht finden werden. Ergreift dieſe Entzündung nun das umgebende Bindegewebe, ſo wird die Geſchichte ſchlimm — das nennen wir dann Perityphlitis. — Übrigens auch im bellum gallicum nicht zu lernen.

Stabsarzt Doktor Bremer ſchwieg. Sylveſter hatte aufmerkſam zugehört, nun fragte er mit nachdenklich gerunzelter Stirne:

— Habe ich Typhlitis oder Perityphlitis?

Der Arzt freute ſich, daß ſich der Kadett die Namen richtig gemerkt:

— Die leichtere Form hatten Sie, aber ich möchte Ihnen raten, ſie trotzdem ſo ſchwer aufzufaſſen, als nur möglich. Nämlich, ſich immer noch zu ſchonen und ganz ruhig zu liegen, und zwar, bis ich Ihnen erlaube, ſich zu bewegen. Mit der Diät haben Sie ſich in Acht zu nehmen. Jeder Leichtſinn kann Ihnen teuer zu ſtehen kommen. Darüber ſpäter. Denken Sie immer daran, daß dieſe Erkrankung wiederkehren .... und .. mal Ernſt machen kann ... alſo Vorſicht .....

Dann gab der Stabsarzt zum erſten Male in der Behandlung Sylveſter freundlich die Hand, ſah ihn wie beifällig an, nickte ihm zu und ging.

Der Kranke fühlte ſich ſonderbar bewegt. Der ernſte, ruhige Mann mit dem offenen, ſicheren Blick hatte es ihm angethan. Wie er an ihn dachte, kam ihm unwillkürlich der Gedanke: wenn das Dein Freund wäre! Er hatte unter den Kadetten nicht einen einzigen, dem er ſich näher verwandt fühlte. Und dennoch empfand er ein brennendes Bedürfnis nach Freundſchaft, nach einem Vertrauten, dem er ſein Herz auszuſchütten vermöchte, nach einer Seele, die ihn verſtünde.

Zum Stabsarzt beſaß er grenzenloſes Zutrauen, aber das war ja Unſinn, der war ja vielleicht mindeſtens noch einmal ſo alt wie er, wenn nicht älter! Dazu war er Kadett, und der andere .... Sylveſter überflog wieder brennende Sehnſucht, fort zu ſein aus dem Korps, erwachſen zu ſein, die Schuljahre hinter ſich zu haben, im Leben zu ſtehen. Eine Äußerung Onkel Gottfrieds fiel ihm ein:

— Die Ärzte ſind die Wohlthäter der Menſchheit.

In den Worten ſchien Sylveſter eine tiefe Wahrheit zu liegen. Er wiederholte ſich den Satz mehrmals, während er daran dachte, ob er nicht vielleicht verloren geweſen, wenn nicht der Blick des Arztes ſeine Krankheit erkannt hätte. Vielleicht hatte der Tod ganz nahe an ſeinem Lager geſtanden, bis ihn die klaren, blauen Augen des Arztes verſcheucht. Er war vielleicht am Ende geweſen! Am Ende, wie das ſeltſam klang, und er fing doch eigentlich erſt zu leben an. Wenn es nun ſchon zu Ende geweſen? Dann hätte er ja nichts vom Daſein gehabt, und wäre vorher gegangen. Und er erwartete noch ſoviel vom Leben.

Bleiern überfiel es ihn da: hatte er wirklich viel vom Leben zu erwarten? Fehlten ihm nicht die Quellen zum Lebensgenuß? Würde das Daſein ihm etwas bieten? Waren ſie nicht . . . arm?

Sylveſter meinte die Bedeutung des Wortes erſt jetzt recht zu verſtehen, und er hatte das Gefühl, in ſeiner Krankheit gereift zu ſein.

34.

Nach der Entlaſſung aus dem Lazarett mußte ſich Sylveſter noch immer ſchonen und wurde, da Weihnachten ſo wie ſo vor der Thür ſtand, ſofort nach Haus beurlaubt. Die Mutter preßte ihn ans Herz und dem Vater wurde es vor Rührung ſchwer, ein paar Worte der Begrüßung herauszubringen. Der Kranke ward empfangen und gefeiert wie ein vom Tode erſtandener.

— Weißt Du denn auch, daß Du ſehr krank geweſen biſt? — fragte ihn die Mutter einmal über das andere, ihn küſſend und liebkoſend. Und Tante Guſtel meinte:

— Er ſieht ein bißchen ſpitz aus!

Worauf der Hauptmann achſelzuckend erwiderte:

— Naja, Naja! Ihr Frauenzimmer, was ihr immer alles findet. Wenn man krank geweſen iſt pflegt man nicht ein Geſicht zu kriegen wie ein Poſaunenengel.

Sylveſter konnte jetzt über drei Wochen im väterlichen Hauſe bleiben, nur kam jeden Tag ein Lehrer von der Annenrealſchule, der nach einem von Hauptmann Schröder geſandten Plan ein paar Nachhülfeſtunden zu geben hatte.

Als der Kadett erfuhr, daß jede Stunde vier Mark koſtete, war er ſehr erſchrocken über die Ausgaben, die er von neuem verurſachte und bat den Vater, ihm doch dieſes Jahr nichts zu Weihnachten zu ſchenken. Der Hauptmann tröſtete ihn:

— Du kriegſt diesmal leider ſo wenig, daß es ſich gar nicht lohnt, da noch Abzüge zu machen, mein armer Junge.

Seitdem ſann Sylveſter auf irgend ein Mittel, Geld zu erwerben. Er dachte daran, kleine Arbeiten anzufertigen, Laubſägereien oder dergleichen, die dann verkauft werden könnten. Onkel Gottfried belehrte ihn jedoch darüber, daß dabei kaum ein nennenswerter Verdienſt herauskomme, und ſchloß:

— Aber mit Deinem Vater will ich mal über was anderes reden, was ſich hören läßt! Mir iſt zufällig etwas bekannt geworden, wodurch euch geholfen werden könnte! Es iſt nur noch nicht ganz reif mit dem Plan!

Ein paar Wochen darauf, als Sylveſter Sonntags auf Urlaub war, brachte es endlich der Onkel vor. Tante Guſtel war mit den Schweſtern einer Einladung zum Kaffee bei der Generalin von Enckenberg gefolgt, die Eltern waren mit Sylveſter allein, der im Salon in einer Ecke ſaß und die Dresdener Nachrichten ſtudierte. Der Vater hielt das Blatt, weil es unter „Lokales und Sächſiſches“ alles zu berühren pflegte, was in Dresden und Sachſen geſchah. Das las Sylveſter begierig, während ihm der politiſche Teil und das Feuilleton gleichgültig waren.

Onkel Gottfried begann:

— Hanns, durch einen Zufall habe ich einen Weg entdeckt, wie euch allen geholfen werden könnte. Wenn Du Dich melden willſt, ſteht Dir der Poſten offen. Sehr hübſch bezahlt.

Der Hauptmann begann aufzumerken und fragte:

— 'was für eine Art ſoll es denn ſein?

— Nun, etwas ganz Lukratives.

— Ja, aber was denn?

— Was ganz Anſtändiges.

— Ich muß doch wiſſen, ob ich es kann und ob es für mich paßt, Gottfried!

— Es iſt bei einer hieſigen Geſellſchaft.

Zögernd fragte nun der Hauptmann:

— Geſellſchaft? Was für eine Geſellſchaft?

— Nun, eine Lebensverſicherungsgeſellſchaft!

Weil der Hauptmann ein mißmutiges Geſicht machte und den Kopf ſchüttelte, ſetzte Onkel Gottfried beſchwichtigend hinzu, indem er die Worte ſo ſchnell als möglich folgen ließ, damit der Bruder nichts dazwiſchen werfen könnte:

— Es ist ein durchaus anständiger Posten. Der Direktor der Gesellschaft ist auch Offizier außer Dienst. Für den Anfang würdest Du 2400 Mark bekommen, und noch dazu einen gewissen Prozentsatz vom Gewinn. Da dächte ich, müßte man mit beiden Händen zugreifen. Das ist doch eine ganz höllische Mehreinnahme für Dich, die sich mitnehmen läßt. Denke Dir mal an. Ganz abgesehen davon, daß die Einnahmen sich noch verbessern würden und zwar ganz wesentlich mit den Jahren. Also was sagst Du?

Der Vater, der schon eine Weile zu sprechen versucht platzte los, nachdem er Sylvester, dem die Mutter einen Wink gegeben hatte zu verschwinden, bedeutete sitzen zu bleiben:

— Sylvester, Du kannst das ruhig mit anhören. Du kennst meine Ansichten darüber. Du bist nun groß genug, um in solche Sachen in Deinem väterlichen Hause Einblick zu haben. Und es kann Dir nichts schaden, immer darüber unterrichtet zu sein, wie Dein Vater denkt. Ich brauche mir die Geschichte gar nicht erst lange zu überlegen. Ich weiß schon jetzt ganz genau, was ich zu antworten habe. Meine Antwort lautet: Nein.

— Das dachte ich mir! — sagte Onkel Gottfried laut auflachend. Der Hauptmann fuhr eifrig fort:

— Allerdings nein und zwar aus verschiedenen Gründen nein, von denen jeder für sich stichhaltig genug ist. Ich mag nicht um äußerer Vorteile willen von den Grundsätzen abweichen, die ich nun einmal mein ganzes Leben hindurch befolgt habe. Und ich mag nicht von Haus zu Haus laufen und den Leuten meine Versicherung aufschwatzen, um von jedem Schneider und Handschuh-

macher herausgeſchmiſſen zu werden. Darauf läuft es doch am Ende hinaus. Und dann könnte dieſe meine Stellung geradezu den Mädels ſchaden, denn wenn ich an Hof gehen will, ſo kann ich nicht nebenbei als Agent herumlaufen. Soll ich etwa mir Viſitenkarten machen laſſen: Kgl. Sächſ. Hauptmann a. D. und Verſicherungsagent? Aber endlich noch das letzte: ich bin zu alt. Ich werde bald fünfundfünfzig Jahre und meine Altersgenoſſen ſind jetzt Generäle. Da ſoll ich mein Leben beſchließen mit einer Agentenſtelle? Das mögen ganz ehrenwerte Leute ſein, aber .... aber .... kurzum, wir ſind zwar nicht reich, aber das Meſſer ſitzt uns nicht an der Kehle. Übrigens, Gottfried, warum nimmſt Du nicht die Stelle an?

— Sehr einfach, weil ſie mir gar nicht angeboten worden iſt. Ich bin in Betreff Rang und Würden gänzlich unbeſcholten. Sie wollen aber einen ehemaligen Offizier gern haben. Hauptmann klingt beſſer.

Da ſchlug der Vater auf den Tiſch:

— Schockſchwerebrett noch mal, ſiehſt Du, und meinſt Du, ich würde mit meinem ehrlich verdienten Offizierstitel Handel treiben? Den bezahlen Sie doch dann nur?

Onkel Gottfried wollte einlenken, aber der Bruder ließ ſich nun nicht wieder beruhigen, und beim weiteren Geſpräch kam es heraus, daß auch Onkel Gottfried keine derartige Stelle annehmen zu wollen erklärte. Doch nur, weil er ſich ſeine Freiheit wahren wollte, die ihm das liebſte auf der Erde ſei.

Die Mutter war zuerſt bei dem Vorſchlag ſehr glücklich geweſen, weil ſie hoffte, daß auf dieſe Art die Finanzen

verbeſſert würden. Nun ärgerte ſie ſich über die ſchroffe Ablehnung ihres Mannes, und ſagte zu Sylveſter, ehe er ins Korps zurückkehrte:

— Mein Liebling, Dein Vater hat eben ſo ſeine Anſichten, aber Du kannſt auch einmal hören, was Deine Mutter denkt. Ich möchte, daß Du nie den alten Satz vergäßeſt: Arbeit ſchändet nicht. Nicht wahr, Sylveſter, Du wirſt Deine alte Mutter nicht deswegen auslachen? Aber ich denke auch mein Teil, wenn ich auch nicht mitrede, wenn Vater und Onkel ſprechen.

Sylveſter nahm die beiden Hände der Mutter, die ein wenig rauh und ſchlecht gehalten waren, weil ſie im Hauſe viel mit zugriff, anderen in ihrer Herzensgüte die Arbeit abnehmend, und führte ſie an die Lippen, indem er ihr ins Ohr flüſterte:

— Mutterchen, Du haſt recht, ich glaube Dir ganz allein.

Das Mutterwort vergaß er nicht, er dachte noch manchmal im Korps daran, und wie er zu Oſtern als Kadett der zweiten Diviſion nach Haus kam, mit einer guten Verſetzungsnummer, über die allgemeine Freude herrſchte, da nahm er die Mutter bei Seite, und ſprach zu ihr:

— Mutter, ich will Dir einmal eine große Rede halten: weißt Du denn auch, was mir oft geholfen hat? Das war, was Du mir mal ſagteſt: Arbeit ſchändet nicht. Ich glaube, daran habe ich gedacht, wenn ich ſo recht faul ſein wollte, weil welche in der Diviſion ſagten, arbeiten thäten nur die Rauhbeine.

Sylveſter war überzeugt, daß wirklich das Wort der Mutter ihm geholfen, während thatſächlich die Nach-

Hilfestunden, die vorzüglich gewesen waren, ihn vorwärts gebracht hatten.

Aber die Mutter war glücklich darüber, daß sie ihrem Lieblinge den Weg gewiesen.

35.

Nun, in der zweiten Division, fühlte sich Sylvester sehr sicher. Sein Stubenältester, Kadett Rose, war ein ruhiger, passiver Mensch, der mit allen auf der Stube in gutem Einvernehmen stand, und Sylvester schalten und walten ließ, wie er wollte, ganz abgesehen davon, daß die zweite Division immer als halb gleichberechtigt behandelt wurde.

Sylvester war stellvertretender Stubenältester. Er blieb früh nach dem Signal Reveille immer noch ein paar Augenblicke im Bett liegen, während die übrigen sofort aufstehen mußten und ihn der immer noch winzige, schwarze Ulrich, der mit ihm auf die zweite Korporalschaft gekommen war, neidisch betrachtete. Beim Antreten zur Durchsicht stand er nicht ganz still, wie die anderen, sondern erlaubte sich ein leises Vorsetzen des linken Fußes, und in der Arbeitsstunde erhob er sich, ohne zu fragen. Er meldete sich nicht mehr zur Stelle und sagte ohne Bedenken zu dem Stubenältesten: Rose.

Seines Vorsatzes blieb er jedoch eingedenk, selbst möglichst anständig gegen die Jüngeren zu sein. Er ließ sich auch von der dritten Division absichtlich und ausdrücklich Geyer nennen und niemals befahl er einem

jüngeren Kadetten eine Dienſtleiſtung an. Es ſchmeichelte ihm, als infolgedeſſen Ulrich eines Tages behauptete:

— Sie ſind unſinnig beliebt bei den Katheten!

Da er in die erſte Exerzierklaſſe gekommen war, die mit Gewehr exerzierte, genau ſo wie die Infanterie, ſo machte er am 23. April 1877, zum Geburtstag des Königs, die Parade auf dem Alaunplatz mit. Dazu war die ganze Familie zum Zuſehen gekommen, bis auf Onkel Gottfried, den militäriſche Schauſpiele nicht intereſſierten, wie er behauptete. Einen Wagen hatten die Eltern erſparnishalber nicht genommen, weil die Mutter dagegen geweſen. Nun drängten ſie ſich hinter der Abſperrungslinie in der Volksmenge, und ſahen ſo gut wie nichts, nur die Helmſpitzen der Fußtruppen und etwas mehr von den berittenen Truppen. Trotzdem behauptete der Hauptmann, der Vorbeimarſch der Infanterie ſei nicht beſonders gut geweſen, was er im übrigen ſehr erklärlich fand, weil in neuerer Zeit nicht mehr ſo viel Wert auf das Drillen zur Parade gelegt werde, wie damals, als er ſeine Kompagnie noch geführt.

Sylveſter war ſehr ſtolz, zum erſten Mal in der Parade zu ſtehen. Er war ſo hoch aufgeſchoſſen, daß er ins erſte Glied gekommen, als dritter vom rechten Flügel.

Der kommandierende Offizier hatte beim Stellen auf dem Hofe des Kadettenkorps gerufen:

— Der Dritte da, nehmen Sie doch Ihre Naſe zurück! — und das hatte Sylveſter gewurmt und gekränkt, bis zum Einmarſch auf den Paradeplatz. Aber dort war alles vergeſſen.

Als beim Nahen des Königs die ſämtlichen Regimentskapellen mit dem „den König ſegne Gott“ einfielen, lief dem Kadetten ein Schauer über den Rücken, und als die

Suite vorüberzog, bildete er sich ein, Majestät habe ihn ganz besonders gemustert, und die Freude war daran schuld, daß er fast das Kommando zum Einschwenken überhört hätte.

Der Vorbeimarsch war gut. Sylvester hatte sich angestrengt so viel als möglich, und die Knie durchgedrückt, bis sie ihn schmerzten. Wie es nun hieß, man hätte gefunden, daß die Kadetten fast am besten von allen Truppen am Musterherrn vorüber gekommen wären, da erzählte er es freudestrahlend auf Urlaub zu Haus.

— Ihr braucht Euch nicht besonders viel einzubilden, denn ich kann Dir sagen, wenn meine Kompagnie so vorbeigekommen wäre, so hätte ich sie acht Tage lang jeden Abend zwei Stunden nachexerzieren lassen! — antwortete der Vater.

In der kommenden Zeit ließ sich Sylvester sehr gehen. Nun, wo der äußere Druck auf der Stube von ihm gewichen war und er sich von Tag zu Tag ungenierter fühlte, begann er in allem sicherer und überlegener zu sein. Während des Unterrichtes störte er zuweilen, ließ, um Lärm zu verursachen, Bücher und Federkasten, scheinbar aus Versehen, herunterfallen, und machte dann ein sehr natürlich ausschauendes, erschrockenes Gesicht, wenn bei dem unerwarteten Lärm alles zusammenfuhr. Er wagte das nur bei den Civillehrern, während er bei den Offizieren, die Unterricht erteilten, sich ruhig verhielt.

— Zwischen den Paukern und den Offizieren ist doch ein Unterschied! — meinte er zu den Divisionskameraden, die sich über seine Scherze und Störungen freuten und ihn noch zu weiteren Thaten anspornten, um einen Ulk zu erleben, bei dem sie ohne persönliche Gefahr die Freude

des Zusehens haben könnten. Wenn Sylvester irgend einen Unsinn machte, wodurch er die Heiterkeit der übrigen erregte, so freute ihn das Kichern und Lachen, und er bildete sich ein, etwas ganz Besonderes zu thun. Er gab gereizte oder fast unverschämte Antworten, wenn er gefragt wurde, und nahm die Ermahnungen der Lehrer gleichgültig auf. Wenn sie aber drohten, ihn dem Kompagniechef zu melden, so konnte er ein so geringschätziges, verächtliches Gesicht als Antwort ziehen, daß die übrigen Kadetten dann mit einer gewissen Bewunderung von ihm sagten:

— Geyer ist kolossal frech. Er ist doch eigentlich riesig schneidig!

Sylvester liebte es, das zu hören. Nur übertrieb er mit der Zeit derartig, daß ihn endlich der Geographielehrer dennoch wegen ruhestörenden Lärmes meldete. Hauptmann Schröder behielt nach dem Mittagsappell Sylvester zurück:

— Herr Professor Dörmann hat sich über Sie beschwert, Sie hätten in der Geographiestunde Lärm gemacht. Das sei nicht das erste Mal und er habe Sie nur bisher nicht gemeldet, weil er mit Ihren Leistungen nicht unzufrieden wäre. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich Ihnen bei der nächsten Klage keinen Sonntagsurlaub erteilen werde. Ich habe Umfrage bei den anderen Lehrern gehalten und ähnlich Ungünstiges gehört. Für dies Mal sollen Sie noch mit einer Verwarnung davon kommen.

Die Ermahnung des Kompagniechefs wirkte auf Sylvester nur insofern, als er wütend über den Geographielehrer war, und beschloß, sich zu rächen. In seinen

Vergeltungsgedanken wurde er noch bestärkt, dadurch, daß die Kameraden, die von Professor Dörmanns Meldung wußten, neugierig zu sein schienen, was Sylvester nun wohl thun würde. Sie stachelten ihn an, dem Lehrer eins auszuwischen, und der Kadett, der fürchtete, für feige gehalten zu werden, wenn er nichts thäte, nahm sich vor, in der folgenden Geographiestunde sein Mütchen zu kühlen.

Als ihn Professor Dörmann aufrief und Sylvester die Augen der ganzen Division auf sich gerichtet sah, prickelte es ihn, so zu thun, als ob er nicht gehört hätte.

— Kadett von Geyer! — rief der kleine, vertrocknete Mann, der trotz ergrauten Haares eigentlich mit seiner blühenden Farbe des bartlosen Gesichtes wie ein Junge ausschaute. Sylvester that wiederum, als habe er nichts bemerkt.

— Kadett von Geyer! — klang es nochmals, und immer noch war es, als ob der Gerufene in seine Karte versenkt sei, bis er auf einen erneuten Anruf empor fuhr, und als ob er ganz geistesabwesend sei und gar nicht wisse, wo er sich befände, rief:

— Nanu, was ist denn los?

Schallendes Gelächter der Kadetten antwortete und Sylvester stimmte am lautesten mit ein, weil ihm plötzlich die ganze Komödie unglaublich komisch vorkam. Nun konnte er sich gar nicht wieder beruhigen, er unterhielt sich über die grenzenlose Verlegenheit des Lehrers, dem so etwas noch nicht vorgekommen war und über die Gesichter der Kameraden, die ihn zum erneuten Lachen reizten. Durch sein Gelächter aber bekamen sie neuen Stoff und je stärker der Lärm wurde, desto unbändiger

mußte wieder Sylveſter lachen. Es ſchüttelte ihn förmlich es würgte ihn ab, er wurde dunkelrot und die Diviſion heulte faſt vor Vergnügen, während Profeſſor Dörmann käſebleich nach der Thür lief und das Zimmer verließ.

Nun ward der Skandal noch größer:

— Bravo, Geyer! Großartig, Geyer! Famos! — riefen die Stimmen der Kadetten durcheinander und Sylveſter kam ſich wie ein Sieger vor unter dem Toben, Klatſchen, Lachen und Schreien. Aber nur einen Augenblick, dann kehrte ihm die Beſinnung zurück und tötliche Angſt überfiel ihn. Was hatte er gethan? Wie war er eigentlich dazu gekommen? Er verſtand ſich ſelber nicht. Das hatte er nicht gewollt. Die Thür ſprang auf und ein Kadett der erſten Diviſion erſchien:

— Hauptmann Weiſe läßt um etwas Ruhe bitten!

Sofort wurde es ſtill und einen Augenblick ſpäter trat mit dem Offizier du jour, Profeſſor Dörmann wieder ein: Leutnant von Sargofski, der es war, blieb ſeitwärts ſtehen, während der Lehrer auf das Katheder trat und erklärte, daß er den Kadett von Geyer dem Herrn Hauptmann zur Meldung bringen werde, und nun von der Diviſion vollkommene Ruhe erwarte. Der Unterricht ging ungeſtört fort und nach einer Weile verabſchiedete ſich der zu Hülfe gerufene Offizier mit einer Verbeugung gegen Profeſſor Dörmann.

Sylveſter konnte es kaum erwarten, bis die Stunde zu Ende ging. In der nächſten Zwiſchenpauſe war er doch etwas kleinlaut geworden, wenn er ſich auch der anderen wegen Mühe gab, möglichſt gleichgültig zu ſcheinen, und als ihn nach dem Mittagsappell der Hauptmann wiederum zurückbehielt ſchlug ihm das Herz, während er

wartete, bis er an die Reihe kam. Der Kompagniechef ſprach nur ein paar Worte mit ihm. Er war ſehr aufgebracht und fragte ihn kurzer Hand:

— Sind Sie denn nur eigentlich verrückt geworden?

Ein paarmal ging er dabei auf und ab. Während Sylveſter ſo daſtand, ſchoß ihm der Gedanke durch den Kopf, er möchte etwa aus dem Korps entlaſſen werden, und die Eltern fielen ihm ein. Da blieb der Kompagniechef halten und ſagte:

— Ich habe es Ihnen angedroht. Jetzt wird's Ernſt. Sie bleiben nächſten Sonntag hier und werden an der Strafarbeitsſtunde teilnehmen.

Als er in den Speiſeſaal kam, wo das Korps ſchon ſaß, empfingen ihn neugierige Geſichter. Der Stubenälteſte, Kadett Roſe, zu dem ſchon das Gerücht von Sylveſters Thaten gedrungen war, rief ihm entgegen:

— Nun, was hats denn gegeben?

Sylveſter antwortete mit einer gleichgültigen, halb wegwerfenden Gebärde, während ihm jedoch in Wirklichkeit faſt die Thränen nahe waren:

— Pah! Nächſten Sonntag nicht ausgehen.

Das Schlimmſte war ihm der Brief nach Haus, der anzeigen ſollte, daß er zum erſten Mal ſeit ſeinem Aufenthalt im Korps keinen Sonntagsurlaub erhalten würde. Da er faſt niemals außer zu beſonderen Gelegenheiten nach Haus ſchrieb, ſo wußte er, daß der Vater ſofort vermuten werde, es ſei etwas Außergewöhnliches vorgefallen. Deshalb verſchob er den Brief bis Sonnabend abend und wartete auch dann noch bis faſt gegen Schluß der Arbeitsſtunde. Dann warf er ſo eilig als möglich auf das Papier:

Korps, 8. Juli 1877, abend.

Liebe Eltern!

Leider kann ich morgen nicht kommen. Ich bin nämlich beſtraft. Vater muß aber nicht böſe ſein deshalb. Es iſt nicht ſo ſehr ſchlimm und ich kann gar nichts dafür. Nämlich der Geographielehrer, bei dem ich nicht gut ſtehe, hat mich hereinfliegen laſſen, weil ich nicht gleich gehört habe, wie er mich gerufen hat, und dann, weil ich gelacht habe. Die ganze Diviſion lachte auch. Vater braucht nicht weiter böſe zu ſein, denn es iſt nun doch nicht mehr zu ändern und ich bin beſtraft genug dadurch, daß ich im langweiligen Korps ſein muß und nicht zu Euch kommen kann.

Viele Grüße an alle. Es küßt Euch mit der Bitte um Verzeihung

Euer
gehorſamer Sohn
Sylveſter.

Für den Sonntagmorgen beſtellte ſich Sylveſter ausnahmsweiſe Streuſel-Kuchen und zwar ſoviel als möglich, davon aß er dann zum Frühſtück blos einen Teil, während er ſich den Reſt für den Nachmittag aufhob. Zum erſten Male mußte er, nachdem Feldwebelleutnant Heinrich, an dem Sylveſter der Siegelring auf dem Zeigefinger immer ſo unwiderſtehlich unangenehm war, den Befehl verleſen hatte, wegtreten und in Drellhoſen und Köperweſte mit ſeinen Büchern zur Strafarbeitsſtunde wandern, während er die übrigen neidiſchen Auges in Waffenrock den Degen umgehangen auf Urlaub gehen ſah.

Nach der Arbeitsstunde wurde gegessen und dann mußte Sylvester von neuem in die Arbeitsstunde gehen, an der nur die Bestraften teilzunehmen hatten, während die anderen, die im Korps geblieben waren, weil sie keine Einladung bekommen, unter Führung des Offiziers du jour einen Spaziergang in die Dresdener Haide unternahmen.

Der Tag verstrich unsäglich langsam. Sylvester arbeitete nicht, sondern las aus Trotz die ganze Zeit in einem Geschichtswerke, das er sich für den Sonntag geborgt, und in dem ein Buchzeichen lag, dort wo sie gerade im Unterricht standen, sodaß beim etwaigen Eintritt eines Offiziers es den Anschein haben könnte, als hätte er sich mit Geschichte beschäftigt.

Draußen war es sehr heiß, die Sonne brannte vom Himmel nieder und auch in dem Hörsaal, in dem sie saßen, herrschte unerträgliche Glut, weil den ganzen Morgen über die Fenster offen geblieben waren. Da dachte Sylvester wehmütig an die kühlen Räume bei den Eltern daheim, wo nur die Nachttemperatur Einlaß fand, denn die Mutter pflegte dafür zu sorgen, daß schon früh um fünf Uhr im Sommer die Fenster geschlossen wurden. Der Kadett nahm sein Taschentuch, ballte es zusammen und legte es auf die Tischplatte, sich darauf stützend. Er wollte sich nur ein wenig ausruhen, wie er sich einredete, in Wirklichkeit jedoch war er nach einer halben Minute eingeschlafen.

Und er träumte. Er träumte, er habe sein Fähnrichs-Examen gemacht und sei im Begriff, sich ein Regiment zum Eintritt zu suchen. Der Vater sagte zu ihm, er könne gehen wohin er wolle, denn sie hätten jetzt Geld und da wählte Sylvester Ulanen. Er sah sich reiten vor

ſich reiten vor allen den Pferden, vor allen den wehenden flatternden Lanzenfähnchen. Und Onkel Gottfried war plötzlich auch mit bei dem Regimente neben ihm und ſagte:

— Sylveſter, nicht wahr, Reiteroffizier iſt doch das ſchönſte, was es giebt!

Darüber freute er ſich und fand es ganz natürlich, daß der Vater auch dabei war und ihm von weitem freundlich zunickte. Auch die Mutter erſchien. Sie trug Uniform wie alle anderen und meinte zu ihrem Sohne freundlich lachend:

— Siehſt Du, mein Liebling, ich bin auch wieder eingetreten!

Nur wußte Sylveſter nicht recht, wie es eigentlich möglich war, daß die Mutter Uniform trug. Er hatte das dumpfe Bewußtſein, daß er nur träume, er glaubte zu ſpüren, daß es nicht wahr ſein konnte das alles, aber es gelang ihm nicht, ſich aus dem Traum loszuringen. Wie ihn das Phantaſiegebilde wieder mehr und mehr umſtrickte ſchwand ihm das Bewußtſein halben Wachens und alles erſchien ihm als Wirklichkeit. Er war Kavallerieoffizier, Ulan, er hatte Geld, er war dem Korps endlich entwachſen, ein Mann.

Da rüttelte ihn jemand:

— Geyer, es iſt ein Brief für Sie da!

— Was? Ja, ich ..... wie?

Sylveſter fuhr auf. Es dauerte einen Augenblick bis er erfaßt hatte, wo er war. Ein Brief lag vor ihm mit der Handſchrift des Vaters. Sylveſter las:

Lieber Sohn!

Wir machen einen Spaziergang und ich werde dieſe Zeilen ſelbſt bei dieſer Gelegenheit im Korps abgeben.

Ich bin unzufrieden mit Dir. Du biſt nicht nur beſtraft, wie Du mir ſchreibſt, ſondern wir mit, die wir uns auf einen Sonntag mit Dir zuſammen gefreut hatten. Und ich finde, daß die Sache um ſo ſchlimmer iſt, weil ſie mir einen üblen Beweis Deines Fleißes bringt. Du haſt alle Urſache zu arbeiten, denn Du weißt, daß es Deinen Eltern ſehr viel daran liegen muß, Dich bald verſorgt im Regiment untergebracht zu ſehen, damit ſie wenigſtens Deine Zukunft ſichergeſtellt wiſſen, da ſie leider nicht in der Lage ſind, ein etwaiges teueres Preſſenleben zu bezahlen, falls Du ſitzen bleiben ſollteſt und etwa das Korps verlaſſen müßteſt. Ich kann Dir nur immer wiederholen, daß, je eher Du Offizier biſt, Du deſto eher uns eine ſchwere Sorge abnimmſt. Wenn Du Dich aber gehen läſſeſt und auf ähnliche Abwege gerätſt wie auf dem Gymnaſium, ſo bereiteſt Du dadurch Deiner Mutter einen großen Kummer und veranlaſſeſt mich, Mittel und Wege zu ergreifen, um dem vorzubeugen. Und das einzige Mittel, was ich in der Hand habe, ſcheint mir zu ſein, daß ich Dir einfach, ſolange nicht Dein Kompagniechef Dir ein gutes Zeugnis ausſtellen kann, keine Einladung zum Sonntag zu uns ſchicke .....

Sylveſter las den Brief nicht weiter, er zerknitterte ihn und ſteckte ihn in die Taſche mit der Abſicht, die er in der erſten Aufwallung gefaßt, bis zum großen Urlaub überhaupt nicht mehr auf Urlaub zu gehen. Und zwar freiwillig. Wenn der Vater ihm auch eine Einladung ſchickte, er würde ſie dem Kompagniechef nicht einreichen. Dann wollte er doch einmal ſehen, wer mehr beſtraft wäre, der Vater oder er.

Von des Vaters Gnade wollte er nicht leben. Nachdem er dieſen Entſchluß gefaßt und die Arbeitsſtunde zu Ende war, ging er auf die Korporalſchaft und ſetzte ſich dort ans Fenſter, um in den Park hinauszuſtarren und in bitterer Stimmung ſeinen Gedanken nachzuhängen.

36.

Sylveſter blieb ſtandhaft bei ſeinem Entſchluß, nicht auf Urlaub zu gehen. Es mußten immer für jeden Ausgang eigens geſchriebene Einladungen vorgewieſen werden, die dem Urlaubsgeſuch beizuliegen hatten. Als nun die Einladung des Vaters kam, zerriß ſie Sylveſter und ſchrieb nach Haus, er wolle lieber den Sonntag im Korps bleiben, um zu arbeiten. Die Eltern waren damit einverſtanden, weil ſie es für Fleiß hielten, aber als ſich dasſelbe den Sonntag darauf wiederholte, ſchrieb der Vater, ſie hätten ihn nun ſchon über drei Wochen nicht geſehen und er möchte ſich doch mit ſeinen Arbeiten ſo einrichten, daß er Sonntags frei wäre.

Sylveſter hielt aber ſeinen Trotz aufrecht und am vierten Sonntag endlich ließ der Hauptmann Schröder ihn vor dem Urlaubsappell zu ſich ins Dienſtzimmer kommen:

— Kadett von Geyer, Ihre Frau Mutter iſt bei mir geweſen!

Sylveſter war erſtaunt. Er hatte einen Brief des Vaters an den Kompagniechef erwartet, aber nicht einen Beſuch der Mutter. Hauptmann Schröder fuhr fort:

— Was haben Sie denn nur eigentlich? Wie kommen Sie denn nur dazu, freiwillig nicht auf Urlaub gehen zu wollen? Ich verstehe das nicht recht. Wen wollen Sie eigentlich damit strafen? Sich selbst oder Ihre verehrten Eltern? Ihre Frau Mutter? Wenn Sie das etwa wollen, so kann ich Ihnen nur sagen, schämen Sie sich, denn eine so vortreffliche, gute Mutter .... nun, Sie können Gott danken, daß Sie eine solche Mutter haben. Und ich erwarte von Ihnen, daß Sie diesen thörichten Trotz und Eigensinn aufgeben. Wie alt sind Sie denn?

— Sechzehn und ein halbes Jahr! — antwortete Sylvester etwas beschämt. Der Kompagniechef sah ihn fast geringschätzig an:

— Und in dem Alter machen Sie solche kindische Sachen. Da muckschen und tückschen Sie wie ein ..... ich kann's nicht anders nennen .. dummer Junge? Und in anderthalb Jahren wollen Sie in die Armee treten? Bei solchem Benehmen scheinen Sie mir eigentlich noch gar nicht reif dazu zu sein.

Sylvester stieg das Blut zu Kopf, daß er kaum mehr gerade aussehen und still stehen konnte. Der Zweifel an seiner Reife verletzte seine Eitelkeit. Der Hauptmann sah ihn also nicht für voll an, hielt ihn für kindisch. Schon das Wort kindisch empörte ihn. Und im ersten Groll darüber durchzuckte es ihn, auf des Vorgesetzten Frage, ob er, zum Zeichen, daß er vernünftig geworden, sofort auf Urlaub gehen wolle, schroff mit einem: „Nein, Herr Hauptmann" zu antworten. Doch, im brennenden Wunsch, möglichst erwachsen beurteilt zu werden, entfuhr ihm, der plötzlichen Eingebung des Augenblicks folgend, doch:

— Zu Befehl, Herr Hauptmann!

— Das habe ich nicht anders erwartet. Ziehen Sie ſofort Urlaubsſachen an! — antwortete der Kompagniechef, und er war entlaſſen.

Eigentlich fühlte ſich Sylveſter mit dieſer Löſung ganz einverſtanden, und konnte nun, da er einmal auf Urlaub gehen ſollte, den Augenblick nicht erwarten, bis die Szene mit dem Vater vorüber ſein würde. Vor dem Empfang fürchtete er ſich doch ein wenig. Doch er ward nur von beiden Eltern ſtürmiſch in die Arme geſchloſſen, und die Mutter ſagte mit leiſem Ton des Vorwurfs:

— Sylveſter, haſt Du uns denn gar nicht mehr lieb?

— Doch, doch, Mutter! Liebe Mutter! — antwortete der Kadett.

Von der ganzen Angelegenheit wurde nun mit keinem Worte mehr geſprochen. Die Mutter hatte den Vater darum gebeten, damit ihres Sylveſters Herz ſich nicht wieder verhärten ſollte. Nur beim Fortgehen abends, ins Korps zurück, konnte ſich der Hauptmann nicht enthalten, etwas zu ſagen, weil ihn der Sohn um Geld gebeten hatte:

— Geld? Wozu? Wie kommſt Du darauf? Wieviel?

— Ich habe nämlich die Sonntage im Korps mehr gebraucht, und habe mir etwas borgen müſſen von einem Kameraden.

— Wozu borgen?

Sylveſter zögerte mit der Antwort, bis es herauskam:

— Ich wollte doch etwas haben Sonntags, da habe ich mir, was wir dürfen, zum Frühſtück Kuchen beſtellt. Weil ich nämlich Hunger hatte.

— Dazu haſt Du aber Dein Taſchengeld!

— Ich muß mir Federn und Bleistifte kaufen, Hefte, Papier, Federkasten, Federmesser, Radiergummi, Nadeln, Zwirn, Knöpfe, Putzkalk, Putzpomade, Lederlappen, Lederlack, Knopfholz und .. und .. und noch eine Menge ...

Er hielt inne, weil er nichts mehr wußte, und setzte dann traurig hinzu:

— Bei zwei Mark fünfzig monatlich bleibt da nicht viel.

— Ja, ich kann Dir nicht mehr geben. Beim besten Willen kann ichs nicht. Es ist mir einfach unmöglich! — versicherte, ärgerlich auf und abschreitend, der Hauptmann. Vor dem Sohne blieb er stehen:

— Wieviel hast Du denn Schulden gemacht? Denn so muß man's eben nennen. Leisetreterei nützt da nichts. Das kommt von diesem dummen Eigensinn. Wir haben Dich nicht Sonntags, bloß aus alberner Tücksicherei von Dir, und währenddessen läufst Du hin und pumpst. Du fängst frühzeitig an, das muß man Dir lassen! Denn die Höhe der Summe ist ganz gleich. Du hast eben Schulden gemacht! Und Du weißt, daß wir nichts übrig haben. Wieviel ist es denn? Ich will sehen, ob ichs bezahlen kann!

— Sechzig Pfennig! — sagte Sylvester kleinlaut, und der Vater, der, wenn er sich hineinredete, alles in seiner Phantasie vergrößerte, und schon auf einige zwanzig Mark gefaßt war, erstaunte dermaßen, daß er zu lachen begann, dem Sohne die Wange freundlich schlug und brummte:

— Dummer Junge!

37.

Nach dem großen Urlaub ging es beſſer mit Sylveſter. Er hatte ſeine Periode des Trotzes überwunden, und verſtand jetzt kaum mehr, wie er eigentlich auf den Gedanken gekommen war, freiwillig nicht auf Urlaub zu gehen, und, ſich ſelbſt zur Strafe, im öden Korps zu bleiben. Nun zog ihn etwas Neues auf Urlaub: eine Freundin der kleinen Ida, wie noch immer zu Haus die nun zu einem großen, ſchlanken, neunzehnjährigen Mädchen herangewachſene Schweſter genannt wurde.

Sylveſter hatte bis dahin mit größter Verachtung von Mädchen geſprochen, und ſich um etwaige Freundinnen und Bekanntſchaften ſeiner Schweſtern niemals irgendwie gekümmert. Während des Urlaubs ging er an den Tagen fort, wo Freundinnen zum Kaffee kamen, oder am Sonnabend, an dem ſich eine Anzahl junger Damen zuſammen fand, um für arme Kinder Wäſche zu nähen, die der Armenverein lieferte. Er beſuchte dann Onkel Gottfried, oder er lief mit dem Vater in die Dresdener Haide, was er eigentlich nicht ſehr liebte, weil der Hauptmann dann gewöhnlich halbe Tage unterwegs zu ſein pflegte.

Am Totenſonntag blieb Sylveſter zu Haus:

— Da beſucht man ſich nicht! — hatte die Mutter gemeint, und da ſie obendrein nachmittags einen Kranz auf die Gräber der Großtante Clementine und des Majors legen wollten, ſo hatte Sylveſter nicht fortgehen können. Er ſaß mit den Dresdener Nachrichten auf dem Sofa im Salon, in die genaue Schilderung eines Doppelmordes

vertieft, der ihn ungeheuer intereſſierte. Der Bequemlichkeit halber und zur Schonung hatte er ſeinen Waffenrock ausgezogen und trug eine Civiljacke. Die Schweſtern arbeiteten und laſen. Da meldete das Mädchen:

— Fräulein von Schnitzer!

Sylveſter ſprang ſofort auf, um zu flüchten, fand jedoch die Thür zum Arbeitszimmer des Vaters verſchloſſen, weil dieſer ſich eingeriegelt hatte, um an der Regimentsgeſchichte zu arbeiten. Sie war noch immer in ihren Anfängen, da der Hauptmann ſich faſt nur mit Leſen alter Chroniken befaßte, die mit ſeinem Thema in irgend einem entfernten Zuſammenhang ſtanden. Ehe Sylveſter ſich nun durch das Schlafzimmer der Eltern retten konnte, trat Fräulein von Schnitzer auch ſchon ein und der Kadett machte ihr eine verlegene, linkiſche Verbeugung.

— Laſſen Sie ſich nicht ſtören, ich bitte! — ſagte ſie etwas laut ſprechend in norddeutſchem Accent. Sie that gar nicht dergleichen, als ob ſie den Bruder ihrer Freundinnen nicht kennte. Doch er meinte die Form wahren zu müſſen und ſagte zu Ida:

— Bitte, Ida, ſtelle mich doch vor.

Dieſe hörte es nicht in der erſten Freude des Empfanges, und während die Schweſtern die Neuangekommene umdrängten, blieb der Kadett abſeits ſtehen. Er betrachtete die Fremde und fand ſie wunderhübſch. Sie hatte ſchönes, ſtarkes, ſchwarzes Haar und große, nußbraune Augen, die Sylveſter anſtarrten, während das Mädchen mit den Schweſtern ſprach.

Es war ihm mit einem Male, als ob er ſich zu ihr beſonders hingezogen fühlte und es ſchmeichelte ihm, daß

ſie ihn ſo lange angeſehen. Darum empfand er das Bedürfnis, ſich wegen ſeines Anzuges zu entſchuldigen. Und während er an ſeiner Jacke zurecht rückte und ſich die Halsbinde herunterzog, ſagte er energiſcher und lauter als vorher zu Ida:

— Willſt Du mich nicht vorſtellen?

Mariechen that es, denn Ida verſicherte eben mit zwei Küſſen rechts und links auf die Wange der Freundin, ſie habe beim letzten Café bei der Generalin ſo reizend ausgeſchaut wie noch nie. Als Mariechen nun mit einer Handbewegung ſagte:

— Mein Bruder, liebe Lilly, den Du wohl noch nicht kennſt! — machte Sylveſter, bis an die Haarwurzeln errötend, eine tiefe, förmliche Verbeugung. Da er gegen das Licht ſtand, ſo war ſeine Verlegenheit nicht zu bemerken. Nur durch die Worte verriet er ſich, denn es kam haſtig und polternd heraus:

— Meine Uniform . . . . . ich habe keine an . . . . . das heißt, ich bitte um Entſchuldigung wegen des Jaquets.

Fräulein von Schnitzer antwortete mit unnötigem Gelächter und lauter Stimme:

— Ach, Herr von Geyer, das ſtört mich nicht, das bin ich von meinen Brüdern her gewöhnt. Einer ſteht nämlich bei den Franzern und der andere beim vierten Garderegiment.

Das „Herr von Geyer" berührte Sylveſter ſehr angenehm. Er fand das junge Mädchen reizend. Doch das Geſpräch war zu Ende, ſie hatte ſich den anderen Mädchen wieder zugewendet. Wobei ſie freilich von Zeit zu Zeit Sylveſter einen Blick zuwarf.

Er blieb noch ein paar Augenblicke ſtehen, dann raffte er ſich auf, erſchrak über ſich ſelbſt, und lief hinaus. Nun war es ihm, wie er auf ſeinem Zimmer ſaß, als gewahrte er unausgeſetzt ſeine Naſe, die ihm wie ein Schatten erſchien, er mochte blicken, wohin er wollte. Er wußte, daß ſeine Naſe groß war, und meinte, das junge Mädchen habe ihn deshalb ſo ſehr angeblickt.

Sylveſter fand ſich häßlich. Er trat an den kleinen Spiegel, über ſeinem Waſchtiſch, und ſchaute hinein. Die Naſe erſchien ihm mächtig. Im Gedanken daran, daß er vor Fräulein von Schnitzer ſich ſo ungünſtig gezeigt, mit der verſchobenen Halsbinde und dem Civilrock, ſtieg ihm allmählich die Röte wieder ins Geſicht. Dieſe unſelige Eigenſchaft des Errötens bei jeder Gelegenheit machte ihn unglücklich. Ob das junge Mädchen über ihn gelacht hatte? Ob ſie ihn angeſehen aus Intereſſe oder um ſich über ihn luſtig zu machen? Nur eines wußte er, daß ſie ihm gefiel. Unausgeſetzt dachte er an ſie. Als ſie längſt fortgegangen war, trat ihm immer wieder ihr Bild vor die Seele. Es begleitete ihn auf dem Wege abends ins Korps zurück, es ſchwebte ihm vor, während der ganzen Woche, ununterbrochen.

Jeden Abend, ehe er einſchlief, vergegenwärtigte er ſich wieder Lillys Bild, das ihn anblickte, mit den großen, nußbraunen Augen. Aber er traf ſie nicht, bis zum Weihnachtsurlaub, und er wagte es auch nicht, mit irgend einem Wort zu fragen, oder auch nur die Rede auf ſie zu bringen. Bloß, wenn zufällig von ihr geſprochen wurde, horchte er begierig auf.

Endlich ſah er ſie wieder, an ſeinem Geburtstage. Sie war gekommen, um den Schweſtern die wichtige

Nachricht zu überbringen, wer am morgigen Neujahrstage von jungen Mädchen nun mit aller Bestimmtheit bei Hofe vorgestellt werden würde.

Sofort streckte sie Sylvester die Hand entgegen, die er, wiederum errötend, nahm, und da sie einen Tisch in der Ecke des Salons stehen sah, auf dem, neben einigen Kleinigkeiten, ein Paar Militärhandschuhe vor einer Geburtstagstorte lagen, trat sie sofort auf den Kadett zu:

— Ich gratuliere, Herr von Geyer.

Nochmals gaben sie sich die Hand. Es durchzuckte Sylvester dabei, sie an die Lippen zu ziehen. Aber es war ihm gelehrt worden, sie nur Verheirateten zu küssen. Dann sah ihn Fräulein von Schnitzer wieder so groß an, daß er die Augen niederschlug. Sie fragte:

— Wie alt werden Sie denn heute?

Er antwortete, während ihm die Pulse schlugen, und es ihm war, als ob alle lächelten:

— Ich bin heute siebzehn geworden!

— Schon siebzehn! — meinte Lilly und fügte nach einem Augenblick hinzu, indem sie that, als berechne sie ihr Alter:

— Da bin ich ja älter als Sie!

Sylvester wußte nichts darauf zu erwidern, doch er fühlte eine Art von Überlegenheit aus ihren Worten, und er suchte möglichst schnell aus dem Zimmer zu kommen.

Aber immer wieder träumte er von ihr, und es begann, wenn er im Korps vor seinem Pult stand, sein Wunsch zu werden, in das kleine mittelste Nippesfach, das die Kadetten hatten, ihr Bild stellen zu können. Nur

wußte er nicht, woher er es bekommen ſollte, denn den Schweſtern wagte er ſich nicht anzuvertrauen.

Bei anderen Kadetten hatte er ſo oft in dieſem kleinen Raum, der ihr ganzes Beſitztum an nicht dienſtlichen Gegenſtänden aufnehmen mußte, Bilder von jungen Mädchen geſehen, und einzelne hatten ihm, wenn er in der Freiſtunde gekommen, um das Fach zu betrachten, auf ſeine Frage geantwortet:

— Das? Das iſt meine Flamme. Aber Sie brauchen es nicht weiter zu ſagen!

Der Ausdruck Flamme klang ihm in den Ohren. Er war glücklich, im Geheimen auch eine Flamme zu beſitzen, wenn er auch niemand wußte, dem er ſein Glück hätte mitteilen mögen. Nun dachte er darüber nach, wie er es wohl erreichen könnte, für ſein Fach, in dem nur die Photographien der Eltern ſtanden, die Lillys zu erhalten. Einmal ſuchte er Ida ein kleines Bild Lillys abzubetteln, als dieſe zufällig in ſeiner Gegenwart ihr Album durchblätterte. Die Schweſter war erſtaunt:

— Was willſt Du denn damit, Sylveſter?

— In mein Fach in meinem Pult thun!

— Wozu denn?

— Nur ſo!

Ida lachte, drohte mit dem Finger und meinte:

— Du, Du haſt Dich doch nicht etwa verſchoſſen?

Sylveſter war böſe, aber das Bild bekam er nicht Als Erſatz ließ er ſich die Photographie von Mariechen geben, weil dieſe die hübſcheſte der Schweſtern war, und die ſtellte er in ſein Fach zwiſchen die Eltern.

Nun wartete er ab, bis irgend einer der Kameraden käme, um ſein Fach anzuſehen. Abſichtlich ließ er die

Pultklappe offen ſtehen, und es gelang ihm auch, daß Ulrich ihn etwas zögernd fragte:

— Wer iſt denn das?

Sylveſter ſchwieg.

— Donnerwetter, iſt die hübſch! Wer iſt ſie denn? — meinte da der kleine Schwarze, ohne eine Antwort zu bekommen. Er griff nach der Photographie:

— Erlauben Sie?

Doch Sylveſter lachte und ſchlug ſchnell die Klappe zu, ſo daß er faſt die Finger ſeines Stubengenoſſen mit eingeklemmt hätte. Während er ſorgſam ſein Pult verſchloß und geheimnisvoll dazu die Augenbrauen in die Höhe zog, als ſollte es bedeuten „ja, wenn Du das wüßteſt“, zuckte ein Blitz des Verſtändniſſes über Ulrichs Geſicht:

— Ach ſo! Das iſt wohl Ihre Flamme?

Endlich war das gewünſchte Wort da. Sylveſter pfiff und ging davon.

38.

Die ſtille Neigung für Lilly hielt an, obgleich Sylveſter ſeine Flamme nicht wieder ſah, weil im Winter faſt jeden Sonnabend irgend ein Ball war, von dem ſie ſich Sonntags erholte.

Er dachte immerfort noch an ſie, doch ſeine Arbeiten litten nicht darunter, denn er fand in Lilly einen Sporn zur Thätigkeit. Er bildete ſich ein, daß, je ſchneller er das Korps durchmache, er deſto eher ſie als Offizier wieder-

sehen könne. Und dann schwebte ihm im Stillen der Gedanke vor, sie zu heiraten. Damit hatte er sich schon ganz vertraut gemacht. Wie das möglich sein würde wußte er noch nicht, aber es war seine feste Absicht geworden.

Bei diesem Brüten und Träumen verschob sich vollkommen ihr Bild und wuchs aus zu einem Wesen, dem er alles Edle, Gute und Schöne andichtete. Obgleich er nichts oder so gut wie nichts von ihr wußte, und obgleich das Urteil der Schwestern über sie nicht immer günstig gewesen war, nahm sie in seiner Fantasie eine fast überirdische Gestalt an.

Sogar ihr Äußeres veränderte sich in seiner Erinnerung mehr und mehr, je näher Ostern rückte. Die zwei Mal, die er sie gesehen, hatten nicht genügt, ihm ein feststehendes Bild einzuprägen, und er gewann mit der Zeit auch einen übertriebenen Eindruck von ihrer Schönheit, von ihren großen, nußbraunen Augen, von ihrem blauschwarzen Haar. In seiner Einbildung ward sie weich und hingebend, während sie in Wirklichkeit eher etwas Lautes und Burschikoses besaß.

Da er ihr nicht schreiben konnte, schrieb er öfters an die Schwestern und fing an, in diesen Briefen scheinbar zufällig nach Lilly zu fragen. Dann gab es ihm eine besonders erregte Stimmung, wenn die Antwort einlief, und er suchte, ob von seiner Flamme nicht irgend etwas darin stünde.

Die Aufschrift seiner Briefe: An Fräulein ..... machte ihm besonderen Spaß. Er liebte es, die Adresse, nachdem er in der Arbeitsstunde den Brief geschrieben, so zu legen, daß der Name verdeckt war, dagegen das Fräu-

lein zu ſehen blieb. Wenn dann Ulrich ſich die Augen verdrehte, um herauszubekommen, wer dieſes Fräulein war, ſo fühlte ſich Sylveſter voller Genugthuung. Jetzt begann er auch mehr auf ſein Äußeres zu geben. Seine Uniform war immer in Ordnung geweſen, weil das im Korps nicht anders ging. Aber Sylveſter hatte bisher ſein Haar ſtets Sommer und Winter der Bequemlichkeit halber ganz kurz getragen, wie raſiert. Nun fand er, das ſehe doch zu jungenhaft aus und wurde darin durch den Friſeur beſtärkt, der an dem Tag gerade Eile hatte, nach Haus zu kommen:

— Sie ſollten ſich mal die Haare länger ſtehen laſſen, Herr Kadett! — meinte der Mann und fügte, als Sylveſter unſicher warum? gefragt hatte, hinzu:

— Es wird Sie beſſer kleiden. Es macht älter!

Das wollte er ja und er ließ ſofort das Haar wachſen. Als es aber am Hinterkopf lang geworden war, ließ er es ſich nur im Nacken ſtutzen, damit der Hauptmann nicht etwa über die „Schauſpielerfriſur“ ſchimpfen ſollte, wie er das öfters that. Auf der Stirn machte er ſich eine Welle, indem er das Haar nach rückwärts ſtrich und es einen Holm bilden ließ, wie die Kadetten ſagten.

Dann ſchnitt er ſich ſorgſam die Nägel mit kleiner Spitze vorn in der Mitte und drückte ſich mit der Nagelbürſte das Fleiſch auf dem Nagel zurück, wie er es von einzelnen geſehen, damit die „Monde“ erſcheinen ſollten.

Nur der Schnurrbart wollte noch nicht wachſen. Eine ſchüchterne Andeutung war da, mehr nicht. Dennoch raſierte ſich Sylveſter jeden Sonntag mit dem Raſierzeug des Stubenälteſten, der es ihm borgen mußte, weil der Vater ihm noch keins hatte anſchaffen wollen.

Er war ſich nicht bewußt, daß alles dies zu Ehren ſeiner Flamme geſchah und bildete ſich ein, er thäte es, um als Kadett der erſten Diviſion, der er ſehr bald werden ſollte, einen leutnantähnlicheren Eindruck zu machen.

Bei der Oſterverſetzung wurde Sylveſter Fünfter unter vierzehn und erhielt, was ihm das wichtigſte dünkte, eine Korporalſchaft. Als er nach Haus fuhr mit einen kleinen Koffer, der ſeine Urlaubsſachen enthielt, auf dem Bock der Droſchke, war er ſtrahlend vor Wonne.

— Ich bin Stubenälteſter! — rief er den Eltern ſchon im Hausflur entgegen. Er wurde auch gar nicht ernüchtert, als der Vater antwortete:

— Das wäre auch noch beſſer, wenn Du es nicht geworden wärſt!

Sylveſters Herz war voll Sonne. Endlich hieß er Kadett der erſten Diviſion, endlich lag nur noch ein einziges Jahr ſeiner Schul- und Kadettenzeit vor ihm. Und nun, während dieſer Urlaubstage, würde er Lilly wiederſehen. Er war ſo glückſelig und fühlte ſich ſo viel fertiger und männlicher, daß er bei Tiſch, wozu Onkel Gottfried eingeladen worden war, mit ſeiner nun entwickelten Baritonſtimme fröhlich, laut, ohne die geringſte Verlegenheit fragte:

— Was macht Fräulein von Schnitzer?

— Nun, was ſoll ſie denn beſonderes machen? — meinte der Hauptmann und Mariechen meinte etwas ſpitz:

— Sie kokettiert wahrſcheinlich immer noch!

Sylveſter verſtand nicht, was das bedeuten ſollte. Die anderen ſchwiegen und das Geſpräch drehte ſich ſchnell um etwas anderes.

Nachmittags wollte Sylveſter durchaus in die Stadt

gehen. Einmal freute er ſich, als neugebackener Kadett der erſten Diviſion ſich zeigen zu können, und dann hatte er im ſtillen die Hoffnung, er könnte irgendwo ſeiner Flamme begegnen. Doch niemand wollte mit, nur Onkel Gottfried that ihm endlich den Gefallen. Als ſie eine Weile durch die Pragerſtraße, die Hauptſtraße Dresdens, geſchlendert waren, wohin Sylveſter gedrängt, ſagte der Onkel:

— Lieber Junge, wie kannſt Du nur von der kleinen Schnitzer reden?

— Warum denn, Onkel?

— Haben ſie's Dir denn nicht geſchrieben? Hatteſt Du denn in der letzten Zeit gar nichts gemerkt?

— Nein ....

— Biſt Du aber naiv! Alſo denke Dir: Ida hatte einen Kurmacher, Leutnant von Renggert, und man glaubte ſchon, die Sache würde ſich arrangieren; Geld hatte er genug, da Ida ja nichts hat. Da plötzlich ſchnappt die kleine Schnitzer Deiner armen Schweſter den Kerl weg! 's iſt eben ein kokettes Vieſt! Dieſe Manier, alle Herren anzuſtieren. Und dabei war ihrs ganz wurſcht, ob alt oder jung. Sie hat mit mir ebenſo gut kokettiert wie mit Deinem Vater. Mit jedem!

Sylveſter wurde ganz eigen zu Sinn und er ſagte nur mechaniſch:

— Verlobt .... ſo ... die ... ach .....

Dann ließ er Onkel Gottfried reden, der ihm auseinanderſetzte, daß ſeiner Anſicht nach der Verluſt für Ida gar nicht beſonders groß ſei, denn, wer ſo ein Frauenzimmer, wie Fräulein von Schnitzer, ſich zur Frau nehme, der tauge ſelbſt nicht viel. Während des Spaziergangs

zwang sich Sylvester nur ab und zu einmal zu einem Wort, um seinen Zustand dem Onkel nicht zu verraten. In seinem Herzen fühlte er sich wie vernichtet. Der Schlag war so unerwartet gekommen, daß er es nicht fassen konnte. Immer wieder schweiften seine Gedanken ab und kehrten zur ungetreuen Flamme zurück. Eine unsagbare Bitterkeit bemächtigte sich seiner, wie etwas Knäuel-artiges, kam es ihm in den Hals und er schwerte ihm das Schlucken. Es flimmerte ihm vor den Augen, ein Schleier schien sich auf das ganze Weltbild herabzusenken.

Als er nach Hause kam, war er ganz einsilbig geworden, und auf die Frage der Mutter meinte er:

— Ich bin nicht wohl, ich habe Kopfschmerzen! — worauf sich der Hauptmann, der eine Klage seitens eines der Familienmitglieder nicht leiden konnte, ereiferte:

— In Deinem Alter schon Kopfschmerzen? Wie soll denn das später werden!

Sylvester zog sich bald aus dem Salon zurück, in dem man abends arbeitend, lesend, schwatzend saß, und beim Gute-Nacht-sagen küßte ihn die Mutter besonders zärtlich, als ob sie feinfühlig geahnt hätte, was in ihres Sohnes Seele vor sich ging. Er schloß sich ein, und überlegte hin und her, was ihm geschehen. Wenn sie ihm verloren gegangen war, dann hatte es für ihn auch gar keinen Sinn und Zweck mehr, sich im Korps Mühe zu geben. Wie lange er darin noch blieb, war ja nun vollkommen gleichgültig. Es war ihm jetzt, wie er sich einbildete, überhaupt alles gleichgültig, gänzlich, gänzlich!

In seiner Verbitterung nahm er eine Briefadresse von Lillys Hand, die er bisher wie ein Heiligtum aufbewahrt, nachdem er sie Ida entführt, zerriß das

Papier in hundert kleine Fetzen und verbrannte es im Ofen.

Doch als er zu Bett lag, kam eine neue Stimmung über ihn, und er ſann nach, wie er es wohl machen könnte, um vor den Augen der Ungetreuen ſich zu zeigen. Er fühlte den Drang, irgend etwas Beſonderes zu begehen, was ihn aus der Menge herausheben möchte, und aller Blicke auf ihn lenken. Er wollte ſterben, ſterben vor ihr, den Opfertod für ſie erleiden, während er ihr das Leben rettete. Und die Zeile aus dem Handſchuh, den er einmal auf dem Gymnaſium in der Quarta hatte auswendig lernen und deklamieren müſſen, ſchwebte ihm auf den Lippen:

— Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!

Das ſtärkte und erhob ihn wieder. Fortwährend wiederholte er das Wort. Und allmählich verwandelte ſich die Stimmung des Edelmutes wieder in Bitterkeit und ſchließlich in Verbitterung, die am Ende ſogar ſich in Haß verkehrte. Denn nun meinte er die Ungetreue haſſen zu müſſen. Er hatte die erſte große, ſchlimme Erfahrung ſeines Lebens gemacht. Er redete ſich in Verachtung gegen das ganze Geſchlecht hinein, indem er, verallgemeinernd, hohnvoll ſich den Satz zurecht legte:

— Alle Weiber ſind falſch, untreu, gemein, ſchlecht!

Am nächſten Morgen wachte er, weicher fühlend, auf, wenn er an das Erlebnis des vergangenen Tages dachte. Während des ganzen Urlaubes trug er ſein Leid mit ſich herum, das täglich mehr verblaßte, und längſt nur noch in ſeiner Einbildung beſtand. Nur vor einem bangte ihm: vor einer Begegnung mit Lilly. Doch das Mädchen kam nicht zu den Schweſtern. Sie hatte Ida einen

etwas verlegenen Brief geschrieben, um ihr Glück anzuzeigen. Darin stellte sie ihr Kommen in nahe Aussicht, aber sie erschien nicht.

Kurz ehe der Urlaub Sylvesters zu Ende ging, sah er sie von weitem auf der Seestraße. Die Mutter machte ihn auf die am Arm ihres Verlobten neben ihrer Mutter Schreitende aufmerksam:

— Sylvester, siehst Du nicht? Da ist ja die Lilly Schnitzer!

Sylvester erkannte sie kaum wieder, so hatte sich in seiner Phantasie ihr Bild verändert. Das Brautpaar ging auf der anderen Seite der Straße, ohne Mutter und Sohn zu bemerken. Es blieb an einem Wäscheladen stehen und die zukünftige Schwiegermutter des Leutnants zeigte etwas in der Auslage. Wehmütig, mit leisem Zittern der lieben, weichen Stimme meinte da die Mutter:

— Siehst Du, die sprechen wahrscheinlich von der Ausstattung für die Braut!

Das schnitt Sylvester tief in die Seele. Er fühlte, daß sie damit eigentlich sagen wollte: „Die Ausstattung, die eigentlich unsere Ida haben sollte!“

Deshalb antwortete er ihr in hellem Zorn, mit einem seiner Kadettenkraftausdrücke, auf die drei drüben deutend:

— Elende Schweinebande!

— Sylvester, was sind das für Worte! — ermahnte die Mutter. Doch damit hatte sich Sylvester alles vom Herzen geredet, was seine ehemalige, ungetreue Flamme betraf.

39.

Als Kadett der ersten Division war Sylvester mit einem Male ganz anders geworden. Er war sich seiner Würde und seiner neuen Verantwortung als Stubenältester vollkommen bewußt. Durch einen Zufall hatte es sich gefügt, daß er die zehnte Korporalschaft bekommen, in die er damals vor drei Jahren eingetreten. Nun hatte er des Klipperich Pult und Schrank bezogen und nahm am Arbeitstisch seinen Platz quer vor ein.

Wie er das erste Mal abends die Bierkaltschale austeilte, dachte er der Vergangenheit, die nun schon so weit hinter ihm lag und des Weges, den er bis hierher im Leben zurückgelegt. Und er, der früher niemals hatte warten können, daß die Zeit verstrich, dem die Stunden und Tage träg dahingeschlichen, hatte das Gefühl, als seien die letzten Jahre wie im Flug enteilt, als wäre ein Wunder geschehen. Sylvester gedachte der Empörung, die er damals empfunden, als der Gefreite von Klippen alle Rosinen der Bierkaltschale für sich behalten und er erinnerte sich des Versprechens, das er sich als kleiner Kadett der vierten Division gegeben, einmal später als Stubenältester kolossal anständig zu sein.

Nun verteilte er das Essen ganz gleichmäßig und gerecht, daß der Knirps aus der fünften, der noch nicht einmal den Degen tragen durfte, genau so gutes und reichliches erhielt wie er selbst. Auf der Stube ließ er sich nicht bedienen, sondern hielt seine Kleidung selbst in Ordnung, getreu des Vorsatzes, den er einst gefaßt. Nur Kadett ließ er sich nennen. Bis auf den der zweiten

Diviſion, der ihn dem Gebrauche gemäß Geyer anredete, ſagten alle ganz von ſelbſt:

— Kadett von Geyer!

Er ließ es ſich gefallen. Er hatte ſogar das Gefühl, daß er in den Verdacht eines ſich populär Machenden geraten könne, wenn er den anderen großmütig Freiheiten geſtattete. Und er empfand, daß ſich in jeder neuen Lage und Stellung im Leben trotz aller freimütigen Anſchauung das Urteil und die Anſichten verſchoben. Über vieles war er hinausgekommen, was er früher für richtig, für erſtrebenswert gehalten. Ehemals hatte er immer gegen den Kadett vom Dienſt eine Art Oppoſitionsluſt empfunden. Es hatte ihn empört, ſich von einem anderen Kadett, den er nicht als Vorgeſetzten anſah, ſondern als Seinesgleichen, etwas anbefehlen zu laſſen. Nun, wo er ſelbſt die Mütze trug als Abzeichen ſeines Amtes, hatte ſich auch hierin ſein Empfinden verändert. Er wurde nicht grob, ſondern befahl ruhig, oder bat ſogar, wenn auch in entſchiedenem Tone, aber ein Zögern ſeitens eines anderen Kadetten empfand er als Kränkung ſeiner Würde und im Geheimen als Nichtachtung ſeiner Perſon.

Einmal ſprach er mit Onkel Gottfried darüber:

— Onkel, mir iſt es, als ob ich anders geworden ſei, ſeitdem ich Stubenälteſter bin!

Der Onkel lächelte:

— Das wirſt Du noch oft im Leben erfahren, Sylveſter. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand. Sieh mal, mein Junge, mit dem Sozialismus gehts bei den meiſten Menſchen auch ſo. So lange ſie unten ſind wird gewühlt, und wenn ſie hoch kommen, die Würde verteidigt.

— Ach, die Sozialiſten! — erwiderte Sylveſter wegwerfend. Er wußte nichts von ſozialen Zuſtänden, von unteren und oberen Volksklaſſen, von Parteigetriebe und Politik, aber er hatte nur die dunkle Ahnung, die ihm durch aufgeſchnappte Worte des Vaters gekommen war, daß der Sozialismus etwas Verwerfliches ſei.

Auf Sylveſters Korporalſchaft lagen noch fünf Kadetten wie früher, aber er hatte das Glück, keinen Neuen zu bekommen, der immer Mühe und Unannehmlichkeiten ſchuf, ſondern lauter ordentliche Leute zu haben, ſodaß es faſt nie etwas zu tadeln gab. Hauptmann Schröder war mit der zehnten Korporalſchaft zufrieden und Sylveſter war ſtolz, als einmal bei einem Stiefelappell mittags, wo ſeine Stube die einzige war, bei der ſich alles in Ordnung befand, der Kompagniechef vor der ganzen Kompagnie ſagte:

— Die zehnte Korporalſchaft iſt vom Appell mit Waffenröcken und Köperweſten morgen dispenſiert. Ich bin mit Ihrer Stube zufrieden, Kadett von Geyer!

Von nun an begann der Ehrgeiz allmählich Sylveſter zu erfaſſen und er fing an, ſich in den Stunden Mühe zu geben, um zum großen Urlaub womöglich eine Auszeichnung zu erhalten oder gar Gefreiter zu werden.

Die Kadetten der erſten Diviſion hatten in jeder Woche zwei Mal Reitſtunde in der nicht entfernt gelegenen Militär-Reit-Anſtalt. Das war Sylveſters Glück und Freude. Er erinnerte ſich der Erzählungen des Onkel-Majors aus der Kindheit, über Reiterſtücke und Reiterkunſt. Alles Neue erhaſchte der Jüngling immer eifrig und beim Reiten ſchien ihm eine neue Welt aufzugehen. Das Pferd mit allem, was dazu gehörte, ward ſein Lieblingsgeſpräch, und da er ſich Mühe gab und ſich trotz ſeiner ungünſtigen,

dürren, langen Beine, geschickt zeigte, so gelang es ihm bald, bei den Kameraden in den Ruf eines guten Reiters zu kommen.

— Geyer reitet riesig forsch! — hieß es, und Sylvester freute sich im Grunde seines Herzens darüber, wenn er auch äußerlich gelernt hatte scheinbar böse zu thun und das Lob als unverdient abzuwehren.

Jedesmal, wenn sie zu zwei und zwei zur Reitschule hinüber marschierten, klopfte ihm höher das Herz in Aufregung und Erwartung, welches Pferd er wohl dieses Mal bekommen würde. Denn die einzelnen Tiere genossen bei den Kadetten eines besonderen Rufes, je nach ihren vermeintlich guten oder bösen Eigenschaften. Zwei Rappen waren besonders gefürchtet: der große Rappe, weil man beim Aufsitzen auf Decke wegen seiner Größe schwer hinaufkam und er einen harten Trab ging, der einen fußhoch in die Höhe warf, und die böse Schwarze, wie in der Überlieferung der Kadetten eine Stute hieß, weil sie scheute und oft ohne jede Veranlassung Seitensprünge machte, die den Sitz kosteten.

Bisher hatte Sylvester Glück gehabt und war mit seinen Pferden immer gut ausgekommen. Doch jedesmal bangte er vor einem Wechsel, der ihn auf eines der verrufenen Tiere brächte und ihm so seinen Ruf verlieren ließen. Doch immer kam er darum, auf die Probe gestellt zu werden.

Zu Haus erzählte er mit Vorliebe von seinen Reiterfolgen, denen die ganze Familie lauschte. Dann gab der Hauptmann, der nie ein großer Reiter gewesen, wohl irgend ein Erlebnis mit einem seiner Pferde zum besten, aus seiner Zeit als Bataillonsadjutant oder Kompagniechef:

— Ich habe immer Pech gehabt! — ſagte er.

Sylveſter fragte:

— Wieſo, Vater?

— Mit Kauf und Verkauf, meine ich. Ich habe während meiner Dienſtzeit immer an den Pferden verloren. Sie wurden lahm über Nacht, möchte ich ſagen, nachdem ich ſie eben erſt teuer gekauft hatte. Es giebt eben Menſchen, die anfangen können, was ſie wollen — immer geht es ſchief. Das iſt in unſerer Familie ſtets und ewig ſo geweſen. Wir ſind nun mal nicht geſchaffen, um Geld zu machen. Übrigens ſoll ein Gentleman auch nichts profitieren wollen an den Gäulen, denn immerhin nähert er ſich ſonſt bedenklich dem Pferdejokel, und von derlei Leuten wollen wir uns doch immer noch unterſcheiden, hoffe ich.

Die Mutter machte dazu ein wehmütiges Geſicht, denn ſie dachte an das viele, ſchöne Geld, das früher in des Hauptmanns Pferde geſteckt worden und faſt regelmäßig, durch ſeine Gleichgültigkeit und ſeine Mißachtung des Gewinnes verloren gegangen war. Als Sylveſter des Vaters Äußerung über ſeine Pferde Onkel Gottfried erzählte, lachte dieſer laut auf:

— Siehſt Du, Junge, das ſieht Deinem Vater ähnlich. Ich glaube, wenn ihm jemand heute ſagte, er könnte auf leichte Art, zum Beiſpiel, wenn er dreimal um die Kreuzkirche liefe, eine Million gewinnen, er würde das entrüſtet ablehnen, weil die Geyers nun mal ſeit dem Jahre 490 vor Chriſti Geburt ſich auf ſolche Sachen nicht geaicht gefühlt hätten. Nebenbei hat er ſich ſeinerzeit nie um ſein Pferd gekümmert und der Burſche auch nicht. Da iſt es alſo kein Wunder .....

Lange dachte Sylveſter über dieſe Antwort nach. Er wußte nicht recht, wem er recht geben ſollte. Aber ſchließlich neigte er eher den Anſichten des Vaters zu, weil er, wenn er auch gern etwas mehr Taſchengeld gehabt hätte, doch am Ende nichts entbehrte.

— Was würde ich machen, wenn ich heute eine Million beſäße? — fragte er ſich und fand in ſeiner Bedürfnisloſigkeit und ſeiner Unkenntnis vom Wert des Geldes nur die Antwort:

— Ich würde mir Sonntag abends ſoviel Wurſt und Chokolade als möglich kaufen und mit ins Korps ſchleppen!

Dazu bedurfte es aber, wie er einſah, keiner Million. Doch er ſchwieg von da ab von ſeinen Reiterlebniſſen, bis ihn der Reitlehrer, Premierleutnant von Dreiwerden von den vierundzwanzigſten Huſaren, auf den großen Rappen ſetzte mit den Worten:

— Kadett von Geyer, Sie können mal den Schinder da reiten, Ihr Kamerad Schlitting iſt zu klein dafür!

Ein beklommenes Gefühl überkam doch Sylveſter, als er mit einem:

— Zu Befehl, Herr Leutnant! — mit dem kleinen Schlitting tauſchte, der ganz erleichtert aufatmete, weil er auf dem großen Rappen fortwährend mit dem Herunterfallen gekämpft hatte.

— An die Pferde! — befahl Leutnant von Dreiwerden, und nun kam das Aufſpringen.

Sylveſter wußte, daß ſein Ruf auf dem Spiele ſtand, deshalb nahm er die Mähne feſt in die linke Hand, und griff mit der rechten unter den Obergurt der Decke, ſich etwas hinauf zu ziehen. Er ſtrengte alle Willenskraft an, um auf das hohe Tier zu kommen. Einen Augen-

blick drohte er wieder herab zu rutſchen, und wollte verzweifeln, aber als er allen Willen zuſammennahm, immer von dem Gedanken einer Niederlage verfolgt, gelang es ihm endlich, in Stütz zu kommen. Er ſaß auf dem Rücken, der Rittmeiſter ermahnte ihn:

— Das Tier geht ganz ruhig. Laſſen Sie ſich nur ein bißchen werfen, dann gehts.

Eine Weile wurde noch im Schritt herumgezogen, dann angetrabt. Zuerſt meinte Sylveſter, es würde nicht gehen, ſo hart und hoch warf ihn der ſteife Gaul, und bei der nächſten Ecke drohte er zu fallen, doch ein:

— Nach innen ſitzen! — des Reitlehrers munterte ihn auf. Er kämpfte tapfer. Einen Moment glaubte er, der Atem würde ihm fehlen, dann ging es plötzlich wieder, aber er konnte doch nicht den Augenblick erwarten, daß endlich das erlöſende „Eskadron — Schritt“ käme. Als es dann ertönte, und er nicht nur oben geblieben war, ſondern auch ſeinen Abſtand vom Vordermann ganz gut gehalten hatte, fühlte er ſich glücklich.

— Kadett von Geyer, Sie können den Schinder weiter reiten! Sie haben Anlage! — ſagte ihm dann, beim Abmarſch ins Korps, nach der Reitſtunde, Leutnant von Dreiwerden. Vier Wochen darauf bekam Sylveſter, der ſich mit ſeinem großen Rappen gut eingerichtet hatte, als Erſter die Erlaubnis, Sporen zu tragen, und die Kameraden ſagten:

— Geyer iſt der beſte

Als längſt der große Urlaub vorbei war, und Weihnachten nahte, meinte der kleine Schlitting, der noch immer faſt jede Reitſtunde einmal herunterfiel, zu Sylveſter mit etwas neidiſchem Stimmklang:

— Sie gehen doch zur Kavallerie, Geyer, nicht wahr?

Da fiel ihm ein, woran er jetzt noch gar nicht gedacht hatte, daß die Kadetten der ersten Division sich demnächst für eine Waffengattung entscheiden mußten, und ihre Wünsche anzugeben hatten, bei welchem Regiment sie gern eintreten wollten. Es blitzte in ihm die Hoffnung auf, dennoch zur Kavallerie gehen zu können. Er antwortete daher, halb selbst überzeugt:

— Natürlich, ich will zur Kavallerie!

Nun begann er, darüber nachzusinnen. Der Gedanke, der einmal in seine Seele gefallen, verließ ihn nicht mehr: es müßte dennoch möglich sein. Er überlegte sich allerhand, wie man wohl die Ausgaben einschränken könnte. Vor allem handelte es sich bei der Kavallerie um die Anschaffung eines eigenen Pferdes und eins brauchte er ja nur, denn er bekam ja ein Chargenpferd geliefert. Die Unterhaltung — die Rationen — für beide Tiere — gleichfalls. So rechnete er sich aus, es müsse gehen, da nun bei Infanterie wie Kavallerie die Uniform doch einmal zu bezahlen sei, und man, wie er sich in seinem Kadettengesichtskreis einbildete, als Reiter auch nicht mehr verbrauchen könne, für des Lebens Notdurft, wie als Fußgänger. Es handelte sich also nur um die Anschaffung des Pferdes.

Das würde ihm freilich der Vater nie kaufen können und wollen, aber vielleicht that es Onkel Gottfried. Oder irgend ein Freund. Und da fiel ihm Gabler ein. Der hätte es gekonnt. Sylvester hatte vernommen, daß des Dicken Vater gestorben war, und er wußte ja noch von der Schulzeit her, daß Frau Gabler alles für den Sohn

that, was er nur wünſchte. Wenn er ſich nun an Gabler wandte. Freilich hatte er ihn ſeit ſeinen Kadettenjahren nur ein einziges Mal von weitem geſehen, weil er ſich nicht mehr in Dresden befand, ſondern in London, wo er ſchon mit ſiebzehn Jahren nach abſolvierter Handelsſchule in ein großes Tucherporthaus getreten war.

Nur flüchtig, ein paar Sekunden, hatte Sylveſter an den Freund gedacht. Er ſchämte ſich, darauf gekommen zu ſein, des ihm nun Fremden Güte in Anſpruch zu nehmen, der jetzt vielleicht geantwortet haben würde, wie er zu ſolchem Dienſt käme, da er ihn Jahre hindurch vollkommen geſchnitten.

Und warum hatte er eigentlich den ehemaligen, beſten, einzigen Freund ſo vernachläſſigt?

Er hatte im Kadettenkorps noch immer keinen Menſchen gefunden, den er wirklich hätte Freund nennen dürfen, wenn er auch beliebt war und mit allen gut ſtand. Er begriff nicht, was ihn vom dicken Gabler ferngehalten. Er fühlte, daß die Entfremdung durch die Verhältniſſe entſtanden war, aber daß er leicht die Umſtände hätte überwinden können, wenn er nur gewollt.

Und er dachte nach, über ſeinen bisherigen Lebensgang. Immer nur hatte er in die Zukunft geblickt und niemals auf einem Halt die Augen rückwärts gewandt. Nun überflog er ſeine Vergangenheit, ſeine Kinderjahre, von denen er nicht mehr allzuviel wußte, in denen nur Tante Clementinens freundliches, runzliches, altes Antlitz erſchien und Onkel Major mit ſeinen Geſchichten, die ihn als Knabe ſo gelangweilt hatten. Sylveſter merkte, daß er eigentlich von beiden keine ganz ſichere Vorſtellung mehr hatte, obwohl er doch ſchon zehn Jahre alt geweſen,

als sie gestorben waren. Vor seinem geistigen Auge sah er sie so, wie sie auf den Photographien ausschauten, die im Salon hingen, und nach Ansicht der Eltern niemals ähnlich gewesen waren.

Die Kadettenhauszeit schien wie im Traum verflogen, da er endlich fast am Abschluß seiner Erziehungsjahre stand. Nun konnte er das Examen gar nicht mehr erwarten. Er war nicht Gefreiter geworden, wie er im stillen gehofft, sogar nicht einmal „Ausgezeichneter", aber er hatte dennoch alles Vertrauen für Ostern, denn in den Stunden leistete er ganz Gutes, und an seiner Nicht-Beförderung war nur ungenügende Aufmerksamkeit schuld gewesen.

Seine Pläne mit der Kavallerie wagte er dem Vater noch nicht mitzuteilen. Er nährte sie nur im stillen, aber er war fest überzeugt, daß sie glücken müßten, und er schwor sich alle mögliche Entsagung zu, wenn er nur seinen Wunsch erfüllt sähe.

Der kleine Schlitting hatte, wie Sylvester wußte, zwei Brüder bei der Kavallerie in Preußen, und sollte selbst bei den Ulanen in Posen eintreten. Ihn fragte er:

— Was, glauben Sie denn, das man wohl so etwa bei der Kavallerie braucht?

— Sehr verschieden! Wo soll es denn sein, Gardekavallerie oder Provinz? — meinte wichtigthuend der andere. Sylvester antwortete zögernd:

— Nun, bei einem ganz billigen Regimente!

Schlitting besann sich, dann zuckte er die Achseln:

— Wissen Sie, Geyer, in Sachsen, das weiß ich nicht recht. In Preußen, denke ich, so monatlich hundertzwanzig Mark ist wohl sehr billig.

Sylveſter war erſchrocken darüber, und konnte ſich nicht enthalten, auszurufen:

— Was, ſo viel?

— Das iſt doch nicht viel! — antwortete Schlichting blaſiert.

Nun machte ſich Sylveſter ſeine Berechnung. Er war über die Auskunft ſehr traurig, denn ſo viel hatte er allerdings nicht erwartet. Doch er überſchlug es ſich in Gedanken, obwohl er keine Ahnung hatte, was er wohl etwa brauchen würde. Dabei kam er zum Ergebnis, daß für ihn ſechzig Mark mit dem Gehalt ausreichen mußte.

Die, glaubte er, würde ihm der Vater doch beſtimmt geben können.

40.

Der Augenblick war für Sylveſter gekommen, den Vater zu fragen, wo er eintreten ſolle, denn beim Beginn des Weihnachtsurlaubes hatte Hauptmann Schröder den Kadetten der erſten Diviſion geſagt:

— Wenn Sie vom Urlaub wieder eintreffen, ſo bitte ich Sie eine väterliche Beſcheinigung mitzubringen, des Einverſtändniſſes Ihrer Regimentswahl.

Da Sylveſter nun zur letzten Verſetzung im Korps doch noch die Auszeichnung erhalten, das heißt eine grün und ſilberne Schnur über dem Ärmelaufſchlag, die nur die Beſten bekamen, ſo war der Empfang zu Hauſe voller Freude. Am Abend waren die Schweſtern mit Tante

Guſtel ausgebeten und die Gelegenheit, wo die Eltern allein blieben, ſchien günſtig, um zu fragen. Sylveſter ſagte, als er den Vater mit der Mutter am Schreibtiſch, Wirtſchaftsangelegenheiten ordnend, fand:

— Darf ich etwas ... ſtöre ich, Vater?

— Nein, was willſt Du, Sylveſter?

— Der Hauptmann will eine Entſcheidung von uns, wo wir eintreten ſollen, und Du mußt mir bitte beſcheinigen, daß Du damit einverſtanden biſt. Da möchte ich gern wiſſen, was ich ſagen ſoll!

— Setz Dich mal hierher, Sylveſter! — antwortete der Vater und nahm eine ernſte Miene an, während er der Mutter bedeutete, gleichfalls Platz zu nehmen. Dann ſchwiegen ſie eine Weile alle drei, und Sylveſter hatte ein erwartungsvolles, faſt feierliches Gefühl, denn er wußte, daß ſich in dieſer Stunde ſein ganzes Leben entſcheiden würde. Der Hauptmann legte die glimmende Cigarre vorſorglich auf den Aſchenbecher, dann begann er, nachdem er ſich einige Male verlegen geräuſpert hatte:

— Du kannſt Dir denken, mein lieber Sohn, daß ich auf dieſe Frage vorbereitet geweſen bin und bereits über Deine Zukunft reiflich nachgedacht habe. Und wie Du weißt bei Deinen Eltern, nicht nur ich, ſondern Deine Mutter genau ſo .....

Er machte eine kleine Pauſe, die Mutter nickte Sylveſter betrübt, wie es ſchien, zu, und dann fuhr der Hauptmann fort:

— Wir haben alles hin und her überlegt, und daß ich es nur gleich vorwegnehme, wir ſind zu keinem erfreulichen Ergebnis gekommen ..... Ich bin von dem Grundſatze ausgegangen, Dir ſchon frühzeitig Einblick in unſere

Verhältniſſe zu verſchaffen. Ich habe dieſen Grundſatz, weil ich meine, daß es für Dich nur von Vorteil ſein konnte ſo frühzeitig als möglich zu wiſſen, daß wir — — nicht reich ſind. Dann ſtreckt man ſich eben beſſer nach ſeiner Decke und vor allen Dingen, dann giebt es keine Enttäuſchung. Du wirſt ja ſelbſt nach allem, was Du weißt, unterrichtet ſein, daß Du keine großen Anforderungen machen kannſt. Teuere Regimenter ſind Dir eben verſchloſſen. Ja, ich wünſchte, daß es anders wäre, aber es iſt nun eben mal nicht anders. Du biſt alſo darauf vorbereitet, daß Du Dich wirſt einſchränken müſſen.

— Das will ich ja auch, Vater! — antwortete Sylveſter mit entſchloſſenem Ausdruck, und der Vater fragte:

— Nun, welches Regiment haſt Du Dir denn gedacht? Haſt Du beſondere Wünſche?

Der Kadett zögerte zuerſt, mit ſeinem Plan herauszurücken, doch endlich gewann er Mut und ſagte ſo ſchnell als möglich die Worte herausſtoßend:

— Ich will alles thun, damit mein Plan geht. Ich will mich einſchränken, ſoviel als irgend möglich. Alles will ich mir meinetwegen verſagen, alles, alles, nur, daß ich es erreiche. Aber bitte, erſchreckt nicht, was ich jetzt ſage .... ich möchte zur Kavallerie!

— Zur Kavallerie? — fragte der Hauptmann ſehr erſtaunt, faſt entrüſtet, und die Mutter wiederholte wie ein Echo, nur leiſer und bedauernd traurig:

— Zur Kavallerie?

Sylveſter erſchrak über die Art, wie ſein Wunſch von den Eltern aufgenommen ward und fügte nun leiſe, kleinlaut geworden hinzu:

— Ich habe mir ausgerechnet, daß ich, wenn

ich vernünftig wäre, mit sechzig Mark Zulage monatlich ....

Der Vater ließ ihn gar nicht ausreden:

— Sechzig Mark? Das ... das sind zwanzig Thaler ... ja, aber liebes Kind, woher ... denn? Woher denn? Das ist sehr nett, wenn Du Dir ausrechnest, mit zwanzig Thalern könntest Du auskommen! Aber erst mußt Du sie doch auch bekommen. Und wer sagt Dir denn das. Denke doch mal, das macht ... macht das Jahr ..... also zweihundert ... zweihundertvierzig Thaler! Um Gottes Willen, Sylvester, was denkst Du nur eigentlich, wo ich soviel Geld für Dich hernehmen sollte. Deine Geschwister wollen doch auch leben!

Dann lief der Vater, der aufgesprungen war, mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, während die Mutter Sylvester die Hand entgegenstreckte, sie tröstend zu pressen.

Er war wie betäubt und vernichtet, und für einen Augenblick ergriff ihn eine entsetzliche Wut, eine Empörung, daß der Traum, den er geträumt, zerrann, eine Bitterkeit, daß er verdammt war, arm zu bleiben. Er zürnte dem Vater, der kein Geld hatte. Er fragte sich, warum er es nicht verstanden, es in seinem Leben zu sammeln. Er fühlte einen Ekel vor diesem elenden Gelde, nach dem alles in der Welt ging, das alles bestimmen und regieren sollte, von dem menschliches Glück abhing, an dem es scheiterte.

Sylvester hatte das Bewußtsein, daß ihm nun alles einerlei war, daß mit ihm geschehen mochte, was da wollte, daß Regiment, Waffengattung, Ort und Land ihm vollkommen gleichgültig blieb. Wenn er nicht zur

Kavallerie gehen ſollte, dann hätte er dem Vater ebenſo den Train zugeſtanden, wie irgend etwas anderes.

Der Hauptmann bemerkte ſeine Niedergeſchlagenheit und Gleichgültigkeit. Bemüht, ihn zu tröſten, ſagte er:

— Sylveſter, ſo ſei doch vernünftig! Es iſt doch nun mal nicht zu ändern! Ich kann doch nichts dafür, daß ich Dir nicht mehr geben kann. Ich wünſchte, Du könnteſt zum teuerſten Kavallerieregiment gehen! Ich würde es ja ſo gern thun, wenn ich das Geld hätte! Aber es geht doch nun mal nicht!

Dann wurde der Vater weich, da er ſah, daß Sylveſter, vor ſich hinbrütend, regungslos ſitzen blieb, und auf ſeine Worte gar nicht zu achten ſchien. Er trat an den Sohn heran, klopfte ihm auf die Schulter, und ſprach, während ganz allmählich ſich ſeine Stimme umflorte und ihm die Augen feucht wurden:

— Mein liebes Kind, ſo ſei doch gut und lieb zu mir. Ich möchte doch ſo gern alles für Dich thun, was ich kann, aber ich kann eben nicht anders. Und dann, ſieh einmal, Dein Vater iſt doch auch Infanteriſt geweſen, und hat ſich doch ſehr wohl und glücklich gefühlt bei ſeiner Waffe und in ſeinem Regimente. Und wenn ich es auch nur bis zum Hauptmann gebracht habe, ſo iſt das doch aller Ehren wert, und ich bin immer, auch heute noch, ſtolz auf meinen Hauptmannstitel, wie Du es einmal ſein wirſt, wenn Du Hauptmann ſein wirſt .... Sieh mich mal an ... ſieh mich mal an ...

Und Sylveſter hob den Kopf. Er ſah, wie dem Vater die Thränen in den Augen ſtanden und in dicken Perlen die Wangen herabliefen. Der Vater weinte? Da konnte er nicht mehr an ſich halten: tiefe Rührung packte

ihn und Ärger über seine Verstocktheit und das Unrecht, daß er den Eltern zufügte, die ja doch nur sein Bestes wollten und über ihre Mittel nicht hinaus konnten.

Sylvester kam sich sehr schlecht vor. Auch ihm flossen die Thränen. Er umarmte den Vater und die Mutter, die gleichfalls weinte, weil sie die beiden weinen sah. Dann küßten sie sich alle drei und gaben sich die Hand. Der Hauptmann sprach:

— Nun ist alles vorbei. Reden wir nicht mehr drüber!

Der ganze Kavallerietraum war wie weggeblasen, und Sylvester hörte, nüchtern geworden, dem zu, was die Eltern ihm von ihren Umfragen bei den verschiedenen Regimentern erzählten. Der Hauptmann hatte an eine ganze Anzahl ehemaliger Regimentskameraden geschrieben, und nach den dienstlichen wie kameradschaftlichen Verhältnissen in den einzelnen Garnisonen sich erkundigt. Und von allen Äußerungen schien eine am günstigsten zu lauten, die er nach Auseinandersetzung der verschiedenen Schritte, die er gethan, Sylvester als Überraschung mitteilte:

— Wir haben ein Regiment gefunden, das verschiedene Vorteile hat. Der Kommandeur stand früher bei uns, und war sogar Leutnant bei meiner Kompagnie. Den einen Bataillonskommandanten sowie den etatsmäßigen Stabsoffizier kenne ich auch noch. Dann ist die Garnison verhältnismäßig nicht weit von Dresden, sodaß Du uns mit geringen Kosten — per Bahn — vielleicht sogar zu Fuß, besuchen könntest, und Du nicht ganz verloren für uns wärest. Endlich ist das Regiment billig, und mit Deiner Zulage, die ich Dir würde geben können, bist Du imstande, auszukommen.....

Sylveſter hatte alles Frühere vergeſſen und hörte aufmerkſam zu. Nun fragte er begierig:

— Welches Regiment denn, Vater?

Der Hauptmann zögerte abſichtlich noch einen Augenblick, um die Spannung zu verſchärfen, dann ſagte er:

— Zweihundertundſechzehntes Infanterieregiment in Meißen!

— Nun, Sylveſter, mein Liebling, was meinſt Du dazu? — fragte beſorgt die Mutter, und er ſchlug erfreut die Hände zuſammen, und ſprach in ganz ehrlicher Freude:

— Meißen? O, das iſt ſchön! Das iſt famos!

An Meißen hatte er gar nicht gedacht gehabt, aber er freute ſich, denn er wußte, ohne jemals dort geweſen zu ſein, daß die Stadt für ſehr ſchön gelegen galt, in prachtvoller Umgebung, im Thal, an derſelben Elbe, die er in Dresden ſo liebte, mit dem berühmten Schloß aus alter Zeit.

Nun erfuhr er auch die Höhe ſeiner Zulage. Der Vater teilte ſie ihm mit leiſer, bedauernder Stimme mit, während er dem Sohne nochmals die Hand gab:

— Mein armer Sylveſter, Du bekommſt monatlich zwanzig Mark!

— Ich danke Euch vielmals, vielmals! — rief der Jüngling und küßte den Vater. Dann ſchloß er die Mutter in die Arme und blieb lange Zeit hindurch bewegungslos an ihrer treuen Bruſt, während ſie ihm mit halberſticktem Ton ins Ohr flüſterte:

— Mein Kleining! Mein Liebling! Es iſt ſo wenig! Ich helfe Dir ſchon mal, wenn ich es kann! Liebſt Du mich denn?

Ein langer Kuß war die Antwort.

Als dann am 31. Dezember 1878 Sylveſter zur Feier des achtzehnten Geburtstages vom Vater die Erlaubnis erhielt — nicht nur heimlich — ſondern im Hauſe, wenigſtens nach Tiſch, eine Cigarre zu rauchen, lehnte er ſie heiteren Sinnes mit den Worten ab:

— Ich will mir's gar nicht erſt angewöhnen. Es iſt immer eine Ausgabe mehr!

41.

Das Examen rückte näher, und die Kadetten der erſten Diviſion blieben jetzt jeden Abend bis elf Uhr auf, um noch zu arbeiten. Sie hatten allerhand Erleichterungen bekommen, ſie in der Arbeit zu fördern. Die Reitſtunden hatten aufgehört, das Exerzieren wurde beſchränkt, und in den Freizeiten durfte wer wollte auf der Stube bleiben, um zu lernen.

Von nichts anderem war mehr die Rede, als nur vom Verlaſſen des Korps, von den Ausſichten auf das Examen, von der Möglichkeit, die Themata zu ahnen, die gegeben werden würden. Und endlich wurden die Regimenter beſprochen, die dieſer oder jener gewählt hatte. Der kleine Schlitting fragte Sylveſter:

— Zu welchem Regiment gehen Sie denn?

— Zweihundertſechzehn, nach Meißen! — antwortete Sylveſter.

— Ich denke, Sie wollten zur Kavallerie?

— Ich habe mir's anders überlegt! — lautete die Antwort, ohne Bitterkeit, ruhig und zufrieden.

Sylveſter hatte die ſächſiſche Rangliſte von 1878 vom Vater geſchenkt erhalten, ſobald dieſer die von 1879 bekommen und nun ſtudierte er eifrig die Namen der Offiziere in ſeinem zukünftigen Regimente. Nach dem neuerſchienenen Buche des Vaters verbeſſerte er genau ſein altes und verlor damit viel Arbeitszeit. Er ſprach nur von „mein Regiment", wie das die Kameraden alle thaten, und war ſtolz und glücklich, wenn er „mein Regiment" vor einem anderen jüngeren Kadetten ſagen konnte.

Auf Urlaub zu Haus unterhielt er ſich nur noch von ſeiner Zukunft und ließ ſich ganz genau vom Vater über die Offiziere berichten, die jener von ſeiner Dienſtzeit her noch kannte. Die Schweſtern wußten auch von dieſem oder jenem Leutnant, mit dem ſie einmal getanzt, oder den ſie hier und da bei Bekannten getroffen hatten. Mit Onkel Gottfried konnte er über dieſe Fragen, die ihn jetzt bewegten, wenig reden.

— Ich intereſſiere mich nicht für Militäriſches! — ſagte der Onkel immer, ſobald Sylveſter ihn ausforſchen wollte, wie etwas zu beurteilen ſei. Aber über allgemeine Fragen, die jeden Jüngling in dieſer Entwickelungszeit betrafen, ſprach er ſehr offen und freimütig mit ſeinem Neffen. Er gab ihm Verwarnungen für die Zukunft, und fügte immer hinzu:

— Mein lieber Junge, Du mußt nur nicht denken, ich wollte hier als Moralprediger auftreten. Ich weiß genau, daß Warnungen im Entrüſtungston vom hohen Pferd herunter meiſt eine lächerliche Wirkung haben und abſolut nicht das geringſte nützen. Im Gegenteil. So

will ich Dir denn offen ſagen, — ich ſpreche aus Erfahrung — daß ich auf eine Menge Dinge hereingefallen bin, die ich Dir eben jetzt ſo darſtelle, als verwerflich, als zu vermeiden und ſo weiter. Gebranntes Kind fürchtets Feuer. Aus den Fehlern der Alten ſollen die Jungen lernen!

Und dennoch hatte Sylveſter ein klein wenig das Gefühl, daß Onkel Gottfried übertreibe und die Sachen eigentlich gar nicht ſo ſchlimm ſeien, wie er ſie darſtellte. So hatte ihn Onkel Gottfried davor gewarnt, vor dem Examen am Vorabend noch anſtrengend zu arbeiten und etwa lange aufzubleiben. Er hatte geraten, den letzten Tag lieber überhaupt die Bücher in die Ecke zu werfen und nichts mehr anzuſehen, um den Kopf frei zu haben. Sylveſter glaubte ihm das nicht recht.

Mittags nach allgemeinem Stundenſchluß gingen die übrigen Kadetten in den Oſterurlaub und die erſte Diviſion blieb allein. Sylveſter hatte von ſeiner Stube herzlich Abſchied genommen, denn ſie mochten ihn alle gern und er war mit ihnen das ganze Jahr hindurch gut ausgekommen. Dem ſchwarzen Ulrich hatte er noch beſonders mehrere Male die Hand geſchüttelt in Erinnerung der vier Jahre, die ſie faſt ununterbrochen zuſammen geweſen. Nun lag der Nachmittag vor ihm.

Zuerſt wollte er in den ſchönen, großen Park hinunter, der ſich mit dem erſten Frühjahrsgrün ſchmückte, und dort herumſchlendern, oder auf irgend einer ſtillen Bank mit einem Roman aus der Kompagniebibliothek die Zeit verbringen. Er war entſchloſſen, ſich um gar nichts zu kümmern, kein Lehrbuch mehr aufzuſchlagen und ſich nur zu erholen, um friſch ins Examen zu gehen. Aber er war

der Einzige, der so dachte. Alle andern verbrachten nach dem Essen nur eine kurze Viertelstunde im Park, dann gingen sie auf die Stuben, um zu arbeiten.

Jeder berichtete, was er noch zu thun hätte, wo eine Lücke auszufüllen wäre, weil er die ganz bestimmte Ahnung habe, daß unbedingt morgen im Examen das an die Reihe kommen werde, was ihm gerade fehle. Da begann auch Sylvester alles dessen inne zu werden, was ihm nicht klar genug war, um eine Arbeit darüber zu schreiben. Und um nicht zurückzustehen, auch in leichtem Anfluge des Neides, daß die Kameraden ihn übervorteilen könnten, lief er spornstreichs auf seine Stube hinauf und setzte sich zur Arbeit nieder. Doch es ging ihm nicht von der Hand. Er faßte hier an und dort, ohne zu wissen, was er vornehmen sollte. Dazu studierte er die Rangliste lange Zeit, wiederholte sich die Namen seines Regimentes und verglich in der Anciennetätsaufstellung das Alter der Offiziere, um sich zu berechnen, wie lange er wohl etwa Sekondleutnant bleiben mußte, wann er gar Hauptmann werden könnte.

Darüber verstrich die Zeit. Das Abendessen setzte seinem Umhertasten ein Ziel. Während der Mahlzeit hörte er die Kameraden rühmen, was sie alles noch einmal durchgenommen hätten, und nun ward ihm dermaßen ängstlich zu Mut, daß er sich später noch einmal hinsetzte und statt zu arbeiten wiederum blätterte und brütete.

Um elf Uhr sollten die Kadetten zu Bett gehen, hatte Hauptmann Schröder befohlen. Aber sie standen gegen halb zwölf Uhr, als der Offizier du jour sich zurück gezogen hatte, nochmals auf und versammelten sich in Sylvesters Stube, um wiederum zu arbeiten. Zur Arbeit

kamen ſie jedoch nicht viel, denn ſobald einmal für einen Augenblick Ruhe eingetreten war, begann irgend einer eine Geſchichte zu erzählen oder eine Frage zu ſtellen, und dann fiel der ganze Chor ein. Es wurde auf der Gasflamme Chokolade gekocht, einer hatte eine Flaſche Allaſch mit, die nun die Runde machte. Ein anderer wieder gab Cakes zum Beſten und gebrannte Mandeln und alle bis auf Sylveſter ſchoben eine Cigarette im Mundwinkel hin und her.

Es war ſchon gegen zwei Uhr, als ſie ſich trennten. Sylveſter ſchlief feſt. Als er am andern Morgen aufwachte fühlte er ſich nicht im mindeſten gekräftigt, ſondern war müder wie je vorher, daß er kaum aus den Augen ſehen konnte und ihn Hauptmann Schröder fragte:

— Sind Sie denn krank, Geyer? Sie ſehen ſo angegriffen aus! Nun?

— Nein, Herr Hauptmann! — antwortete Sylveſter. Er ſagte ſich nun, daß Onkel Gottfried recht gehabt hatte. Aber jetzt war es nicht mehr zu ändern. Deshalb wuſch er ſich noch einmal mit kaltem Waſſer, um den Kopf frei zu bekommen, packte ſeine Schreibmaterialien zuſammen und ging in den Examenſaal hinab mit bebendem Herzen.

Die Aufgaben ſagten ihm faſt alle zu, aber nicht eine einzige gab es darunter, an die Sylveſter am Tag vorher gedacht hatte oder die von einem der eifrigen Kameraden vorhergeſehen worden wäre. Das tröſtete ihn über ſeine Faulheit und gab ihm Mut zur Arbeit. Das Geſchichtsthema handelte vom dreißigjährigen Kriege, für den er gerade immer eine Vorliebe gehabt und von dem ihm der Vater oft ſtundenlang erzählt, weil ein Geyer ſich unter

Christian von Braunschweig hervorgethan, der Großvater des Feldmarschalls, von dem in der Familie öfters die Rede war.

Das einzige Fach, in dem Sylvester sehr schlecht arbeitete, war Mathematik. Es gelang ihm nur eine einzige Aufgabe zu lösen. Doch hatte er darauf schon immer gerechnet und „Mathese", wie die Kadetten es nannten, von Anfang an verloren gegeben, weil er stets darin der schlechteste gewesen war. Je mehr das Examen fortschritt, desto mehr wich ihm alle Angst und Befangenheit und beim mündlichen war er so ruhig, als ob es ganz gleichgültig sei, was er antworte.

Endlich kam die Stunde, wo das Ergebnis den Wartenden mitgeteilt wurde und der Kommandeur des Kadettenkorps sie entließ.

Im großen Saal waren sie alle aufgestellt in Tschako und Degen. Die Lehrer traten ein, die Offiziere, die Kompagniechefs und zuletzt Oberst von Bärwaldt, der neue Kommandeur, ein Riese, ordenübersäet, weil er Jahre hindurch Flügeladjutant gewesen. Die Namen der Kadetten wurden verlesen, denen das Reifezeugnis zum Portepeefähnrich erteilt worden. Der Beste fing an, und Sylvester folgte ihm als Vierter. Als Kadett von Geyer erklang, überlief ihn ein Schauer: endlich war er mit den Schuljahren fertig.

Der Kommandeur ermahnte die Abgehenden, die ohne Ausnahme bestanden hatten, noch einmal, nun, wo sie in die Armee treten würden, dem Korps, dem sie entstammten, auch Ehre zu machen während ihrer künftigen Dienstzeit beim Regiment, bat sie, die Anstalt in gutem Angedenken zu behalten und entließ sie mit dem Wunsch, daß es ihnen

fernerhin im Leben gut gehen möchte. Jedem einzelnen reichte er die Hand, dann war die Feier beendet.

Beim Scheiden ſagte noch Hauptmann Schröder denen von ſeiner Kompagnie ein Abſchiedswort. Sylveſter lachte er freundlich an und meinte, mit kleiner Ziererei ihn nicht mehr Kadett nennend:

— Nun, Herr von Geyer, es freut mich, daß Sie doch noch ein ſo gutes Examen gemacht haben. Ich kann Ihnen jetzt ſchon verraten, ehe Sie das Zeugnis erhalten haben, daß Sie noch viel weiter oben ſtünden, wenn Sie nicht in Mathematik ſo ſchlecht gearbeitet hätten. Und nun wünſche ich Ihnen alles Gute, und wenn Sie erlauben, daß ich Ihnen für Ihren Beruf noch einen Rat mit auf den Weg geben darf, da ich doch nun einmal bisher Ihr Erzieher geweſen bin: bekämpfen Sie Ihre Anlage zum Trotz, die ſich in früherer Zeit bei Ihnen ſo zeigte, daß ich einmal meinte, an Ihnen verzweifeln zu ſollen. Im militäriſchen Leben iſt nichts ſo verhängnisvoll als das. Aber erhalten Sie ſich auch eine andere Eigenſchaft, die Sie beſitzen, die wird Ihnen noch nützlich ſein: Ihr ſchnelles Erkennen, wenn einmal der Trotz gebrochen iſt, daß Sie unrecht hatten! Und nun bitte, empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter. Ich habe ſie ſchätzen gelernt. Und unbekannterweiſe Ihrem Herrn Vater. Adieu.

Sie gaben ſich die Hand und Sylveſter war frei.

Wie berauſcht fühlte er ſich, als er das Korps verließ und in die Droſchke ſtieg, die ſeinen Koffer ſchon aufgenommen hatte. Er vergaß, vom alten Aufwärter Abſchied zu nehmen, der ihm nun ſchon vier Jahre die Stiefel gewichſt und ſein Bett gemacht. Er dachte nicht mehr an den Krankenpfleger oben im Lazarett, der ihn ſo gut und ſorgſam

gepflegt, zur Zeit seiner Blinddarmentzündung. Auch den Feldwebelleutnant sah er nicht mehr, mit dem er ausgekommen trotz mancher Liederlichkeit während der ganzen Jahre.

An nichts, nichts dachte er mehr, ganz erfüllt von dem Glücksgefühl, nun endlich diese Mauern hinter sich lassen zu können, in denen ihn der eine Gedanke immer beherrscht hatte: erwachsen zu sein und seine Jugend-, seine Lehr-Zeit hinter sich zu haben.

Als die Droschke mit ihm davon fuhr, blickte er sich nicht einmal mehr um, denn der graue Kasten hinter ihm, da, ging ihn ja nichts mehr an, er bedeutete die Vergangenheit. Sylvester aber wollte nur an die Zukunft denken, denn mit dieser Stunde trat er ja endlich als Mann in das Leben.